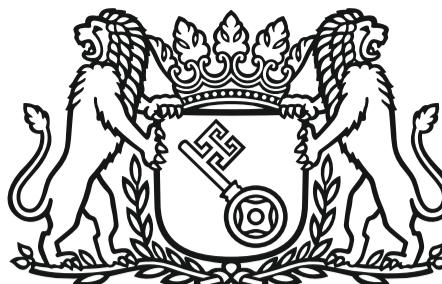


Das neue Heft.
Jetzt gratis sichern!
www.zeit.de/leo

DIE ZEIT



Hält er das durch?

Friedrich Merz verliert wichtige Verbündete, auch in der eigenen Partei. Viele wissen nicht mehr, wofür der Kanzler noch steht. Könnte jetzt sogar die Regierung kippen?

POLITIK UND WIRTSCHAFT

Titelbild (M): Florian Gaertner/Photothek/Getty Images; Illustrativ bearbeitet von DZ



KORRUPTION

Kontrolle ist besser

Kann man der Ukraine noch vertrauen? VON OLIVIA KORTAS

Die Ukraine hat sich in diesem Krieg einen Ruf erarbeitet. Sie gilt als Land der Macher und Ingenieure, deren Entbehrungen und Innovationskraft sie davor bewahren, von einem autokratischen Koloss verschluckt zu werden. So ein Land unterstützt man gern. Ein korruptes hingegen? Eher weniger. Für die Ukraine wäre es höchst gefährlich, entstünde im Westen der Eindruck, dass seine Hilfsmilliarden in den Taschen der Mächtigen landen.

Nun bestätigt ausgerechnet der im Ausland so beliebte Präsident dieses Bild. Wolodymyr Selenskyj setzt auf alte Vertraute, von denen einige in den jüngsten Korruptionsskandal im Energiesektor verwickelt sind.

Ist die Ukraine ein verlässlicher Partner, fragen sich im Westen viele, deren Steuergelder in Waffen fließen. Ja, ist sie. Diese Partner sind allen voran die ukrainischen Bürgerinnen und Bürger, die den inneren politischen Kurs ihres Präsidenten seit Langem kritisieren, den Staatschef aber tolerieren. Denn er ist es nun einmal, der sie bis ans Kriegsende führen muss. Die Zeit der politischen Abrechnungen kommt nach dem Kampf ums Überleben, bei den nächsten Wahlen.

Bis dahin kontrolliert die Zivilgesellschaft ihren Präsidenten. Sie zog im Sommer auf die Straßen, als ein Gesetz jene Institutionen ihrer Unabhängigkeit beraubten sollte, die den neuesten Betrug aufdeckten. Auch jetzt ließ Selenskyj zwei Minister feuern, verhängte Sanktionen und kündigte Neubesetzungen in betroffenen Staatskonzerne an, weil die Zivilgesellschaft, gemeinsam mit westlichen Partnern, Druck ausübt. Auch Deutschland ist für die Ukraine nicht nur finanzieller Unterstützer, sondern auch potenzieller Watchdog.

Trotz demokratischer Kontrolle werden in der Ukraine seit Jahresbeginn Korruptionsermittler, kritische Journalisten und Aktivisten mehr und mehr eingeschüchtert und bedroht, von Institutionen, auf die das Präsidialamt Einfluss hat. Deutschland hat das politische Gewicht, um sie davor zu schützen.

In Kyjiw wird verbreitet, weitere Vertraute des Präsidenten seien am Korruptionsskandal beteiligt. Es gilt abzuwarten, ob die Antikorruptionsbehörden tatsächlich Vorwürfe gegen sie erheben. So lange muss sichergestellt werden, dass die Ermittler ihre Arbeit machen können. Derweil geht der Kampf um das Überleben weiter.

DIE KRISE DER POLITIK

Platz-Patronen

Die Koalition, die sich als »letzte Kugel der Demokratie« sieht, benimmt sich, als gäbe es kein Morgen. Und das, während die AfD wächst und die Brandmauer noch ganz woanders bröckelt VON GIOVANNI DI LORENZO

Man schaut in diesen Tagen auf Union und SPD und denkt: Sie müssen von allen guten Geistern verlassen sein! Sie streiten sich, als hätten sie sich schon viele Jahre in der Regierung verschlissen, dabei sind sie erst knapp sieben Monate an der Macht. Und jetzt beschädigen sich auch noch Parteidienstleistungen und -freunde gegenseitig, mit großer Leidenschaft, selbst an der Basis.

Die SPD verpasst dem beliebten Neuköllner Bezirksbürgermeister Martin Hikel bei der Kandidatenkür zur nächsten Wahl ein so dürfiges Ergebnis, dass er nicht mehr antreten will. Er ist zum Symbol dafür geworden, wie ein volksnaher Politiker von seiner eigenen Partei fertiggemacht wird. Und die Union? Nach dem Streit um die Äußerungen von Außenminister Johann Wadephul über die Zerstörungen in Syrien kommt – nur Stunden nachdem die Koalition endlich eine von der Industrie begrüßte Subventionierung des Strompreises angekündigt hatte – jetzt die nächste politische Planierraupe: die Rentenpläne der Koalition, zu denen der Kanzler steht, die er aber offenbar seiner eigenen Partei nicht vermitteln kann.

Am vergangenen Wochenende wurde er beim Deutschlandtag der Jungen Union derart frontal angegriffen, dass es wie ein Eklat wirkte. Das Bedrohliche für Friedrich Merz: Die Junge Union erfährt nun mehr oder minder direkte Unterstützung aus CDU und CSU, vom baden-württembergischen Landeschef Manuel Hagel bis zu, vorsichtiger, Markus Söder. Kein Mensch versteht so, wohin diese Regierung will. Und darüber kann sich nur ihr größter politischer Feind freuen – die AfD.

In den vergangenen Monaten ist viel über die Brandmauer der politischen Mitte gegen die AfD diskutiert worden, die durch einige Äußerungen aus der Union ins Wanken geraten ist. Aber nicht nur dadurch. Im Europäischen Parlament wurde gerade das Lieferkettengebot durch ein gemeinsames Votum von Konservativen und Rechten bis Rechtsradikalen abgeschwächt. Die Aufregung war groß. Unterschätzt wird aber, dass die Brandmauer auch an ganz anderer Stelle zerbrockt. Möglicherweise ist das viel gefährlicher als die Wankelmüdigkeit einzelner Politiker.

Da ist die zunehmende Bereitschaft an der Spitze von Unternehmerverbänden, mit der AfD ins Gespräch zu kommen. Opportunismus spielt dabei eine Rolle. Aber vor allem die Enttäuschung über die

letzten Regierungen, die den Erwartungen der Wirtschaft in keiner Weise entsprochen haben. Manche Topmanager zeigen inzwischen Verachtung gegenüber dem politischen Betrieb in Deutschland. In einigen Unternehmen werden AfD-nahe Betriebsräte gewählt. Nicht wenige von ihnen genießen in der Belegschaft durchaus Ansehen. Und die Gewerkschaften haben das bislang nicht verhindern können.

Da ist die Leserschaft der klassischen Medien, die für die Mitte auch unberechenbar geworden ist. Eine vom Zeitverlag gerade abgeschlossene Leserstudie bringt Überraschendes zum Vorschein: 13 Prozent der Leser, die auf unsere Website kommen, aber kein Abo haben, können sich vorstellen, die AfD zu wählen – auch wenn sie die ZEIT selbst in keiner Weise mit dieser Partei in Verbindung bringen. Bei anderen liberalen oder linksliberalen Blättern ist der Anteil ähnlich. Bei einzelnen konservativen Medien bilden AfD-Geneigte laut dieser Studie eine besonders starke Gruppe. Bleiben diese Präferenzen ohne Wirkung auf die Ausrichtung von Medien? Es fällt jedenfalls auf, dass einige Redaktionen beinahe täglich die Regierung vor sich herziehen – und Missstände in einer solchen Fülle anprangern, dass man sich in einem Land von Vollposten und Versagern wähnt. Eine besonders große Zeitung hat sich offenbar auf den Kanzler geschossen, den sie vor der Wahl noch wohlwollend begleitet hatte.

Frappierend ist: Die Politiker wissen ja um die Gefahr

Und da ist schließlich ein gewisser Fatalismus zu beobachten, sowohl in der Politik als auch in der Bevölkerung. In der Politik quer durch alle Parteien. Die einen sagen, wir fänden kein Mittel gegen die AfD, die anderen, vornehmlich in der Union, sagen, mit der SPD sei eh keine richtige Reform möglich. Vereinzelt heißt es: Dann schon lieber eine Minderheitsregierung. Die im linken Lager dagegen sagen, dass jede Maßnahme, die zum Beispiel illegale Migration eindämmen oder mehr Abschiebungen ermöglichen soll, eine Konzession an die Rechtsradikalen ist – die AfD also faktisch schon mitregiert. Und da sind viele Bürger, auch in wohlsituierter und gebildeten Kreisen, die inzwischen unumwunden sagen: Ein bisschen Vance und ein bisschen Milei täten unserem Land ganz gut, mit diesen Regierungsparteien und diesem politischen Personal jedenfalls gehe es nicht weiter.

Dieser schleichen den Normalisierung im Umgang mit der AfD steht aber keinesfalls eine sich normalisierende AfD gegenüber. Stattdessen ist die Partei von Jahr zu Jahr radikaler geworden. Sie zielt auf die Demontage der von ihr so genannten «Kartellparteien». Jeder Vergleich mit der Weimarer Republik oder dem Aufstieg der NSDAP gilt zu Recht als gefährlich, weil er die Schreckensherrschaft der Nazis verharmlost. Auch täte man damit vielen Wählern der AfD unrecht, die keine Nazis sind, wie der ehemalige Präsident des Bundesverfassungsgerichts Andreas Voßkuhle gerade erst in einem klugen Beitrag in der *Süddeutschen Zeitung* geschrieben hat. Dennoch erinnern die Gleichgültigkeit und der Verdruss in der Bevölkerung in einem Punkt an die späten 1920er-Jahre. Der Autor Jens Biskay hat das in einem lebenswerten Buch beschrieben, das die Jahre 1929 bis 1934 analysiert. Die «lange schwelenden Probleme» jener Zeit hätten jedes für sich »wohl gelöst werden können, ihr Zusammentreffen aber verstärkte bei einer wachsenden Zahl von Menschen den Eindruck, dass es so nicht weitergehen könnte ... Das parlamentarische System wirkte wie gelähmt.«

Frappierend ist: Die Spitzopolitiker an der Regierung wissen ja um die Gefahr, die der Demokratie gerade droht. Deshalb sprach Söder von dieser Koalition als »letzter Patron« und Merz vor nicht allzu langer Zeit von einer »blockierten Republik«. Umso bedrückender ist es, dass SPD und Union nicht nach hartem Streit um die Sache zu klaren Entscheidungen kommen und diese dann durchsetzen. Noch hätten sie die Macht dazu. Der Reformbedarf ist riesig, die großen Aufreger der letzten Monate – beispielsweise die Strafen für Arbeit verweigernde Bürgergeldempfänger oder die Stabilisierung der Rente über 2031 hinaus – sind klein, gemessen an dem, was eigentlich nötig wäre: eine radikale Reform des Sozial-, vor allem des Rentensystems, damit diese Zukunftsfähig sind. Mag sein, dass viele Bürgerinnen und Bürger starke Veränderungen fürchten und Parteien, die sie betreiben, abstrafen. Aber mangelnder Mut und fehlende Tatkraft führen nicht mehr zur Belohnung oder auch nur Schonung durch die Wähler. Sie führen direkt zur Alternative für Deutschland.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen



Seitenweise Geschenke

Knausgård feiert Rilke, und wir empfehlen Bücher, Filme, Musik

Feuilleton-Spezial, S. 55

Aus der Spur geraten

Verbrennernostalgie oder Elektrohype: Im Autohaus zeigt sich Deutschlands Schicksal

Dossier, S. 15



Ein Mittel gegen die Angst

Diese Therapie verlangt den Patienten viel ab.

Doch sie wirkt

Wissen, S. 36

PROMINENT IGNORIERT



Alles rosa

Mit einem 6:0 gegen die Slowakei hat sich die deutsche Nationalelf für die Fußball-WM qualifiziert. Bundestrainer Julian Nagelsmann lobte seine Mannschaft: »Jeder hat heute ein extrem gutes Spiel gemacht und gearbeitet wie das rosafarbene Tier. Das Publikum hörte es gern, war die Leistung des Teams zuletzt doch ziemlich mau, wenn nicht sogar unter allem rosafarbenen Tier.«

USTO

Kleine Fotos (v. o.):

Olga Yastremska/Getty Images;

Pawel Wewierski/Getty Images;

Damian Hadjivanov/Shutterstock

Zeitung Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de; Leserbriefe@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ISBN 978-3-68987-038-6

ABONNENTENSERVICE:

Tel. 040 / 42 23 70 70,

E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DK 99,95/Fin 11,90/9,40/
CAN 9,40/F 9,40/IL 8,90/
A 7,90/CH 9,90/9,40/GR 9,40/
B 8,90/P 9,40/L 8,90/H 4990,-

Nº 49



Titelthema: Hält er das durch?

Das kann doch nicht euer Ernst sein

Ein Kanzlersturz als Unfall? Warum der Streit um die Rentenreform Friedrich Merz gefährlich werden kann

von MARIAM LAU

Sieht so eine Kanzlerdämmerung aus? Am Montagmorgen nach seinem großen Renten-Showdown mit der Parteijugend begrüßte Friedrich Merz das Publikum des SZ-Wirtschaftsgipfels mit den Worten: »Wer hätte ahnen können, dass ich bei der Süddeutschen Zeitung einmal freundlicher begrüßt werden würde als bei der Jungen Union!« Die Stimme des Kanzlers war ein paar Etagen tiefer als sonst, heiser, angeschlagen, erkältet, sodass der selbstdramatische Witz bisschen kläglich klang. Gehen mir jetzt alle von der Fahne?

Der Konflikt um die Zukunft der Rente hat erbarmungslos die Schwächen des Systems Merz offengelegt. Der Regierungschef stolpert über die vollmundigen Ankündigungen, die er selbst als Oppositionsführer gemacht hat, die versprochene klare Kante zerbrockt unter handwerklichen Fehlern, all das steht in krassem Widerspruch zu den täglichen Beteuerungen, man sei die letzte Patrona der Demokratie, und verdichtet sich nach sechs Monaten zur bangen Frage: Ist das jetzt schon wieder der Anfang vom Ende?

Ein Satz, den man in Telefonaten mit CDU-Leuten derzeit in immer neuen Varianten hört, lautet: »Wie hätte Angela Merkel das gemacht? Sie hätte den Vorsitzenden der Jungen Union (JU) angerufen und vor einem Auftritt beim Deutschen Landtag, dem Parteitag des Unionsnachwuchses, gefragt: Was brauchst du? Was muss ich unbedingt sagen?« Vor der Fertigstellung eines Kabinetsbeschlusses hätte sie mögliche Kritiker zu sich ins Kanzleramt bestellt und einzeln behandelt, mal mehr, mal weniger hyggelig.

Dieselben Merz-Kritiker haben zugleich früher oft mit ihm die Hoffnung verbunden, genau das – die »ewige Konsenssoße«, das Konturlose, Praktische – möge ein Ende haben. Klare Kante, CDU pur, Ab Tag eins werde ich ... Zack! Es ist diese Sehnsucht nach Eindeutigkeit, Klarheit und letztlich Freiheit von den Zwängen des Kompromisse-Schließens, die der Fata Morgana von einer Minderheitsregierung in diesen Tagen immer neue Attraktivität verleiht: regieren, befreit vom Koalitionspartner.

Merz, auf dem Boden des Koalitionsaltags angekommen, muss nun mit den verschiedenen Seiten 3D-Schach spielen, um den Enttäuschten, den Immer-schon-Skeptikern, dem Koalitionspartner und der CSU gerecht zu werden. Dabei verheddet er sich, wenig verwunderlich, in unauflösbarer Widersprüche. »Nichts, gar nichts, überhaupt nichts« spricht für die Vereinbarung im Kabinetsbeschluss, das Niveau der Renten nach dem Jahr 2031 weiter zu stützen. Das hatte Merz am Samstag auf dem Deutschen Landtag in Rust auf die Frage einer jungen Delegierten gesagt – um zwei Minuten später zu erklären, er werde dem mit gutem Gewissen zustimmen.

Aber geht es hier bloß um Prozess, Organisation und Kommunikation? So mangelhaft es gegenwärtig um alle drei bestellt sein mag – es steckt ein politisches Grunddilemma hinter dem Merzischen Spontitum, seinem gelegentlichen Rollenwechsel zwischen Kanzler und Oppositionsführer, das ihn auch jetzt wieder, im Streit um die Rente, so in Bedrängnis bringt.

Die CDU nämlich hat genau das schon einmal erlebt: auf der Strecke vom sogenannten Leipziger »Reformparteitag« 2003, der den Sozialstaat auf neue Pfeiler stellen sollte, bis zur Kanzlerschaft von Angela Merkel in der großen Koalition von 2005. Spätestens mit

ihrem Regierungsantritt war die Kanzlerin, die – übrigens im engen Schulterschluss mit Friedrich Merz – als wirtschaftsliberale Reformerin gegen das »System Kohl« gestartet war, zu der resignierten Überzeugung gelangt, dass man in Deutschland mit Sozialabbau welcher Art auch immer keine Wahlen gewinnen werde.

Genau diesen Zusammenhang sprach Merz an, als er am Samstag dem JU-Publikum zurieth: »Glaubt jemand ernsthaft, dass wir einen Unterbietungswettkampf gewinnen, wer das niedrigste Rentenniveau anbietet? Das kann doch nicht euer Ernst sein. Damit gewinnen wir keine Wahl.«

Dieses Irrlichtern zwischen CDU pur, Wählerwillen und Koalitionsräson im

»Im Herbst 2015 waren gefühlt 80 Prozent der Partei gegen den Kurs der Kanzlerin«, erklärte JU-Chef Johannes Winkel kürzlich im Gespräch mit der ZEIT. »Wir haben dann zehn lange Jahre gebraucht, um diese Entscheidung zu korrigieren, statt von Anfang an ehrlich zu diskutieren.« Nicht nur Merz, auch Vizekanzler Lars Klingbeil hat bei vielen in der Union mit seinem apodiktischen Satz »An dem Gesetz wird nichts mehr geändert« Empörung ausgelöst. Das sei eine Missachtung des Parlaments. »Top-down, das ist Diktatur!«, findet der Vorsitzende der Seniorenpolitik, Hubert Hüppe.

Hinzu kommt, dass seit Merkels Regierungszeit Medien rechts von der Union in einen Überbietungswett-

dien Medien schnell Heldenstatus erreichen. Über Berichte einer wachsenden Anzahl von Unionspolitikern, die angeblich die Idee einer Minderheitsregierung mit der AfD ventilieren, meint ein Mitglied des Fraktionsvorstands: »Da ist der Wunsch der Vater des Gedankens.« Fraktionschef Jens Spahn sagt über die Idee der Minderheitsregierung: »Ich halte das für völlig abwegig. Das führt zu Chaos und Neuwahlen. Deutschland braucht eine stabile Regierung, in diesen Zeiten mehr denn je. Und Deutschland hat eine stabile Regierung. Dabei bleibt es.«

Guckt sich Jens Spahn da die Lage schön? Um dem weltweiten Sog von rechts standzuhalten, bräuchte es Vertrauen zuallererst mal im engsten Umfeld

Kritik selbstverständlich von sich; die Zusammenarbeit laufe prima.

Anfang kommenden Jahres müssen sich Fraktionschef Jens Spahn und auf einem Parteitag auch der Vorsitzende Friedrich Merz erneut zur Wahl stellen. Derzeit will keiner darauf wetten, wie das ausgeht. Zwei allerdings stünden bereit für den Fall, dass Merz scheitert. Angeboten werden eine autoritäre und eine antiautoritäre Variante: Markus Söder, der am Wochenende den Jung-Unionen zurieth, man müsse der SPD endlich mal klarmachen, wer hier der Juniorpartner sei. Oder NRW-Ministerpräsident Hendrik Wüst, der mit seinem grünen Koalitionspartner Konflikte geräuschlos klärt – aber eben vielleicht auch zu leise ist, um das nötige

ein Unionsmann, der nicht im Verdacht steht, ein heimlicher Sozi zu sein, über die sozialdemokratische Bundesarbeitsministerin.

Umgekehrt hat auch die CDU, jedenfalls in Gestalt der Jungen Union, einen verblüffenden Wechsel im Auftritt hingelegt. Früher wurden auf Deutschlandtagen schon mal MAGA-Hüte getragen, weiße Turnschuhe verteilt, und vom Chef wurde gegen das »312. Geschlecht« gewettet. Solche Töne wird man unter dem aktuellen JU-Chef Johannes Winkel eher nicht hören. Er hatte der gesamten Mannschaft vor dem Deutschlandtag eingeschärft, nicht persönlich, beleidigend oder polemisch zu werden. Genauso kam es dann auch. Man habe in den Kompromissen mit der SPD eingewilligt, den Nachhaltigkeitsfaktor bei der Rente bis 2031 auszusetzen, der die jährlichen Rentenerhöhungen an die demografische und wirtschaftliche Entwicklung anpasst – obwohl das weiß Gott schwierig sei. Nur solle es eben nicht darüber hinausgehen. Das kann man eigentlich nicht als Rebellion bezeichnen. Warum dann die Konfrontation? Fragt man in der JU herum, ob sie für ihre Forderung die Koalition platzen lassen würde, wird das energisch verneint. Und wenn die SPD bei einem Scheitern des Rentenpakets das Bündnis aufkündigt? »Das wird sie nicht tun«, heißt es. Selbst bei den jungen Merz-Ultras von der »Merz-Revolution«, einem Instagram-Kanal, ist kein Wunsch nach einem Bruch mit Merz herauszuhören: »Also diese Geschichte: Merz-Revolution enttäuscht von Merz, die werden Sie von mir nicht bekommen«, sagt Gründer Till Warning. Niemand habe geglaubt, dass die Revolution in einem halben Jahr über die Bühne gehen werde. Man dürfe sich nur eben nicht »von der SPD am Nasenring durch die Manege ziehen lassen«. Sicher sei aber: »Mit einer Minderheitsregierung kriegt man in Wahrheit auch nichts hin.«

Der Parteichef und Bundeskanzler hat also um sich herum durchaus guten Willen, Sachverständ, Kooperationsbereitschaft.

Warum ist die Lage dann sobrisant, warum scheint auch dieser Regierung permanent das Aus zu drohen, wenn nicht durch Absicht, dann durch Unfall? Das Problem ist: Jenseits der Inseln guten Willens zerren an beiden Parteien Fliehkräfte von außen, die sich nur unter Aufbietung einer ungeheuren Disziplin aller Beteiligten einhegen ließen. Bei der Union ist es der rechte Rand von Nius bis AfD. Bei der SPD winkt von links Heidi Reichiniek mit ihren Tattoos und Milliardären-abschaffenden-Umverteilungsversprechen. Und während die Koalition sich in Sachzwängen abrackert, ist die Stimmung an den Rändern von keinerlei Pflicht zur Regierungsverantwortung getrieben.

Zu dieser strukturellen Notlage der gerupften Volksparteien kommt eine persönliche Schwäche von Merz. Dem CDU-Chef und Kanzler fehlt oft die Bereitschaft, um oder mit jemandem zu kämpfen. Man sieht entweder die Richtigkeit seiner Überzeugung. Oder man hat eben Pech gehabt. »Ich habe wirklich lange für Sie gekämpft, Herr Merz. Ich will keinen Umsturz. Aber lassen Sie uns nicht hängen!« So etwa klang ein Redner des Deutschen Landtags nach dem anderen. Im Anschluss genehmigten sich viele eine Fahrt auf der Achterbahn im Europapark nebenan.

In Achterbahnen hält die Fliehkräfte den Wagen bei Loopings in der Spur. In der Politik gelten andere Gesetze, auch für Kanzler.

Lesen Sie mehr über den Rentenstreit und die Folgen für Friedrich Merz: **Wirtschaft**, Seite 21 und 22



»Not amused«: Friedrich Merz vor seinem Büro im siebten Stock des Bundeskanzleramts

Foto: Daniel Pilar/Laif

System Merz hat das Zeug, Schwarz-Rot zu sprengen – nicht unbedingt mit Absicht. Eher wie ein Unfall in Zeitlupe. Prompt regt sich in den Gesprächen das Gespenst von Weimar: War im Jahr 1930 nicht die letzte Koalitionsregierung an einem Streit über die Finanzierung der Arbeitslosenversicherung zerbrochen? Wenn nach der Ampel nun auch Schwarz-Rot unterginge, wäre die Republik in einer Weise instabil und unberechenbar, die sofort europäische und internationale Verwerfungen nach sich ziehen würde. Ausnahmslos allen Gesprächspartnern steht dieser Zusammenhang vor Augen. Merz' Großvater mütterlicherseits, Jahrgang 1875, war ein Zentrumspolitiker, der im Mai 1933, verzweifelt über das »Parteiengenäck und den ewigen Führerwechsel«, eine Lobrede auf Adolf Hitler hielt. Merz ist die politische Gefahr der Sehnsucht nach klarer Kante also aus nächster Nähe bekannt.

Ob die Alternative, die Methode Merkel, heute überhaupt noch Erfolg hätte, ist eine andere Frage. Die Fraktionsdisziplin beispielsweise gilt immer weniger Abgeordneten als eine Tugend.

bewerb eingetreten sind, wer die traditionelle Christdemokratie in schrilleren Tönen darstellen kann als zu träge, zu mittig, zu grün-sozial und »verweichlicht«. Welt-Herausgeber Ulf Poschardt schrieb schon im April: »Friedrich Merz hat mir mein politisches Herz gebrochen.« Der Chef der weiter rechts stehenden Plattform Nius, Julian Reichelt, schrieb, Merz »zertrümmt die Demokratie«. Er habe »100 Tage linke Politik geliefert«. Der Islamismus auf der Straße dominiere die Politik im Kanzleramt.

Es geht auch um die Brandmauer zwischen konservativen, rechts und rechts-extrem. Als US-Vizepräsident JD Vance bei der Münchner Sicherheitskonferenz eine Rede hielt gegen die Befürworter der Brandmauer zur AfD – indirekt also auch und an erster Stelle gegen Friedrich Merz –, da schlugen sich etliche Autoren konservativer und rechter Medien auf die Seite des MAGA-Mannes. Praktisch täglich schließen Journalisten aus dieser Richtung gegen die Abgrenzung der Union von der AfD. Abgeordnete, die sich als Rebellen gegen die Parteispitze stellen, können in

des Kanzlers. Die Wahrheit ist aber, dass dort, in der Familienaufstellung zwischen Merz, Kanzleramtsminister und Regierungskoordinator Thorsten Frei, CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann und Fraktionschef Jens Spahn, nach Wahrnehmung vieler innerparteilicher Leute, schließlich eine mindestens komplizierte Gefühlslage herrscht. Ein Parteimitglied, das seit über zwei Jahrzehnten im Bundestag sitzt, erklärt es kurz und bündig so: »Zwischen Merz und Spahn wächst keine Liebe mehr. Merz glaubte, nicht an Spahn vorbeizukommen, weil er der Einzige mit Regierungserfahrung im Team war.« Der CDU-Mann weiter: »Er wollte ihn aber nicht im Kanzleramt: zu wenig Vertrauen. Frei wiederum wollte den Fraktionsvorsitz und baut nun im Kanzleramt an seiner eigenen Karriere. Dito Spahn.« Linnemann wäre gern Minister geworden. Sein Motto sei »Einfach mal machen«. Aber ob das zu einer Koalitionsregierung mit einer SPD im Existenzkampf passe? Mitunter schäben sich die vier auch gegenseitig die Schuld an Krisen wie der um die gescheiterte Richterwahl von Frauke Brosius-Gersdorf zu. Die Beteiligten weisen die

ge bundespolitische Kampfge wicht auf die Waage zu bringen.

Hinter den verschlossenen Türen der schwarz-roten Koalition trifft man auf ein verblüffendes Phänomen: Nicht der Konflikt, den alle täglich bis zum Überdruss sehen, wird hier versteckt. Sondern die Tatsache, wie nah man sich in Wahrheit in der Koalition in vielen Fragen ist. Heimlich, still und leise hat die Regierung in nur einer Woche den neuen Industriestrompreis, Änderungen beim Bürgergeld, einen Konsens beim Wehrdienst erzielt, einen Deutschlandfonds und den Ausbau der Gaskraftwerke beschlossen.

Auch und gerade im Rentenstreit herrscht in der Sache grundsätzlich Konsens zwischen den Koalitionspartnern. Alle sehen, was demografisch auf die Republik zukommt; auch SPD-Politiker ist klar, dass es ohne private Vorsorge nicht gehen wird. Dass der Sozialstaat nicht immer so weiterwachsen kann. »Die Wegstrecke, die Bärbel Bas in den vergangenen Monaten in diesen Fragen zurückgelegt hat – die ist wirklich atemberaubend«, sagt

Da ist ein Irrlichtern zwischen CDU pur, Wählerwillen und Koalitionsräson im System Merz



Kaltgestellt

Der berühmte Journalist George Packer hat einen dystopischen Roman geschrieben. Ist die Realität nur noch so zu verstehen? VON KERSTIN KOHLENBERG

Zu George Packer schaut man auf. Er ist Autor für die traditionsreiche amerikanische Zeitschrift *The Atlantic*, war Pulitzer-preis-Finalist, Gewinner des National Book Award. Als Angela Merkel einmal New York besuchte, lud sie ihn zu einem Gespräch ein. Packer gehört zu denen, die Einfluss darauf haben, wie Amerika über sich selbst denkt. Oder muss man sagen: Er gehörte?

Wir sind verabredet, um mit dem Zug von New York nach Washington zu fahren und über sein neues Buch zu reden. Ein Buch, das man als einen Rücktritt verstehen kann: Einer der wichtigsten Realitätsbeschreiber der USA zieht sich in die Fiktion zurück.

Kurz vorher textet er mir eine Nachricht: Er habe im Ruhestand reserviert und müsse noch arbeiten. Hatte ich mir anders vorgestellt.

Aus früheren Begegnungen habe ich Packer als ausgesuchte höflich in Erinnerung, aber auch umgeben von einer manchmal irgendwie kühlen Aura der Unfehlbarkeit. Höfliche Unfehlbarkeit – nach dem Motto: Entschuldigen Sie vielmals, aber ich glaube, ich habe recht. Einmal, so um 2016 muss das gewesen sein, habe ich ein Telefonat mitgehört, das er mit einer Redakteurin des *New Yorker* führte. Sie schlug eine Änderung an einem Text vor. Packer sagte kühl: „Nein, ich glaube, wir lassen das so.“

Nun ist er 65 Jahre alt, sein Roman heißt *The Emergency* und ist eine dystopische Parabel auf ein Amerika, in dem die Ideen der liberalen Intellektuellen ihre Macht verlieren. Nach Washington fährt er, weil er seine erste Lesung hat.

Packer hat über alle Krisen Amerikas geschrieben: über die Verlogenheit der amerikanischen Regierung im Irakkrieg, über das Auflösen der demokratischen Institutionen, über den verblassenden Amerikanischen Traum. Da fragt man sich natürlich schon: Warum schreibt so ein Mann, ausgerechnet jetzt, einen Roman? Vielleicht, dachte ich, ist es die Flucht aus einer Realität, in der er mit seinen liberalen Ideen gescheitert ist. Der Liberalismus steht in Amerika heute von links und rechts unter Druck.

Der Zug ruckelt aus New York raus, hinter uns verschwindet die pompöse Moynihan-Bahnhofshalle, die Skyline schrumpft, der Zug fährt immer schneller, an den Fen-

tern fliegt jetzt das heruntergekommene Nordphiladelphia vorbei. Verrostete Autos, zerfallene Häuser. Das vergessene Amerika. Packer hat es oft beschrieben.

Er nimmt sich dann doch Zeit zum Reden, im Zugbistro. Er ist halt höflich. Eine Frau bietet uns ihren Sitz an, die sind hier alle so höflich – Packer lehnt höflich ab. Es ist, als sei man in diesem Zug in einem völlig anderen Amerika als dem, das man jeden Tag in den Nachrichten sieht: Heute ist der letzte Tag des Shutdowns. Donald Trump hat angekündigt, die Fluglotzen zu entlassen, die nach zwei Monaten ohne Bezahlung nicht mehr zur Arbeit gekommen waren. Weil sie andere Jobs machen mussten, um ihre Miete oder Hypotheken und Lebensmittel bezahlen zu können. Migranten werden von vermummten Beamten verhaftet. Anwälte, die früher einmal gegen Trump ermittelt haben, werden entlassen. Der Mann neben mir im Zug guckt sich jedoch in Ruhe auf seinem iPad an, wie man mit einer großen Schere das Rückgrat eines Truthahns entfernt. Dann wischt er wieder zu den Investmentfonds-Bewertungen von Morgan Stanley zurück. Packer schaut aus dem Fenster, melancholisch. Im Raum heißt es an einer Stelle: „Das Imperium schien einfach zu kollabieren, weil die Menschen nicht mehr daran glaubten – wie ein Haus, das eines Tages nach Jahren der Vernachlässigung zusammenfällt, oder eine Ehe, die aus Mangel an Liebe endet.“

Zuletzt habe er das Gefühl gehabt, er schreibe den gleichen Artikel immer und immer wieder, sagt Packer. Wörter wie „Polarisierung“, „Marginalisierung“, „gesohlne Wähler“ hätten ihre Bedeutung verloren. Er habe sich gefühlt „wie ein Kind, das immer wieder Kücheküchekücheküche sagt. Auf einmal klingt das Wort völlig lächerlich, verstehen Sie?“

Seine, der Journalismus kann die Wirklichkeit nicht mehr beschreiben?

Doch, aber die Fakten, die die Worte zusammenhielten und ihnen Bedeutung gaben, die haben ihre Macht verloren. „Die einen glauben sie nicht mehr: Drei Tage nach dem Sturm aufs Kapitol, sagt Packer, war die Hälfte der Amerikaner überzeugt, das FBI habe das Ganze angezettelt. Die anderen sind von den Fakten nicht betroffen – siehe Bahnabteil. Und wieder andere arrangieren sich. Unternehmen, Universitäten, Kanzleien, alle machen Deals mit Trump. Sein Roman, sagt Packer, sei „der

Versuch, die Welt realer zu machen, indem man sie erfindet.“

Völlig angemessenweise könnte man jetzt an die Schriftsteller George Orwell oder Margaret Atwood denken. Mir fällt jedoch sofort Vizepräsident JD Vance ein. Im Wahlkampf 2024 hatte er etwas ganz Ähnliches wie Packer gesagt. Dass er nämlich Geschichten erfinde (er musste seine Lüge erklären, dass Migranten in Ohio Katzen und Hunde essen), um auf tiefere Wahrheiten aufmerksam zu machen (das Leid der weißen Arbeiter). Sind die neuen Politiker also eigentlich Schriftsteller, nur ohne es zu sagen?

Packers Eltern waren beide Professoren an der Universität Stanford. Seine Mutter für englische Literatur, sein Vater für Jura. In den Sechzigern wurde der Vater Prorektor. Er war jüdisch, im Zweiten Weltkrieg hatte er gegen Nazideutschland gekämpft. Dort hatte er gesehen, was Druck und Irrationalität mit den Massen machen, und wurde ein Liberaler, genauer gesagt ein Sozialliberaler. In den Sechziger Jahren war er gegen den Vietnamkrieg. Die Studenten, die an der Stanford-Universität gegen den Krieg protestierten, interessierte das jedoch nicht. Für sie gehörte Packers Vater zur Administration. Sie drangen in sein Büro ein und zerstörten es. Das traf ihn schwer. Alles, woran er glaubte, Rationalität, die Kraft des Arguments, staatliche Ordnung, hatten sie zerstört. Er erlitt einen Schlaganfall und nahm sich das Leben.

„An ihm muss ich jetzt sehr häufig denken“, sagt Packer. „Die Welt kann sich gegen dich wenden.“ Und wenn es die eigene ist, dann trifft dich das ins Herz.

Packer hat alle Begriffe der Politik aus seinem Roman verbannt. Amerika, Trump, MAGA, woke, kommt alles nicht vor. Stattdessen gibt es das Empire, die Stadt am Fluss, das Farmland drumherum. Ein London-1930-Herr-der-Ringe-Gefühl. Im ersten Moment komisch, denn als Leserin erwische ich mich dabei, wie ich immer sofort das passende Memory-Kärtchen aus der Wirklichkeit suche. Irgendwann hört man damit auf und folgt dem Chefcharakter Hugo Rustin. Er ist Teil der bürgerlichen Elite, ein liberaler Humanist, ein guter Mensch und ein Besserwisser (welches Memory-Teilchen gehört wohl dazu?).

Dieser Hugo Rustin muss nun mitanschauen, wie das, was er für die Wahrheit und das richtige Leben hielt, zerstört wird. Zuerst durch eine junge Generation aus der Stadt, die eine gerechtere Gesellschaft will und deren dogmatischen Regeln er sich nicht unterordnen will. Später dann durch den Angriff der Leute vom Land.

Packer arbeitete bis 2018 beim *New Yorker*, dem berühmtesten Magazin Amerikas. Liberal, literarisch, zunehmend progressiv. Als das progressive Amerika dann jedoch die Gründungsiede Amerikas auf die Sklaverei reduzierte (die Demokratie sei nur ein Feigenblatt gewesen), da kritisierte Packer das. Als es als Trump-Wähler zu Rassisten erklärte und ihre ökonomischen Sorgen keine Rolle mehr spielten, da kritisierte Packer das. Als immer mehr liberale Kritiker gecancelt wurden, da unterschrieb er einen Brief, der das kritisierte.

In den sozialen Medien las er damals über sich: „Er ist kein guter Schreiber, er ist ein abgehalfter Typ, ich weiß nicht, wann seine besten Jahre waren, aber die sind längst vorbei.“ Packer stützt seinen Kopf in die Hand. „Es war verächtlich, herablassend.“

Das Wort „irrelevant“ war eine sehr potente Waffe. „Wurde ich irrelevant?“ fragt Packer. Er habe zwar nie Angst gehabt, dass er gecancelt werde (sein Protagonist Rustin verliert im Roman seinen Job), aber er habe sich zunehmend eingeengt gefühlt. Sätze seien aus seinen Texten herausgestrichen worden. Manchmal habe er dagegen angekämpft, manchmal nicht, und später habe er es sich selbst übel genommen, dass er nicht doch gekämpft hatte.

So um 2016, sagt Packer, bekam er dann das Gefühl, nicht mehr schreiben zu können, was er wollte. Er plante einen Text über seine Erfahrungen mit dem New Yorker Schulen, die sein Sohn besuchte, und deren immer stärker progressive Politisierung. Die Schule übte zum Beispiel enormen Druck auf die Eltern aus, ihre Kinder nicht zu den standardisierten Wissenstests zu schicken. Widerstand gegen den Leistungsdruck sollte das sein. Packer glaubte jedoch, dass die Stadt sich damit vor allem die Möglichkeit nahm, zu beurteilen, wie gut eine Schule ihren Job mache, und wenn

nötig Unterstützung anzubieten. Was vor allem für die ein Problem sei, die sich keine Nachhilfe leisten können, um Wissenslücken auszugleichen.

Er sagt: „Ich wusste, der *New Yorker* würde diese Geschichte nie drucken.“ Also cancelte er sich selbst, um weiter schreiben zu können. Nach 15 Jahren verließ Packer den *New Yorker* und wechselte zum kleinen *Atlantic*.

Vielleicht verloren die Fakten im Trump-Amerika auch deshalb mit jener Geschwindigkeit ihre Bedeutung, weil sie dann jedoch die Gründungsiede Amerikas auf die Sklaverei reduzierte (die Demokratie sei nur ein Feigenblatt gewesen), da kritisierte Packer das. Als es als Trump-Wähler zu Rassisten erklärte und ihre ökonomischen Sorgen keine Rolle mehr spielten, da kritisierte Packer das. Als immer mehr liberale Kritiker gecancelt wurden, da unterschrieb er einen Brief, der das kritisierte.

In den sozialen Medien las er damals über sich: „Er ist kein guter Schreiber, er ist ein abgehalfter Typ, ich weiß nicht, wann seine besten Jahre waren, aber die sind längst vorbei.“ Packer stützt seinen Kopf in die Hand. „Es war verächtlich, herablassend.“

Mir fällt das Telefonat wieder ein, das ich damals mitgehört hatte, mit der Redakteurin vom *New Yorker*, die etwas an einem von Packers Texten ändern wollte. Damals dachte ich: Mensch, ist der von sich überzeugt, dass er die Kollegin einfach so abwimmelt. Heute denke ich: Vielleicht hatte er schon zu oft versucht, zu diskutieren.

Aber hat er nicht manchmal doch an seiner eigenen Überzeugung gezweifelt? Es kann schließlich auch immer sein, dass die anderen recht haben.

Im Zug sagt Packer: „Wenn die meisten Menschen, mit denen du arbeitest, sich in eine Richtung bewegen und bestimmte Wörter zu benutzen beginnen“, dann habe er genug Unsicherheit und Schamgefühl in sich, um sich zu fragen: „Vielleicht habe ich unrecht, vielleicht bin ich eine schlechte Person, vielleicht bin ich alt.“

Wie gehen Sie heute damit um, wenn ein Redakteur Ihren Text überarbeitet?

„Ich werde nicht mehr stark überarbeitet.“

Und wenn doch?

„Damit hätte ich echt Schwierigkeiten.“

Als wir am Bahnhof in Washington ankommen, ruft Packer einen Journalisten des *Wall Street Journal* zurück. Die Zeitung wollte eigentlich ein Excerpt seines Romans drucken. Vor Packer geht ein Mann in der Bahnhofshalle auf und ab, der ein Plakat trägt, auf dem steht: „Veröffentlicht die Epstein-Files“. Es ist das Thema, das ganz

Amerika gerade in Bann hält, Fernsehen und Zeitungen berichten pausenlos. Das einzige Thema, bei dem eine Mehrheit der Amerikaner in der gleichen Wirklichkeit lebt und sie gleich bewertet: Es wäre nicht gut, finden sie, wenn Trump Minderjährige missbraucht hätte.

Der Journalist sagt ihm, dass das Buchexzerpt online nicht gut geklickt wurde. Sie würden es daher lieber nicht drucken. Packer läuft nach dem Gespräch zur U-Bahn und sagt: „So kann man vielleicht eine Zeitung retten, so kann man sie aber auch kaputt machen.“

In Packers Buch geht das Empire am Ende unter, weil sich alle schuldig gemacht haben. Die alten Ideen hatten zu viel Ungerechtigkeit erzeugt, geografisch und generationell. Aber weil ansonsten alles seine Ordnung hatte, wurde es hingenommen. Die neuen Ideen erzeugen nun dieselbe Ungerechtigkeit, nur eben anders, und sie sind dafür genauso blind.

Die Tochter des Arztes Rustin sagt zu ihm: „Du konntest dir nie vorstellen, dass es eine andere Welt geben könnte (...). Ich musste unter den besten fünf Prozent im Examen sein, nicht nur, damit ich auf das Imperial Medical College kam, sondern auch, damit du mich liebst.“ Das Wohlstandsversprechen, das das Empire immer zusammengehalten hatte, funktioniert nicht mehr für alle. Rustin antwortet seiner Tochter: „So ist das nun mal.“ Am Ende des Buches lebt Hugo Rustin sein Leben so weiter wie bisher, nur eben kleiner. Statt im Krankenhaus operiert er in seinem Wohnzimmer.

George Packers Lesung ist gut besucht. Jeffrey Goldberg, der Chefredakteur des *Atlantic*, moderiert den Abend. Packer sitzt daneben, und man wird das Gefühl nicht los, dass er eigentlich lieber allein ist. Allein, zu Hause, ohne Internet, so hat er zwei Jahre lang das zerfallende Empire erdacht. Am Ende hatte er die Idee, dass die Menschen vom Land die Städter mit „shrapnel“ angreifen, mit Katapulten voller Scheiße. Sein Lektor habe ihm davon abgeraten, erzählt er. Das sei nun doch zu weit hergeholt. Aber Packer bestand darauf. Das Buch war noch nicht draußen, da postete Trump ein KI-Video, in dem er aus einem Kampfjet Scheiße auf Demonstranten regnen lässt. Manchmal sehen die Alten die Welt durch den ganzen Nebel doch überraschend klar.

Nett hier

Cem Özdemir will Ministerpräsident von Baden-Württemberg werden.
Er hat kaum eine Chance – aber die nutzt er VON GEORG LÖWISCH

Am glücklichsten wirkt Cem Özdemir, wenn er aufgehalten wird. Meist hat jemand sein Gesicht erkannt und will ein Foto mit ihm. »Können wir ganz schnell?« Özdemir stutzt dann nur kurz und wendet sich zuvorkommend der Person zu, die ihn anspricht. Die Selfie-Momente erlebt er, sobald er die Wohnung verlässt: Am Morgen in seiner Straße in Stuttgart, als er noch schnell zum Kaufladen an der Ecke will. Mittags nach der Einweihung einer Solaranlage auf einem Acker im Kreis Sigmaringen. Abends bei der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Göppingen. Er lächelt, aber nur so fein, dass es nicht angeberisch aussieht, sondern als scherzt er ein bisschen über sich. »Ich freu mich!«, sagt er zum Schluss. »Alles Gute! Ade!«

Özdemir, 59 Jahre alt, will etwas werden: Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Nachfolger von Winfried Kretschmann, dem ersten grünen Regierungschef in Deutschland. Özdemir, Sohn türkischer Einwanderer, wäre auch der erste Ministerpräsident mit Migrationshintergrund. Er könnte zeigen, dass die Grünen nicht in der Versenkung verschwinden. Und hey, einer der bekanntesten Politiker im Land ist er schon. Oder wie viele Minister der Regierung von Friedrich Merz werden um Selfies gebeten, wenn der Tag lang ist?

Wenn, ja wenn da nicht die Zahlen wären. Die CDU führt in Baden-Württemberg haushoch. Sie liegt in der jüngsten Infratest-Dimap-Umfrage von Mitte Oktober bei 29 Prozent, die Grünen nur bei 20. Beim Institut Insa steht es sagenhaft 31 zu 17 für die Union. Und die Wahl ist schon am 8. März.

In den Selfie-Momenten spielt das keine Rolle. Da fragt man sich vielmehr: Kann er es nicht doch schaffen? Es ist ein Phänomen: Sein CDU-Konkurrent Manuel Hagel, 37 Jahre alt, CDU-Chef von Baden-Württemberg, Vorsitzender der Landtagsfraktion, hat die besten Chancen, Ministerpräsident zu werden. Aber wenn im Deutschlandfunk oder in der ARD bei Caren Miosga über die Auto-branche gesprochen wird, taucht einer auf, der nicht mal mehr Abgeordneter in Berlin oder Stuttgart ist: Cem Özdemir, Ministerpräsidenten-Kandidat. Es wirkt fast, als regierte er schon. Wie kriegt er das hin?

Die Marke Cem Özdemir setzt sich aus viele kleinen Geschichten zusammen. Oder genauer: Er setzt sie zusammen. Man braucht nur ein Thema anzutippen oder einen Moment nichts zu sagen, dann kommt eine. Wie seine Mutter, die türkische Gastarbeiterin, in der Papierfabrik so starke Oberarme bekam, dass sie oft im Armdrücken gegen die Männer gewann. Wie mal im Parteivorstand die Grüne Jugend über Unisex-Toiletten diskutieren wollte und Özdemir, der das Thema nicht kannte, sich wunderte, warum um alles in der Welt der Sex an der Uni geregelt werden muss. Oder wie er zum Bundespräsidenten im Schloss Bellevue radelte, um zum Landwirtschaftsminister ernannt zu werden, keine Tasche dabei hatte – und die Urkunde auf den Gepäckträger klemmte.

Özdemir versteht Politik als Erzählung, auch als Erzählung von sich. Die Geschichten macht er zu Etappen seiner Heldenreise. Und weil der Held dabei über sich selbst lachen kann, wirkt er knuffig. Die Storys erzählt er meist auf eine Pointe zu, auf ein: Cem, was geht?

Seine eigene Geschichte will er fortschreiben und bedeutend machen. Er erzählt sie bei Auftritten oder in aller Ruhe im Gespräch. Er wirkt nicht unaufdringlich dabei. Es gibt kleine Geschichten und spektakuläre, die dennoch merkwürdig gleichrangig klingen. Seine Politikrolle wirkt wie die designte Benutzeroberfläche eines schwäbischen Weltmarktführers. Man fragt sich: Was ist ernst? Wo tat es weh? Was ist wirklich los mit diesem Cem?

Als Grundschüler sagte Cem, er wolle aufs Gymnasium – und alle lachten

Vielleicht sagt die eine Geschichte darüber etwas. Es ist die mit Frau Naumann. Am besten erzählt sie Frau Naumann selbst.

Irmgard Naumann ist 74 Jahre alt, pensionierte Lehrerin, sie lebt in Bad Urach, der schwäbischen Kleinstadt, in der Özdemir geboren wurde, sie ist FDP-Mitglied und Gemeinderätin. So wie sie am Telefon über Özdemir redet, merkt man: Sie ist stolz auf ihn, sie haben noch Kontakt. Eines Tages, es war Mitte der 1970er-Jahre, betrat sie eine Änderungsschneiderei. Nihal Özdemir hatte sie eröffnet, nachdem die Papierfabrik in Konkurs gegangen und sie arbeitslos geworden war. Auch Irmgard Naumann hatte einen Sohn, und an einer seiner Jeans war der Reißverschluss kaputt.

Naumann: »Ich komm rein, ›Grüß Gott!« Sagt die Nihal Özdemir: »Du Lehrerin. Du müssen Cem helfen. Cem müssen aufhören



Ein Schwabe im Wahlkampf: Cem Özdemir unterwegs in Tübingen am 15. November

Hauptschule.« Es war die Bitte, Frau Naumann möge dem Sohn Nachhilfe geben. Der Cem ging in die fünfte Klasse. Als im vierten Grundschuljahr der Lehrer abgefragt hatte, auf welche weiterführende Schule jeder Schüler wohl gehen möchte, da antwortete der Junge: Gymnasium. Der Lehrer kicherte, dann lachten alle. Der Cem! Aufs Gymnasium! Viel Spaß in der Hauptschule!

Seine Noten waren tatsächlich schlecht, und als Frau Naumann begann mit der Nachhilfe, merkte sie, warum. In ein Übungsdiktat baute er 50 Fehler. Der Junge wirkte schüchtern auf sie. Ihr fiel ein Trick ein, um ihn zu motivieren. Sie strich nicht die Fehler an, sondern alle korrekt geschriebenen Wörter. Nach und nach wurden es mehr. Özdemir schaffte nach der fünften Klasse den Wechsel auf die Realschule, er wurde Klassen- und Schülersprecher, absolvierte die Ausbildung zum Erzieher, legte das Fachabitur ab, studierte Sozialpädagogik.

Bad Urach ist ein Luftkurort auf der schwäbischen Alb mit Fachwerkhäusern und gründlich gefegten Bürgersteigen. An einem Herbstsamstag schaut der Kandidat im Wahlkampf vorbei, eine Pressebegleiterin und ein Referent begleiten ihn. Özdemir ist nicht mehr oft hier, sein Vater starb 2015, seine Mutter 2021.

In der Langen Straße bleibt Özdemir vor einem Haus stehen, er sagt: »Ja, hier bin ich aufgewachsen.« Der Bub von damals steht ihm jetzt im Gesicht, das Lächeln zwischen Stolz und Verlegen. Am Anfang, erzählt er, hatte die Familie nur den ersten Stock und kein Bad. Als die Vermieter aus dem zweiten Stock auszogen, übernahmen die Özdemirs deren Wohnung, sie wurden quasi Aufsteiger im eigenen Haus. Am Ende kauften sie es.

Nach dem Tod der Eltern verkaufte Özdemir das Haus, der neue Besitzer lässt es leer stehen, von den Fensterrahmen blättert die Farbe ab. Unten an den Scheiben liest man noch: »Änderungsschneiderei Özdemir.« In den Stockwerken darüber hängen weiße Gardinen. Ganz oben im einzelnen Fenster unter dem Dach sieht man einen Aufkleber: »Atomkraft? Nein, danke!« Da wohnte der Cem. »Das ist der Hammer«, sagt der Referent.

Özdemir will weiter, zum Marktplatz, da öffnet sich eine Haustür, ein älterer Herr in Jeans und Karohemd schaut ihn an. »Grüß Gott!«, sagt Özdemir. »Au amol widdi im Land?«, fragt der Mann. »So isch es. Wia gohd's Ihne?« Die Sonne scheint, auf dem Marktplatz erkennen ihn die Leute, ein Mann erzählt, dass er mit Özdemirs Vater gearbeitet habe.

Damals in seiner Hauptschulzeit kam Frau Naumann immer dienstags und freitags um 18 Uhr. Sie schenkte Cem sein allererstes Buch, von Peter Härtling, über einen Jungen, der Hirbel hieß. Bei seiner Geburt hatte ein Arzt etwas falsch gemacht, deshalb litt der Hirbel unter Kopfschmerzen, er schrie und tat Dinge, über die die anderen lachten. Der Hirbel lebte im Heim, er war nicht von allen ausgestoßen, aber es war hart. Wann immer eine Platte locker war oder eine Klinke fehlte, hieß es: »Das war der Hirbel.« So heißt auch das Buch. »Mein Gedanke war, dass der Hirbel ein Außenseiter war und der Cem ja in gewisser Weise auch«, sagt Naumann.

Sie und ihr Schüler gingen das Buch durch, Frau Naumann las einen Abschnitt vom Hirbel, dann wieder der Cem. Er musste den Inhalt des Abschnitts zusammenfassen, am besten in drei Sätzen. »Er ist ein begnadeter Geschichtenerzähler geworden«, sagt Frau Naumann.

Özdemir tingelt in einem Mercedes-Van durch den Wahlkampf, natürlich mit Elektroantrieb. Es ist immer eine von zwei Presse-sprecherinnen dabei, die eine kommt aus Urach, die andere war in Stuttgart Regierungssprecherin von Winfried Kretschmann. Schon wieder eine kleine Geschichte: der Ort, wo er herkommt, und der, wo er hinwill.

Zur Crew gehört auch ein Mitarbeiter, der Clips für Social Media dreht. Die Filmchen zeigen Özdemir im Naturschutzgebiet, auf der Fahrradremme, beim Raketenhersteller. Mehr Aufsehen erregen die Videos, in denen er über Söder und die Bayern frotzelt. Der Trick geht so: Wenn Kretschmann der legendäre Ministerpräsident ist, Söder der So-nicht-Ministerpräsident und Özdemir der Coming-soon-Ministerpräsident, dann fällt niemand auf, dass die CDU in Baden-Württemberg ja auch noch einen Kandidaten hat.

Seine Eltern haben Özdemir aufgetragen, dass man es schaffen kann, wenn man nur will. »Erst musst du dir selber helfen, bevor du mit der Hilfe anderer rechnen kannst«, das habe er zu Hause erfahren. Und: »Deine Arbeit repräsentiert uns alle, vergiss das nie. Wenn du Mist baust, fällt das auf uns alle zurück.«

Wenn Özdemir über seine Kindheit erzählt, lässt er seine eigenen Erlebnisse nie zu traurig wirken. Wer will schon einen Ministerpräsidenten mit Opfergeschichte? Wenn Frau Naumann erzählt, ahnt man eher, wie heftig es war. »Er wurde verspottet«, sagt sie. »Er hat da sein Kindheitstrauma.« In der fünften

Klasse kam der Junge in den Pausen zu ihr. So wie es im Leben des Hirbel den Hausmeister gab, vor dem er Angst hatte, so fürchtete sich Cem vor einem Lehrer. Sie habe ihn getrieben, sagt Frau Naumann, wenn der ihn geschlagen oder einen Schlüsselbund nach ihm geworfen habe. Der fragliche Lehrer will auf Nachfrage nichts dazu sagen.

Die tiefen Fragen sind immer noch da. Wer hilft ihm – wer macht ihn runter? Vielleicht hat er in der Schule zwei Strategien entwickelt, um durchzukommen. Erstens: gute Geschichten erzählen. Und zweitens: die Mehrheit nicht so herausfordern, dass man auf die Fresse kriegt.

Man konnte das noch Jahre später sehen. Nach einem Koalitionsgipfel im Dezember 2023 verkündete Robert Habek, den Bauern die Steuervergünstigungen für ihren Agrardiesel zu streichen. Nur Stunden später distanzierte sich Landwirtschaftsminister Özdemir. Er spürt, wenn es gefährlich wird.

Die Ober-Grünen in Berlin ignorieren Özdemir nach Kräften

»Ich habe das Glück, dass ich nicht so gerupft aus der Ampel gegangen bin wie andere«, sagt er. »Dies hat vielleicht auch mit meinem baden-württembergischen Hintergrund zu tun: Eine Sensibilität für das Wohlergehen der Wirtschaft ist bei uns Teil der DNA.« Ein nur halb subtiles Schienbeintritt gegen seinen Parteifreund Robert Habek, den ehemaligen Bundeswirtschaftsminister.

Jetzt ist Habek weg, genau wie Annalena Baerbock. Die aktuellen Ober-Grünen in Berlin sind viel weniger bekannt als Özdemir, und sie ignorieren ihn nach Kräften. Schwer wird das allerdings, wenn er etwa zum Verbrenner-Aus sagt, es komme auf Jahr früher oder später nicht an. Die Dringlichkeit ist der heikle Punkt im Klimaschutz.

Anruf bei Jürgen Trittin, einem Grünen, der in seiner aktiven Zeit keinen Konflikt mied. »Ich teile nicht die Position, das Datum für das Verbrenner-Ende zu schieben«, sagt er. »Es trägt erneute Unsicherheit in den Markt.« Trittin leistet sich die Differenz – und lobt Özdemir trotzdem in die Landeswater-Rolle: »Cem hat die Grünen geprägt. Als Ministerpräsident wird er Baden-Württemberg prägen.«

»Wer mehr Klimaschutz will, muss zuallererst die Akzeptanz für Klimaschutz in den Blick nehmen«, ruft Özdemir auf dem Rück-sitz in seinem Wahlkampfauto. »Wir müssen mal selbstkritisch fragen, warum wir immer noch im Verdacht stehen, die Menschen zu belehren oder noch alles besser zu wissen. Wir Grünen in Baden-Württemberg wollen nicht jeden Lebensbereich regeln, sondern mit den Leuten gemeinsam die Dinge verändern.«

Es ist das Konstrukt einer Art Schwesterpartei der Grünen im Bund. Pragmatisch, mittig, gut gelaunt. Bloß keine Zumutungen. Die Spätzle-Fraktion, quasi eine CSU der Grünen. Nur ist Özdemir vorsichtiger als Söder, er differenziert. So handelt er nicht nur, weil er die Stimmen außerhalb des grünen Milieus braucht. Es gehört zu den Strategien seines Lebens.

Wie auch in der Sache mit Palantir. Der Landesinnenminister von der CDU hat die KI-gestützte Recherchesoftware gekauft, zu dessen Eigentümern der Milliardär und Trump-Unterstützer Peter Thiel zählt. Die Software kann große Datenmengen verknüpfen und soll so bei der Kriminalitätsbekämpfung helfen. Die Grünen in Kretschmanns grün-schwarzen Regierungsbündnis haben sich nicht quergestellt. Jetzt wollen Grüne an der Basis einen Mitgliederentscheid gegen Palantir, Unterschriften werden gesammelt. Wie kommt Özdemir da raus? Er weiß, dass konservative Wähler Sicherheit wollen. Also versucht er es so: »Ich werde mit baden-württembergischen Unternehmen eine Initiative für eine schlagkräftige Ermittlungsoftware gründen, die mit Peter Thiel nichts zu schaffen hat: Ich will eine europäische, eine baden-württembergische Polizeisoftware.«

Trotzdem: Schaffen es hakelige, hochpolitische Fragen, sich vor das bekannte Gesicht zu schieben? Vor die Geschichten? Gerade im Wahlkampfauto erzählt er, wie er auf Insta und TikTok seine eigene Barbecue-Sauce namens »Cem on Fire« präsentiert habe. Tausende von Likes! Die Produktion sei angelufen, 500 Flaschen schon weg, der Einzelhandel ungeduldig, weil Özdemir nicht zügig Barbecue-Sauce liefere. Die Wahlkampfcrew lauscht, der Reporter notiert eifrig, der Politiker fängt an zu grinsen. »Haha, jetzt sind Sie reingefallen!« Die Crew tobt begeistert: Cem, was geht?!

Hören Sie den Podcast
Am Ende der Woche sprechen wir über Politik – was sie antriebt, was sie anrichtet, was sie erreichen kann. Jeden Freitag in **Das Politikteil**. Jetzt anhören unter www.zeit.de/das-politikteil

RALPH LAUREN





Foto: Sven Simon/picture alliance/dpa

Wolfram Weimer beim Ludwig-Erhard-Gipfel im Jahr 2024.
Damals war er noch nicht Mitglied der Bundesregierung

Teure Treffen am Tegernsee

Kulturstaatsminister Wolfram Weimer soll zahlungskräftigen Sponsoren Zugang zu Spitzenpolitikern verschafft haben.
Was an den Vorwürfen dran ist VON CHRISTIAN FUCHS, GÖTZ HAMANN, PAUL MIDDELHOFF UND TOBIAS TIMM

ANZEIGE

Einmal im Jahr, im Frühling, wird ein restaurierter Gutshof am Nordufer des Tegernsees zum Austragungsort eines hochrangigen Zusammentreffens: Politiker reisen an, unter ihnen auch Minister der Bundesregierung, Unternehmer, Journalisten und Manager. Drei Tage lang diskutiert die Elite des Landes auf Bühnen über die Lage von Wirtschaft und Politik, man begegnet einander bei Abendessen und Empfängen. Ludwig-Erhard-Gipfel heißt das Event, das mit »Premiumvernetzung in entspannter Atmosphäre am Tegernsee« für sich wirbt. Im nächsten Frühjahr soll es wieder so weit sein: Die Wirtschaftsministerin Katharina Reiche (CDU) hat ihr Kommen angekündigt, auch Kanzleramtsminister Thorsten Frei (CDU) und Forschungsministerin Dorothee Bär (CSU).

Auf den Einladungen zum Gipfel prangt das Logo des Veranstalters: die Weimer Media Group. Bis zum April dieses Jahres war der Name Weimer vor allem Medien-Insidern ein Begriff. Dann aber machte der neue Bundeskanzler Friedrich Merz seinen Freund Wolfram Weimer zum Kulturstaatsminister. Jene Mann, der gemeinsam mit seiner Frau, der früheren Journalistin und Verlegerin Christiane Goetz-Weimer zu dem jährlichen Treffen am Tegernsee empfing.

Konferenzen wie den Ludwig-Erhard-Gipfel gibt es einige im Land: Teurer Eintritt, wichtige Gäste, Visitenkarten gehen hin und her zwischen Politik und Wirtschaft; Parteichefs, Thinktank-Experten und CEOs diskutieren auf offener Bühne über zentrale politische Themen. Auch der Zeitverlag, die Verlage der *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veranstalten solche Treffen. Nur ist Wolfram Weimer ja nicht mehr einfach nur ein Medienmanager. Sondern selbst Teil der Bundesregierung. Die Minister und Parteichefs, die der Einladung der Weimer Media Group nach Bayern folgen, sind demnach nicht mehr nur die Gäste dieses Unternehmens, sondern auch die Kollegen von Wolfram Weimer.

Als Weimer anlässlich seiner Berufung seinen Posten in der Geschäftsführung der Weimer Media Group im Frühjahr aufgab, schien die Sache geklärt. Erst später wurde deutlich, dass er seine Hälfte an den Unternehmensanteilen behalten hat. Er würde künftig aber keinen Einfluss mehr auf das mittelständische Unternehmen haben, das neben Zeitschriften wie *Business Punk* oder *The European* sein Geld vor allem mit der Ausrichtung von Konferenzen wie dem Ludwig-Erhard-Gipfel verdient, hieß es. Seine Frau Christiane Goetz-Weimer ist heute die alleinige Chefkin. Sie selbst schreibt der ZEIT: »Sämtliche Stimmrechte werden von mir ausgeübt.« Interessenkonflikte also ausgeschlossen. Oder?

Für 100.000 Euro können Sponsoren an Panel-Diskussionen teilnehmen

»Wolfram Weimer verkauft Einfluss auf politische Entscheidungsträger«, titelte nun Anfang der Woche das Portal *Apollo News* und zitierte aus internen Werbematerialien der Weimer Media Group, die belegen sollen, dass Weimer auch in seiner Funktion als Kulturstaatsminister noch daran verdient, dass sein Unternehmen der Wirtschaft Begegnungen mit zum Teil hochrangigen Kabinettsmitgliedern vermittelt. *Apollo News* ist eine Website, die sich nach eigenen Angaben vor allem durch Spenden und Werbeeinnahmen finanziert. Sie bezeichnet sich selbst als jenseits des »links-grünen Main-

streams« agierend und wird wegen der rechtslibertären Ausrichtung ihrer Berichterstattung dem Umfeld der AfD zugerechnet. Das Portal hat der ZEIT die Dokumente zur Verfügung gestellt. Nach einer ersten digital-forensischen Prüfung und dem Vergleich mit weiteren Werbeunterlagen der Weimer Media Group geht die ZEIT von der Echtheit des Materials aus.

Das Unternehmen wirbt demnach auch für die kommende Auflage des Ludwig-Erhard-Gipfels mit exklusivem Zugang zu Entscheidern. Das Matterhorn-Paket etwa bietet Sponsoren für stolze 60.000 Euro neben der Möglichkeit zur Teilnahme an einer Panel-Diskussion mit anderen Gästen auch einen Werbestand und Teilnahme an der »exklusiven Executive Night«. Im Tarif Mont Blanc für 80.000 Euro sind gar noch eine »Besprechungslounge für vertrauliche Gespräche« und 30 Eintrittskarten zur Konferenz für Geschäftspartner und Kunden der zahlenden Unternehmen enthalten. Nach Informationen der ZEIT belief sich der Preis der teuersten Sponsoring-Pakete auf über 100.000 Euro brutto. Premiumkunden könnten sich angeblich darüber hinaus »Einfluss auf die politischen Entscheidungsträger« sowie »die öffentliche Meinungsbildung« sichern.

Gegenüber der ZEIT weist Weimer die Anschuldigungen gegen ihn zurück: »Die Vorwürfe rechter Portale, ich würde Kontakte und Kollegen vermitteln oder verkaufen, sind unverfrorene Falschbehauptungen.« Er habe die Weimer Media Group »mit Eintritt in die Regierung verlassen, mein Geschäftsführermandat niedergelegt und das im Handelsregister eingetragen lassen. Ich habe dort keine Funktionen, auch kein Beratermandat. Die Stimmrechte als Gesellschafter werden vertraglich von der Mitgesellschafterin ausgeübt.« Er halte damit gelendes Recht ein. »Andersherum gedacht: Wenn Unternehmerinnen, Bauern oder Apotheker ihre Unternehmen komplett verkaufen müssten, nur weil sie eine Zeit lang ein politisches Mandat annehmen, dann würden keine Praktiker mehr in die Politik wechseln. Das kann man nicht ernsthaft wollen«, sagt Weimer. Gegen Berichte wie den von *Apollo News* lasse er sich von dem Medienanwalt Christian Schertz vertreten.

Mehrere Sponsoren des Gipfels, die nicht öffentlich genannt werden wollen, erklären gegenüber der ZEIT, warum sie am Ludwig-Erhard-Treffen teilnehmen: Sie würden das Event nutzen, um ausgewählte Kunden dorthin einzuladen, sie dadurch fester an sich zu binden und im Idealfall auch neue Geschäfte anzubauen. Das teuerste Sponsoring-Paket enthalte zwei Karten für ein Dinner, bei dem insgesamt rund 60 Unternehmenschiefs und Politiker in einem Restaurant oberhalb des Sees zusammenkommen. Natürlich ginge es dabei auch darum, Verbindungen zu knüpfen. Nur sei den Teilnehmern vorher nie bekannt, wer tatsächlich an den Abendessen teilnehme. Alles in allem seien die von der Weimer Media Group angebotenen Deals mit denen bei anderen Konferenzen vergleichbar, hieß es.

Das gilt nach Informationen der ZEIT allerdings nicht für das offensiv beworbene Angebot, Einfluss auf politische Entscheidungsträger zu nehmen. Ein regelmäßiger politischer Gast am Tegernsee war bisher der bayerische Ministerpräsident Markus Söder, der die Schirmherrschaft der Konferenz innehat. Nach der Veröffentlichung des Werbematerials der Weimer Media Group Anfang der Woche erklärte die bayerische Staatsregierung allerdings, sie werde die Zusammenarbeit mit dem Ludwig-Erhard-Gipfel überprüfen. »Im

Kern der Prüfungen steht die Frage, ob eine Fortsetzung der staatlichen Unterstützung weiterhin möglich ist.« Allein die vom bayrischen Wirtschaftsministerium geförderte Agentur Bayern Innovativ zahlte für den Gipfel 165.000 Euro im Jahr 2025. Insgesamt sollen nach ZEIT-Recherchen in den vergangenen zwei Jahren knapp 300.000 Euro aus der Landeskasse an das Event geflossen sein.

Wolfram Weimer war als Hoffnungsträger des Mitte-rechts-Lagers in das Amt des Kulturstsektärs gestartet: Ein ehemaliger Chefredakteur eher konservativer Publikationen wie *Welt*, *Focus* und *Cicero*, der einen linken Zeitgeist kritisiert, dem Antisemitismus auf deutschen Bühnen und in Hörsälen den Kampfansatz und den jüngsten Wahlerfolg rechter Parteien in den USA und in Europa statt mit Abscheu durchaus mit Interesse begegnet.

Weimer ist in rechten Kreisen zur Zielscheibe geworden

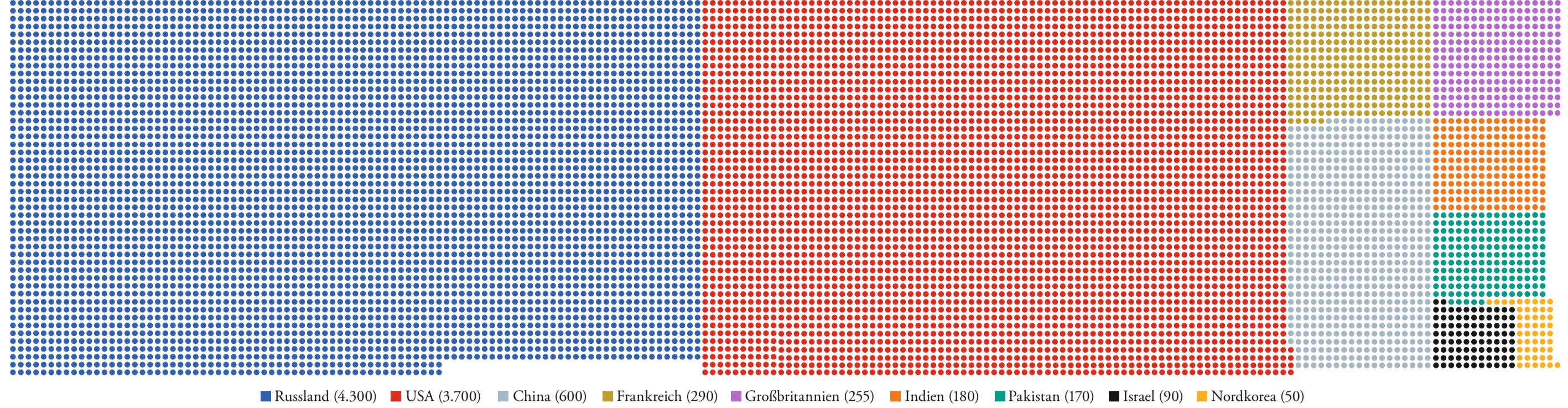
Seit einigen Monaten aber kritisieren ihn rechte Portale – neben *Apollo News* etwa auch die Website *Nius* des ehemaligen *Bild*-Chefredakteurs Julian Reichelt – mit neuer Schärfe: weil Weimer bei einer Ausstellung des Satirikers Jan Böhmermann aufräte. Weil Weimer ohne Einwilligung Reden und Statements von Politikern in seinem Medium *The European* veröffentlicht hatte. Und auch weil Weimer in einer Rede auf der Frankfurter Buchmesse US-Tech-Konzerne für ihre expansiven Geschäftsmodelle kritisiert und ihnen »geistigen Vampirismus« vorgeworfen hatte.

»Seit meiner Rede auf der Frankfurter Buchmesse werde ich von rechten Portalen wie *Nius* und *Apollo News* attackiert«, sagt Weimer selbst dazu. »Die rechten Netzwerke starten ständig neue Kampagnen – mit der AfD in ihrem Zentrum. Das ist politisch durchschaubar. Die Rechten setzen gezielter Diffamierung als Waffe der politischen Auseinandersetzung ein.« Innerhalb weniger Monate hat Weimer seine Stellung als auch in rechten Kreisen geschätzter Vordenker verloren – und stattdessen zur Zielscheibe geworden. Zu erklären ist so möglicherweise auch, dass die kritikwürdige Handhabung des Ludwig-Erhard-Gipfels durch die Weimer Media Group von einem Spartenmedium wie *Apollo News* mit so massivem Aufwand begleitet wird. In einem entsprechenden Videobeitrag des Portals fällt der Satz: »Irgendwann wird aus der Causa Weimer eine Causa Merz. (...) Wenn die Minister ein Honorar bekommen haben, dann wird die Geschichte zum ganz großen Skandal, dann wackelt auch die Bundesregierung.«

So weit ist es noch nicht, aber auch Spitzopolitiker gehen auf Distanz. Der frühere SPD-Parteivize Ralf Stegner sagte, er erwarte eine »umfassende und transparente« Erklärung. Linken-Chef Jan van Aken und Katrin Göring-Eckardt von den Grünen äußerten sich ebenfalls kritisch.

Bislang will Weimer dennoch nichts an seiner Verbindung zu dem Unternehmen ändern, das seinen Namen trägt. Gegenüber der ZEIT betont er, dass er dort keine Funktionen mehr habe, auch kein Beratermandat. Als stiller Teilhaber verdient der Staatsminister dennoch im kommenden Jahr am Treffen der Minister und der Manager am Tegernsee. Auf die Frage der ZEIT, ob Weimer die Unternehmensanteile während seiner Amtszeit als Kulturstaatsminister nicht womöglich besser an einen Treuhänder übergeben sollte, antwortet ein Sprecher der Weimer Media Group kurz und knapp: »Nein, das ist nicht nötig.«

Die Federation of American Scientists schätzt die Zahl der nuklearen Sprengköpfe weltweit auf 9.635. In dieser Grafik steht jeder Punkt für einen von ihnen



Gibt es ein neues nukleares Wettrüsten?

Russland präsentiert eine angebliche Wunderwaffe. Die USA drohen mit den ersten Atomtests seit 30 Jahren. Was das zu bedeuten hat – und wie gefährlich es ist VON MICHAEL THUMANN

Der Sturmvogel startet von einem geheimen Ort in Russland, nimmt seine Reisegeschwindigkeit von 930 Kilometern in der Stunde auf, etwas langsamer als der Schall. Er fliegt nicht hoch und ist mit bloßem Auge erkennbar, aber unsichtbar für die Radare der Luftabwehr. Der Marschflugkörper wird von einem Kernreaktor angetrieben. Dieser trägt den Sturmvogel Tausende von Kilometern über die Ozeane. Der Flugkörper ist extrem manövrierfähig und kann 15 Stunden in der Luft bleiben, bis er seine verheerende nukleare Sprengladung ins Ziel trägt. In Europa oder Amerika? Das hängt vom Willen des Herrschers über Leben und Atomtod ab.

Die neuesten Tests der russischen Wunderwaffe «Burewestnik» (Sturmvogel) feierten Wladimir Putin und sein Generalstabschef Ende Oktober. Kurz darauf gab Putin den erfolgreichen Test eines nuklear betriebenen Torpedos bekannt. Er sprach von einer «einzigartigen Waffe», die an Geschwindigkeit und Tieffliegenverbarkeit von «nichts anderem in der Welt übertragen» werde. Poseidon, so heißt der Atom-Torpedo, soll in der Lage sein, nicht nur Schiffe, sondern ganze Hafensäte zu zerstören.

Das russische Prozen mit Trägerwaffen hat in Washington für Unruhe gesorgt. Donald Trump gab auf seiner Plattform Truth Social bekannt, dass er sein «Kriegsministerium» angewiesen habe, Nuklearwaffentests «auf gleicher Basis» vorzubereiten. Was da genau getestet werden solle, sagte er nicht. Die USA haben zuletzt vor 33 Jahren einen Atomwaffentest durchgeführt, die Russen vor 35 Jahren. Wladimir Putin sah sich nach tagelangem Nachdenken genötigt, auf Trumps wolkige Ankündigung zu reagieren. Wenn die USA Kernwaffentests vornähmen, drohte er, dann würde Russland «adäquate Antwortmaßnahmen ergreifen», also nicht nur Trägerwaffen, sondern auch Sprengköpfe testen. Er rief seine Ministerien auf, Vorbereitungen für die mögliche Wiederaufnahme dieser Versuche zu treffen.

Sind wir wieder so weit? Kehrt das Wettrüsten zurück? Im Kalten Krieg wurde für jede neue Rakete auf der einen Seite eine neue Rakete auf der anderen Seite stationiert. Raketenzählern verglichenen Satellitenbilder, Nukleartheologen diskutierten die apokalyptische Logik der Abschreckung, Atomwaffentests verseuchten die Erde. Die Drohungen sind heute wieder da. Seit dem Überfall auf die Ukraine versuchen russische Politiker ungeniert, die Welt mit einem möglichen Atomwaffenangriff und Raketentests einzuschüchtern – in einer Weise, wie die Sowjets es nie getan haben.

Dabei gibt es große Zweifel an der Sinnhaftigkeit von Kernwaffentests. Reale Tests sind teuer und toxisch. Seit den 1950er-Jahren ver suchten die Moskauer Atomrüster Teile Kasachstans und der Arktis mit diesen Versuchen,

die USA verstrahlten riesige Landstriche in Nevada und Inselgruppen im Pazifik. Damit war am Ende des Kalten Kriegs Schluss. Seit drei Jahrzehnten simulieren Russland und die USA die Folgen einer Kernwaffenexplosion mit Computerprogrammen.

Die neue Rhetorik ist umso verstörender, als der letzte große Rüstungskontrollvertrag im kommenden Februar endgültig ausläuft. Es handelt sich um New Start, den die Präsidenten Barack Obama und Dmitri Medwedew 2010 unterzeichneten. Medwedew, der heute auf den sozialen Medien pathologische nukleare Zerstörungsfantasien auslebt, galt damals im Westen als Sympathikus und hoffnungsvolle Alternative zu Putin.

New Start begrenzt die strategische Atomrüstung der USA und Russlands jeweils auf maximal 700 Raketen, 800 Trägersysteme und 1.550 Sprengköpfen.

Es geht dabei um Interkontinentalraketen, mit denen sich die Mächte gegenseitig vernichten können. Vereinbart wurden Kontrollen vor Ort, um Vertrauen zu schaffen.

Das jedoch ist nachhaltig zerrüttet. In Washington hat man beobachtet, wie Putin den INF-Vertrag über die Abschaffung der Mittelstreckenwaffen in Europa seit einem Jahrzehnt systematisch gebrochen hat, indem er massiv Raketen gegen Berlin, London und Paris aufstellt. Den reichlich ramponierten INF-Vertrag hat Trump 2018 aufgekündigt, womit er Putin einmal mehr zu Diensten war. In Moskau erinnert man heute gern daran, um den vorausgehenden russischen Vertragsbruch vergessen zu machen. Im gleichen Ungeist geht man mit dem New-Start-Vertrag um. In der Pandemie wurden die gegenseitigen Kontrollen ausgesetzt. Als die USA sie 2022 wieder aufnehmen wollten, lehnte Moskau ab. Im Februar 2023 erklärte Putin dann ganz offiziell, dass Russland nicht mehr an New Start »teilnimmt« und damit keine Kontrollen mehr zu lasse. Washington antwortete im Juni 2023 mit einem Stopp der Kontrollen. Zwar versicherten Moskauer Diplomaten, dass man sich trotzdem weiter an die Begrenzungen des Vertrags halten wolle. Nur wer sollte das wirklich glauben? Per Satellit lassen sich neue Raketenilos schnell erkennen, aber gut verborgene Sprengköpfe kann man nicht warten. Die Chinesen sagen deutlich, dass sie keinen Vertrag wollen.

Rüstungskontrollexperten äußern auch Zweifel an der Sinnhaftigkeit der gewaltigen russischen Investitionen in den Burewestnik-Marschflugkörper. Braucht es wirklich so ein aufwendiges, nukleargetriebenes Trägersystem zur Abschreckung? Reicht für die abschreckende Wirkung nicht auch eine Interkontinentalrakete, weil es am Ende ja auf den Sprengkopf ankommt? Von solchen Raketen sind genügend vorhanden, um jede Luftabwehr zu überwinden. Der Verdacht liegt nahe, dass Putin vor allem möchte, dass die ganze Welt über seinen neuen Sturmvogel redet – während er in Russland kräftig die Steuern erhöht, um sich solche nuklearen Extravaganzen leisten zu können.

Die Amerikaner, die nicht alle im Bunker sitzen können, diskutieren unterdessen noch. Im US-Sicherheitestablishment plädieren nicht wenige dafür, New Start endgültig auslaufen zu lassen. Ein Argument ist Russlands notorisches Vertragsbrüchigkeit – die Tatsache, dass Putin keine Verifikation zulassen will. Außerdem habe Russland bei anderen Nuklearwaffen als Interkontinentalraketen gewaltig aufgerüstet, zum Beispiel bei nuklearen Gefechtsfeldwaffen. Das wichtigste Argument aber: New Start habe den großen Nachteil, dass der Vertrag nur die USA und Russland bindet, aber nicht China, das zügig aufrüste, um zu den beiden großen Atommächten aufzuschließen.

Das beste Argument für New Start dagegen hat Steven Pifer, ein angesehener US-Experte für Rüstungskontrolle, auf einer Plattform der Stanford University geliefert. Er plädiert dafür, auf Putins Angebot einzugehen. Eine Verlängerung bis 2027 würde beiden Seiten ein weiteres Jahr geben, um herauszufinden, ob ein neuer Rüstungskontrollvertrag nicht doch möglich wäre: »Das Auslaufen von New Start wäre das Ende der letzten verbleibenden Beschränkung für die russischen und amerikanischen Atomarsenale.« Wenn die USA dann die Zahl ihrer strategischen Atomsprengköpfe erhöhen würden, sei Russlands Aufrüstung genauso sicher wie eine Beschleunigung des chinesischen Atomprogramms. Alle drei würden sich in einem Rüstungswettlauf wiederfinden – ohne Bremsen und Gesprächsgrundlage. Das brächte »mehr Instabilität, mehr atomare Risiken und höhere Kosten« für alle.

Pifer weist darauf hin, dass eine Verlängerung von New Start »die USA durchaus nicht wehrlos« mache. Die Amerikaner hätten rund 3.700 nukleare Sprengköpfe, die strategischen und nicht strategischen Sprengköpfe zusammengekommen. Die Russen würden über 4.300 solcher Sprengköpfe verfügen. China habe bisher nur etwa 600, während Briten und Franzosen zusammen auf etwa 500 Sprengköpfe kämen. Und gleich, ob sich Washington Sorgen über Chinas Aufrüstung mache oder nicht, auf ein Abkommen mit China als Bedingung für ein Abkommen mit den Russen dürfe man nicht warten. Die Chinesen sagen deutlich, dass sie keinen Vertrag wollen.

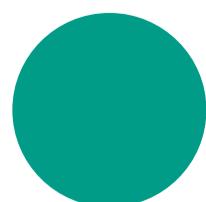
Es stimmt. Mit Erdgas hat die Energie-Partnerschaft von Norwegen und Deutschland vor fast 50 Jahren begonnen. Inzwischen sind wir einer der größten Lieferanten von Gas für Europa.

ANZEIGE



**Wir haben
viel mehr
als nur Gas in der Pipeline.**

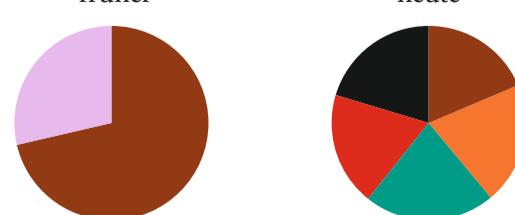
Was wir tun müssen, um den natürlichen Geschlechterrollen wieder näher zu kommen



Torten der Wahrheit

VON KATJA BERLIN

Wartezeit überbrücken
In Adventskalendern früher In Adventskalendern heute



- Als Hausfrau daheim bleiben
- Als Familenvater den ganzen Tag im Büro sitzen
- Gemeinsam auf Hirschjagd gehen

Haushalte in Europa mit Energie versorgen

Aber auch die Technik der sicheren Lagerung von CO₂ tief unter dem norwegischen Meeresboden. Das machen wir übrigens schon seit 30 Jahren. Seitdem haben wir rund 30 000 000 Tonnen CO₂ in der Tiefe eingespeichert.

Unser aktuellstes Projekt, Northern Lights, ist eine CO₂-Speicherinfrastruktur in Norwegen. Mit der Aufnahme des Betriebs im Sommer 2025 erweitern wir sie jetzt auf mindestens 5 Millionen Tonnen industrieller CO₂-Emissionen pro Jahr, die dauerhaft und sicher eingeschlossen werden.

Das sind nur einige Beispiele, die zeigen: Wir haben den Anspruch, ein führendes Unternehmen der Energiewende zu sein. Noch haben wir nicht alle Antworten, aber mit unseren Innovationen und Technologien sowie der Entschlossenheit unserer Menschen sind wir auf dem besten Weg dorthin.

Zum Beispiel die zukünftige Bereitstellung von Wasserstoff, den die deutsche Industrie so dringend braucht.

Oder die vielen Offshore-Windprojekte, die heute bereits über eine Million

Wirkungsweisen haben.

Søker etter bedre



Sie wollen die Scharia

In Mali schneiden Dschihadisten die Hauptstadt von der Versorgung ab.
Entsteht im Westen Afrikas ein neuer Islamischer Staat? VON ISSIO EHRICH

Verwackelte Bilder. Der Mann, der die Kamera hält, rennt brüllend eine Böschung hoch. Nur zwei Worte sind zu verstehen: »Gott« und »Wille«. Er filmt roten Sand, Gestrüpp, dann dicke, schwarze Rauchsäulen, die in den Himmel steigen. Als er schnaufend die Kuppe der Böschung erreicht, zuckt er zusammen. Eine Explosion. Er schwenkt nach rechts, hält auf einen brennenden Tanklastwagen. Er schwenkt nach links auf seine Kameraden, Männer mit Sturmgewehren. Plötzlich krachen Schüsse, seine Kameraden feuern in die Flammen.

Die Menschen in Mali sehen solche Bilder seit Anfang September immer wieder in sozialen Netzwerken. Es ist Propaganda-Material von JNIM, der »Gruppe für die Unterstützung des Islams und der Muslime«. Dahinter steckt eine Allianz von Terrorgruppen, die Al-Kaida nahesteht und ihrem großen Ziel immer näherkommt: dem Aufbau eines islamischen Staates im Sahel.

Durch Anschläge, wie dem, der im Video zu sehen ist, gelingt es JNIM, den Transport von Waren und vor allem Treibstoff aus dem Senegal und der Elfenbeinküste nach Bamako zu blockieren. Sie versuchen so, das Leben in der Hauptstadt mit ihren drei Millionen Einwohnern zum Erliegen zu bringen.

Keine zwei Jahre ist es her, dass die letzten westlichen Soldaten, darunter Angehörige der Bundeswehr, ihre Stützpunkte in Mali räumen mussten. In Mali, Burkina Faso und im Niger hatten sich Militärs an die Macht geputscht – mit großer Unterstützung der Zivilbevölkerung. Viele Menschen in diesen Ländern waren anfangs offen für westliche Hilfe gegen islamistische Gruppen. Doch die Sympathie war umgeschlagen in Wut und Frustration. Die Dschihadisten machten trotz der Anwesenheit internationaler Soldaten weiter, während in den Hauptstädten die Korruption pro-westlicher Regierungen grasierte. Die Putschisten wurden als antikoloniale Befreier bejubelt. Ebenso ihre neuen Verbündeten: russische Söldner der Wagner-Gruppe, aus der inzwischen das russische »Afrikakorps« hervorgegangen ist. Jetzt sieht es so aus, als seien die neuen Machthaber auch nicht viel erfolgreicher im Kampf gegen den Terror.

Es ist nicht leicht, sich ein Bild der Lage zu machen. Westliche Journalistinnen und Journalisten erhalten in Mali keine Akkreditierungen mehr. Aber die ZEIT erreichte einige Kontakte in Bamako über WhatsApp. Sie schildern eine Großstadt im Dämmerzustand. Nicht nur der Verkehr ist durch die Benzinblockade zum Erliegen gekommen. Händler können ihre Waren nicht mehr transportieren. Geschäfte bleiben geschlossen, frische Lebensmittel werden rar. Vielerorts geht im wahrsten Sinne des Wortes das Licht aus. Die ohnehin fragile Energieversorgung Bamakos ist auf Benzin- und Diesele generatoren angewiesen.

»Wir leiden«, schreibt Mamadou Sagara auf WhatsApp. »Der Alltag ist kaum noch zu bewältigen.« Statt wie üblich rund 1.000 Lastwagen mit Benzin kommen Schätzungen zufolge jetzt oft nur noch 200 pro Woche in der Stadt an. Sagara erzählt von kilometerlangen Schlangen vor Tankstellen. Wenn es dann tatsächlich mal Benzin gebe, sei es für die meisten Leute kaum zu bezahlen. Umgerechnet rund sieben Euro koste der Liter. Die Leute laufen nun zu Fuß, wo es einst vor Mopeds nur so wimmelte. Seit Ende Oktober sind wegen des Treibstoffmangels Schulen und Universitäten im ganzen Land geschlossen. »Das Leben wird immer langsamer«, schreibt Sagara.

Mamadou Sagara, 43, war früher Touristeführer und heißt eigentlich anders. Die Junta ahndet Kritik schnell mit Gefängnis. »Es gibt keine Meinungsfreiheit mehr in Mali«, sagt Sagara.

Für JNIM ist die Taktik des Abschnürens mit geringem Aufwand verbunden. Die Nationalstraßen von den Küstenstaaten nach Mali sind über weite Strecken sandige, gewundene Wege, die mitunter durch dichte Wälder aus Mangobäumen führen. Lastwagen können oft nur Schritttempo fahren. Angreifer sind im Schatten der Bäume kaum auszumachen – und eine Kugel reicht, um die Benzinläden zur Explosion zu bringen.

Die Ursprünge der Gewalt liegen fast anderthalb Jahrzehnte zurück. 2011 hatten Aufständische in Libyen mithilfe der Nato den Diktator Muammar al-Gaddafi gestürzt. Gaddafi hatte ein großes Söldnerheer mit Kämpfern aus dem Sahel beschäftigt, unter ihnen viele Tuareg. Die kehrten in die Heimat zurück – mit ihren Waffen. Im Norden Malis bildeten sie das Rückgrat eines Aufstands von Mitgliedern der Tuareg-Volksgruppe, die sich gegen die Marginalisierung durch die Mächtigen in Bamako auflehnte. Die Rebellen nahmen eine Stadt nach der anderen ein. Doch islamistische Gruppen in der Rebellion kaperten den Aufstand, führten in eroberten Gebieten die Scharia ein, verboten Musik, zwangen Frauen den Schleier auf. 2012 rückten sie in Richtung Bamako vor. Auf Bitten der damaligen malischen Regierung griff die frühere Kolonialmacht Frank-



Seit Ende des vergangenen Jahrzehnts ist die Sahelzone der neue Hotspot des islamistischen Terrors. Laut dem Global Terrorism Index wurden 2024 mehr als die Hälfte aller Todesopfer von Terrorismus in der Sahelzone verzeichnet, 3.885 von 7.555. Mittlerweile greifen Dschihadisten aus dem Sahel auch die Küstenstaaten am Golf von Guinea an. Ende Oktober verübte JNIM erstmals einen tödlichen Anschlag auf eine Patrouille in Nigeria, dem bevölkerungsreichsten Staat Afrikas.

Da die betroffenen Länder so abgeschottet sind, ist es schwierig, zu sagen, wie sich die Lage entwickeln wird. Drei Szenarien sind denkbar. Der *worst case* wird im Fall Mali offenbar sowohl in Washington als auch in Berlin durchgespielt.

»Islamistische Extremisten haben dieses Land an den Rand des Abgrunds gebracht«, schrieb die *Washington Post* Mitte Oktober über Mali. Wenig später forderte die US-Regierung ihre Landsleute zur sofortigen Ausreise auf. Auch die Bundesregierung empfiehlt Deutschen seither, das Land zu verlassen. In Berlin macht man sich zumindest Gedanken über das »Kabul-Szenario«: den Fall Bamakos in die Hände von JNIM.

Wahrscheinlich ist das nicht. Mouhamadou Ibrahim macht ein anderes Szenario auf: Er glaubt, die Dschihadisten wollen die Regierung zu Zugeständnissen zwingen. Ibrahim kämpfte einst selbst gegen die Regierung, er war beim Tuareg-Aufstand in Mali dabei und wurde dann im Niger führendes Mitglied einer der Terrorgruppen. Mittlerweile hat er die Gewalt hinter sich gelassen. Er glaubt nicht, dass JNIM stark genug ist, um sich mit Terror durchzusetzen. Schätzungen zufolge hat die Gruppe nur 6.000 Kämpfer. Sie sei nicht stark genug, um eine Hauptstadt einzunehmen, sagt Ibrahim in einer Sprachnachricht.

Mit seiner »Bewegung Nigers für Aussöhnung und Frieden« setzt er darauf, dass man einige Terroristen überzeugen kann, die Waffen niederzulegen, wenn man ihnen etwas anbietet. Für die Gruppe JNIM insgesamt gelte aber, dass ohne die Einführung der Scharia kaum Kompromisse möglich seien.

»Sie wollen die Regierung zwingen, dem westlichen Lebensentwurf abzuschwören«, sagt er. Das hätte schwere Folgen für große Teile der Bevölkerung, vor allem für Frauen und Mädchen. Es wäre ein Bruch mit den eher liberalen Interpretationen des Islams, die im Sahel Tradition haben.

Von Zugeständnissen irgendwelcher Art wollen die Militärs bis auf Weiteres denn auch nichts wissen. Als ein Busunternehmen in Mali sich im Oktober auf Druck von JNIM bereit erklärte, Frauen nur noch mit Hidschab zu befördern, um die umkämpften Straßen wieder nutzen zu können, reagierte die Junta sofort: Sie entzog dem Unternehmen die Betriebslizenzen.

In einem dritten Szenario kann sich die Regierung durchsetzen, ohne Kompromisse zu machen. Dieses Szenario vertritt nicht nur die Regierung selbst. Manche in Bamako sehen in der Benzinblockade kein Zeichen der Stärke von JNIM, sondern eines der Schwäche. »Die Dschihadisten greifen das Militär nicht mehr frontal an«, schreibt Ahmed Maïga, ein Mitglied der Zivilgesellschaft, auch er heißt in Wirklichkeit anders. »Sie haben bei ihren Schermützen gegen Armeeinheiten zu viele Rückschläge erlitten.« Was diese These untermauen könnte: Die Zahl ziviler Opfer islamistischer Angriffe ist in Mali in den vergangenen Jahren wieder gesunken. 2022 verloren 2.232 Zivilisten das Leben. 2024 waren es 1.791.

Auch in Burkina Faso kritisieren einige den negativen Blick auf die Region als verzerrt. Nicht weit von der Hauptstadt Ouagadougou liegt das Operndorf Afrika, einst von dem deutschen Theaterregisseur Christoph Schlingensief initiiert, heute ein internationales Projekt mit Schule, Alphabetisierungskursen auch für Frauen, Ateliers für Künstlerinnen und Künstler. Also ein Ort, den Islamisten als Affront auffassen müssen. Doch im Operndorf will man von akuter Bedrohung nichts wissen. »Zu behaupten, die Sicherheit werde immer fragiler, entspricht einer pessimistischen Sichtweise, die nur von jemandem kommen kann, der weit weg lebt«, schreibt das Team auf Anfrage der ZEIT und berichtet von Bauern, die dank militärischer Erfolge der Armee wieder ihre Felder bestellen könnten. Derweil gehen internationale Beobachter davon aus, dass die burkinische Junta kaum noch die Hälfte des Territoriums ihres Landes kontrolliert. »Wir gehen wie gewohnt unseren alltäglichen Aktivitäten nach«, schreibt das Operndorf-Team hingegen.

JNIM wiederum setzt alles daran, jede positive Deutung der Lage in Gewalt zu ersticken. Kürzlich entführten Kämpfer im nordmalischen Tonka die TikTok-Influencerin Mariam Cissé, die in ihren Videos für die Armee im Kampf gegen die Islamisten geworben hatte. Sie erschossen sie vor den Augen zahlreicher Zivilisten mittan in der Stadt. Diese Brutalität ist Teil einer Zermürbungsstrategie, um das Vertrauen der Bevölkerung in die Junta zu unterminieren. Die Terroristen setzen womöglich darauf, dass es zu einem Gegenputsch kommt. Das hätte wohl auch Folgen für die Nachbarländer Niger und Burkina Faso. Die malische Junta war die erste in der Region, die eine Regierung stürzte, weil die den Terror nicht eindämmen konnte. Ähnliche Coups in den Nachbarländern folgten. »Wenn die Benzin-Blockade einen politischen Zusammenbruch in Mali auslöst, wird JNIM im benachbarten Burkina Faso auf dieselbe Strategie setzen«, sagt Hénri Nsaibia, Westafrika-Experte von Aced, einer Organisation, die Daten zu bewaffneten Konflikten sammelt. Und auch im Niger könnten die Terroristen auf die Blockadetaktik setzen.

Ein Gegenputsch würde dann wohl tatsächlich zu Verhandlungen mit den Dschihadisten führen. Davon ist zumindest einer überzeugt, der seit Jahren den internationalen Blick auf die Region mitprägt. »Die Salafisten haben einfach gewonnen«, sagt Ulf Laessing, Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Bamako, über die besonders konservativen Strömungen des Islams. »Die nächste Regierung in Mali wird eine sein, die mit den Dschihadisten kooperiert.« Es wäre nicht nur ein Triumph des religiösen Fundamentalismus. Es wäre auch ein Frieden um jeden Preis. Ohne Garantie, dass die Terroristen wirklich die Waffen niederlegen. Ohne Garantie, dass sie irgendwann nicht doch die totale Kontrolle über das Land fordern.



reich ein und verjagte die Islamisten aus den Städten im Norden. Es folgte eine Stabilisierungsmission der Vereinten Nationen, an der sich auch Deutschland beteiligte. Doch die Terrorgruppen setzten auf erprobte Guerilla-Methoden, gegen die Frankreich mit seinen Kampfbombern kaum ankam. Immer wieder starben Zivilisten bei westlichen Militäreinsätzen. Den Islamisten fiel es leicht, neue Rekruten zu finden. Vor allem junge Männer sind oft arm und haben keine Perspektive. Vom Staat war außer einer zunehmend brutal agierenden Armee wenig zu sehen. Die Elite in Bamako scherte sich wenig um den Norden und andere ländliche Regionen.

Nicht nur JNIM, auch der Sahel-Ableger des »Islamischen Staates« (ISSP) weitete sein Operationsgebiet vom Norden in das Zentrum des Landes aus, dann in die Nachbarstaaten Burkina Faso und Niger. In eroberten Landstrichen bauten sie Parallelstrukturen auf, trieben Steuern ein, brachten Bergbauminen unter ihre Kontrolle, verdienten Millionen durch Viehdiebstahl und den Verkauf von Waffen auf dem Schwarzmarkt. Waffen, die sie bei ihren Angriffen auf Armeeposten ergattern konnten. Zugleich boten sie der Bevölkerung etwas, was es zuvor nicht gab: Recht und Ordnung. Wenn auch durch Scharia-Gerichte.



Mouhamadou Ibrahim (unten rechts im Jahr 2023) kämpfte früher selbst gegen die Regierung von Mali.
Er glaubt: Die Junta muss womöglich mit den Terroristen verhandeln. In der malischen Hauptstadt Bamako (Übrige Bilder)
wird unterdessen das Benzin knapp, weil Islamisten die Nachschubrouten angreifen



schwarz digits



Christian Müller
Co-CEO Schwarz Digits

Thomas Saueressig
Mitglied des Vorstands SAP SE

Rolf Schumann
Co-CEO Schwarz Digits

DIGITAL SOUVERÄN. GEMEINSAM GESTALTEN.

Zusammen gestalten wir eine digital souveräne Zukunft. Für Unternehmen, Organisationen und Menschen. Unser Ziel ist eine technologieoffene, unabhängige Digitalisierung, die Innovation und Wohlstand ermöglicht und mehr Sicherheit und Kontrolle bietet.

schwarz-digits.de/SAP

»Keine Anzeichen von Eigen- oder Fremdaggressivität«

Ein Geflüchteter tötet in Aschaffenburg zwei Menschen, seine psychische Erkrankung war den Behörden zuvor bekannt.

Warum konnte der Mann nicht gestoppt werden? VON BENEDIKT HERBER



Der Beschuldigte Enamullah O. wird im Oktober 2025 ins Landgericht Aschaffenburg geführt

Bevor Enamullah O. am 22. Januar 2025 im Aschaffenburger Park Schöntal Kleinkinder attackieren wird, bevor er einen Zweijährigen und einen Helfer töten wird und bevor Friedrich Merz sagen wird, dass das Maß »wendiglich voll« sei – acht Monate vor all dem greift Enamullah O. Polizeibeamte in einer Dienststelle an.

Was an diesem 13. Mai 2024 geschieht, schildert eine Polizistin im Prozess gegen O. Der Afghane, dessen Alter sich bis heute nicht feststellen lässt (er wird wohl Ende 20 sein), taucht an diesem Tag in der Inspektion der Bundespolizei auf und bittet um Hilfe: Er habe etwas »Falsches gegessen«. Plötzlich kippt O.s Stimmung, er schlägt nach einer Polizistin, dann klammert er sich an der Schutzweste des Kollegen fest – und während sie zu dritt zu Boden gehen, greift er nach den Pistolen.

O. wird überwältigt, in die Notaufnahme gebracht, in die Psychiatrie verlegt. Dort stellen die Ärzte eine psychotische Episode fest. Doch schon nach wenigen Stunden ist er wieder frei: Nach der Gabe von Psycho-

pharmaka habe »keine akute Eigen- und Fremdgefährdung« mehr bestanden, so steht es in den Entlassungspapieren der Psychiatrischen Klinik Aschaffenburg.

Keine Eigen- oder Fremdgefährdung – als ein Ermittler diesen Satz im Oktober 2025 am ersten Prozesstag zitiert, lachen die Zuschauer im Saal 168 im Landgericht Aschaffenburg auf. Sie lachen ein weiteres Mal auf, als der Ermittler einen Vorfall erwähnt, der sich wenige Wochen später ereignete: Nachdem O. – offenbar bellend wie ein Hund und grunzend wie ein Schwein – auf Autos eingeschlagen hatte und daraufhin von einem Rettungswagen abgeholt worden war, trat er während der Fahrt nach dem Rettungs-sanitäter. Wieder wurde er eingewiesen, wieder nach wenigen Stunden aus der Psychiatrie entlassen. Und wieder hieß es: »Keine Anzeichen von Eigen- oder Fremdaggres-sivität.«

Am 30. Oktober 2025, fast eineinhalb Jahre nach dem Vorfall in der Polizeistation und neun Monate nach der verheerenden Messerattacke, verliest der Richter in Aschaffenburg schließlich das Urteil gegen O.: Der Beschuldigte leide an einer paranoiden Schizophrenie und sei daher am Tattag schuldunfähig

gewesen. Daher wird er in einer forensischen Klinik untergebracht.

Juristisch ist der Fall abgeschlossen – doch es bleiben Fragen offen: Warum wurde O. nicht früher gestoppt? Warum erhielt er offenbar keine angemessene psychiatrische Behandlung? Und was sagt sein Fall über das deutsche Gesundheitssystem aus? Ist es in der Lage, Menschen mit Kriegs-, Flucht- oder Gewalt-erfahrungen angemessen zu versorgen? Oder lässt es Zehntausende Schwerkranken allein – und gefährdet damit die öffentliche Sicherheit?

Als der Richter das Urteil verliest, reagiert Enamullah O. wie an allen Prozesstagen: gar nicht. Mit hängenden Schultern und toten Augen sitzt er da, manchmal legt er den Kopf auf die Tischplatte, manchmal gähnt er. Gleich zu Prozessbeginn erklärt daher O.s Verteidiger, dass man dieses Gähnen nicht fehldeut darf. Es sei Ausdruck seiner Erkrankung. Die Negativsymptomatik einer Schizophrenie, wenn Wahn und Halluzinationen durch die Medikamente abgeklungen sind: Man zieht sich in sich selbst zurück, ist unfähig, Emotionen zu empfinden, so erklärt es der psychiatrie Gutachter später.

Während der fünf Prozesstage bleibt O. ein Ge-spens: »Wissen wir eigentlich, wer hier vor uns sitzt?«, fragt der Richter zu Prozessbeginn einen Kriminalbeamten, der sich intensiv mit O. beschäftigt hat. Der antwortet: »Beschwören kann ich's nicht.« Mal behauptet O., er sei 2007 in Pakistan geboren – dann stimmt er doch wieder der offiziellen Version zu: 1997 in Kunduz, Afghanistan. Selbst sein Name bleibt unklar.

Wann er sich für die Ausreise aus Afghanistan entschied, lässt sich auch nicht sagen. 2015? Oder 2019? In seinem Asylantrag gibt er an, dass er von den Taliban bedroht worden sei. Die hätten ihn ins Visier genommen, weil er Soldaten mit Drogen ver-sorgte. Im Gespräch mit dem psychiatrischen Gutachter dagegen sagt er, dass er schlief seine Familie mit dem Geld aus Europa unterstützen wollte. Sein erstes Ziel: Istanbul.

In Istanbul, so sagt O. es zumindest, habe er einige Jahre als Bauhelfer gearbeitet, dann reiste er nach Europa weiter. Ende 2021 erreichte er Bulgarien und stellte einen Asylantrag – die erste verlässliche Angabe zu seiner Reise. Zunächst strandet er in Paris, wo er auf der Straße lebt. In dieser Zeit wird er erstmals auffällig und bekommt Antipsychotika verschrieben. Später bricht er nach Deutschland auf. In Deutschland sei alles besser, sagt er während seiner wenigen Wortmeldungen im Prozess, die ein Dolmetscher übersetzt: »Das Leben und die Technologie und alles.«

Dass ein Mensch, der jahrelang von Ort zu Ort reist und schließlich obdachlos wird, Gefahr läuft, psychotische Symptome zu entwickeln, ist plausibel. »Die Wahrscheinlichkeit erhöht sich schon dadurch, wenn wir in ein anderes Land umziehen«, sagt der Psychiater Dominikus Bönsch – »selbst, wenn wir uns eigentlich auf diesen Umzug gefreut haben.« Bönsch leitet den Maßregelvollzug im Bezirkskrankenhaus Lohr, in dem Enamullah O. heute untergebracht ist. Traumatische Erlebnisse wie Krieg, Flucht oder Obdachlosigkeit erhöhen das Risiko einer Psychose, sagt er.

Seit 2015 kamen Millionen Menschen in Deutschland an, die potenziell Traumatisches erlebt haben – und die zunächst häufig in instabilen Verhältnissen leben. Sie ziehen von Unterkunft zu Unterkunft, wohnen mit Fremden auf engstem Raum. Für jemanden mit einer genetischen Veranlagung für Psychosen wird ein Ausbruch unter solchen Bedingungen wahrscheinlicher. Bönsch spricht von einer ein- bis zweiprozentigen Chance, dass ein Mensch auch unter günstigen Bedingungen in seinem Leben eine Schizophrenie entwickelt. Für Geflüchtete liegt sie wohl deutlich höher. Hochgerechnet auf alle Menschen, die nach Deutschland kamen sind mindestens Zehntausende gefährdet.

Nicht jeder Mensch mit Schizophrenie stellt eine Gefahr für andere Menschen dar. Und doch, sagt Bönsch, lasse sich empirisch nicht leugnen, dass ein Mensch mit Psychose etwas häufiger schwere Straftaten begeht.

Gewalttaten von Geflüchteten mit paranoider Schizophrenie, die öffentlich bekannt wurden: Im Jahr 2019 stieß ein Erkrankter am Frankfurter Hauptbahnhof ein Kind vor den Zug. Bei einer Messerattacke in der Würzburger Innenstadt 2021 tötete ein anderer drei Frauen. Und dann, im Januar in Aschaffenburg, ein Angriff auf Kleinkinder am helllichten Tag.

Viele empfinden es als ungerecht, dass ein Mann, der etwas so Schreckliches tut, »nur« in eine Psychiatrie muss. Aber was soll der Staat mit Enamullah O. tun? Abschieben, damit er in einem anderen Land zur Gefahr wird? Oder ins Gefängnis stecken, wo das Personal weder die Mittel noch die Ausbildung hat, mit einem psychisch kranken Täter wie ihm umzugehen?

Schizophrenie ist unheilbar. Eine frühe Diagnose und Behandlung kann aber vielem vorbeugen. In den ersten 36 Monaten nach Ankunft steht Geflüchteten allerdings nur eine Akutversorgung

zu. Anträge auf Psychotherapie werden in den meisten Fällen abgelehnt, sagt der Gesundheitswissenschaftler Kayvan Bozorgmehr. Erst wenn das Problem »unaufschlüssig« wird, übernimmt der Staat die Kosten. Zugespitzt formuliert: Behandelt wird ein Kranke meist erst dann, wenn etwas passiert ist.

Im November 2022 reist Enamullah O. nach Deutschland ein und stellt einen Asylantrag. Der wird am 19. Juni 2023 abgelehnt, doch die Rück-führung von O. nach Bulgarien scheitert wegen einer abgelaufenen Frist. O. bleibt und lebt fortan in verschiedenen Unterkünften. Von Mitbewohnern wird er als ruhiger und freundlicher Einzel-gänger beschrieben. Medikamente nimmt er in dieser Zeit offenbar nicht mehr.

Fast ein Jahr nach seiner Einreise attackiert O. dann einen Mitbewohner mit einem Stuhl. Daraufhin wird er für drei Wochen in eine Psychiatrie ein-gewiesen. Nun bekommt er wieder Medikamente verschrieben. Ob er sie genommen hat, ist nicht klar. O. trinkt immer mehr Alkohol und kifft. Eine Mitbewohnerin im Wohnheim ruft die Polizei, weil O. nachts tanzt und wie ein Wolf heult. Ein anderer beobachtet, dass O. Rollen macht und hüpfen wie ein Frosch. Es folgen die Vorfälle in der Polizeistation, der Tritt gegen den Rettungssanitäter und schließlich – am 29. August 2024, ein halbes Jahr vor der Messerattacke – ein Angriff auf eine Mit-bewohnerin. Er würgt sie und bedroht sie mit einem Küchenbeil.

Warum lief O. überhaupt noch frei herum? Der Psychiater Bönsch sagt, Vorfälle wie der Angriff auf der Polizeistation seien nichts Ungewöhnliches: Jeden Tag würden mehrere Menschen, die sich ver-wirrt und gewalttätig verhielten, bei ihnen eingewie-sen. Meist seien sie nach wenigen Stunden wieder klar, zum Beispiel weil die Wirkung von Alkohol oder Drogen nachlässt. Der Klinik bleibe dann nichts anderes übrig als eine Entlassung. »Die Hür-den für eine Zwangsunterbringung sind hoch.« Bönsch sagt, immer wieder schreibe die Klinik der Staatsanwaltschaft, um auf aus ihrer Sicht gefähr-liche Patienten hinzuweisen. Doch es müsse erst jemand gravierend zu Schaden kommen, um eine dauerhafte Unterbringung in der Forensik zu rechtfertigen. Polizisten angreifen – das reiche allein nicht.

An Tag, als Enamullah O. durch den Park Schöntal läuft, ein Messer im Hosenbund, führt er offenbar Selbstgespräche, hört Stimmen, sieht Augen von Agenten, die ihm das Morden an Kin-dern befehlen, so erzählt er es später dem psychia-trischen Gutachter. Im Verhör nach der Tat ist er außerstande, zusammenhängende Sätze zu formulieren. Noch Tage danach trinkt er aus der Toilette oder issst Klopapier. Das toxikologische Gutachten zeigt schließlich: Enamullah O. hat seine Medikamente Tage vor der Tat abgesetzt. Weil sie sich nicht mit dem Alkohol vertragen, wie er sagt. Keinem war das aufgefallen.

Auch ohne Millionen Geflüchtete mangelt es in Deutschland an Therapeuten. Und trotzdem: Aus Sicht des Gesundheitswissenschaftlers Kayvan Bozorgmehr fehlt der politische Wille, sich um psy-chisch gefährdete Asylbewerber zu kümmern. »Es herrscht der Eindruck, dass Nichtstun Kosten sparen würde«, sagt er. Aber würde man rechtzeitig Hilfe bereitstellen, würde man auch Kapazitäten sparen. Eine jahrelange Unterbringung in der Klinik ist teuer.

Ähnlich sieht es der Psychiater Dominikus Bönsch. Es bräuchte – ähnlich wie in der Schweiz – Dienste, die Menschen direkt in den Unterkünften besuchen. Gerade, sagt er, käme man eigentlich immer zu spät.

Hören Sie den Podcast
Was jetzt? ist der Nachrichten-Podcast der ZEIT.
Jeden Tag um 6 Uhr und 17 Uhr
besprechen wir die Themen des Tages.
Jetzt anhören unter www.zeit.de/was-jetzt

ANZEIGE

Einen guten Journalisten erkennt man daran, daß er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.“

Hanns Joachim Friedrichs

Die Preisverleihung findet am 4. Dezember statt, eine Aufzeichnung strahlt das WDR Fernsehen um 23.50 Uhr aus. Vorschläge für den Preisträger des Jahres 2026 können die Zuschauer schicken an:

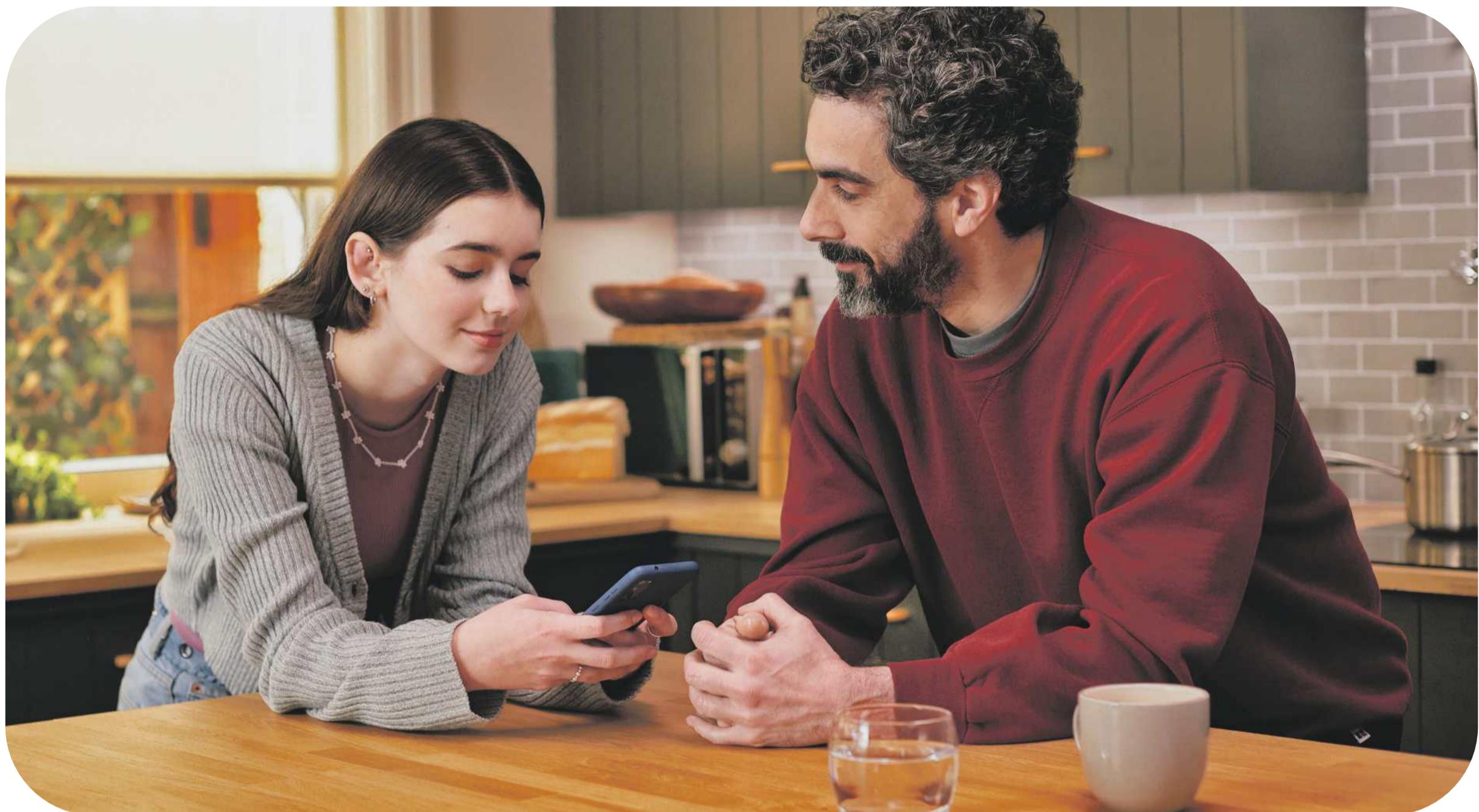
hanns-joachim-friedrichs-preis.de

Der Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis für Fernsehjournalismus.

Der Preis wird alljährlich an Moderatoren, Reporter und Redakteure vergeben, die durch ihre Arbeit gezeigt haben, dass sie kreative, kritische und unabhängige Journalisten sind. Die diesjährigen Preisträger sind die ARD-Korrespondentinnen Sophie von der Tann und Katharina Willinger, der Sonderpreis geht an Reporter ohne Grenzen, der Förderpreis an den WDR-Reporter Borhan Akid.

Die Initiatoren und Juroren: Golineh Atai, Gabi Bauer, Jurek Becker (†), Manfred Büssinger, Nikolaus Bender, Klaus Bresser, Annette Dittmer, Katrin Eigendorf, Jürgen Flimm (†), Eric Friedler, Christoph-Maria Fröhder (†), Petra Gerster, Carl Gierstorfer, Johannes Hano, Tina Hassel, Hanna Herbst, Maybrit Illner, Claus Kleber, Theo Koll, Gerhard Krug (†), Stephan Lamby, Jürgen Leinemann (†), Ilse Madaus-Friedrichs (†), Sandra Maischberger, Marcel Mettelsiefen, Eva Müller, Susanne Ottersbach-Flimm, Frank Plasberg, Fritzi Pleitgen (†), Christine Pohl, Ariane Reimers, Claus Richter, Thomas Roth, Ulf-Jenssen Röller, Dirk Sager (†), Isabel Schayani, Cord Schnibben, Hermann Schreiber (†), Birgit Schwarz, Hajo Seppelt, Volker Skierka, Marietta Slomka, Katharina Trebitsch, Harry Valeren (†), Weil Verlinde, Mathias Werth, Ulrich Wickert, Anne Will, Armin Wolf.

Europa braucht ein digitales Mindestalter – mit Zustimmung der Eltern



Warum es ein einheitliches EU-Mindestalter im Internet braucht

Von Antigone Davis, VP, Global Head of Safety, Meta

Das Internet bietet Menschen aller Altersgruppen schier unendliche Möglichkeiten, sich zu entfalten. Jugendliche nutzen Onlinedienste, um Kontakte zu knüpfen, kreativ zu sein, zu lernen und ihre Persönlichkeit zu entdecken. All dies sind Möglichkeiten für die junge Generation. Doch neben allen Vorteilen gibt es wie im analogen Leben auch online die Notwendigkeit, Jugendliche zu schützen.

Instagram begrüßt daher die jüngsten Vorschläge für einen stärkeren Jugendschutz im Netz und die Forderung nach einem digitalen Mindestalter. Sie fand zuletzt mit der Jütland-Erklärung die Zustimmung von Regierungsvertreter*innen aus 27 europäischen Ländern.

Die Herausforderung: Ein fragmentiertes digitales Ökosystem
Bereits seit über einem Jahrzehnt unternimmt Instagram gezielte Anstrengungen, um Minderjährige auf seiner Plattform zu schützen. Nicht nur gibt es ein Mindestalter von 13 Jahren für die Nutzung unseres Dienstes gemäß unseren Nutzungsbedingungen, sondern das Alter wird auch bei der Registrierung anhand verschiedener Methoden ermittelt. Die im vergangenen Jahr eingeführten Teen-Konten sind inzwischen auch auf Facebook und im Messenger verfügbar. Diese Accounts aktivieren automatisch strengere Jugendschutzeinstellungen, die einschränken, wer Teenager kontaktieren kann, unangemessene Inhalte herausfiltern und die Möglichkeit bieten, tägliche Zeitlimits festzulegen.

Doch eine Herausforderung, die sich quer durch Europas digitale Landschaft zieht, lässt sich allein hierdurch nicht lösen. Jugendliche nutzen im Schnitt rund 40 verschiedene Apps pro Woche – jede mit eigenen Altersgrenzen und Sicherheitsstandards.

Die Lösung: Ein einheitliches digitales Mindestalter
Hier setzt die Idee eines einheitlichen Mindestalters an: Dadurch könnten bis zum Erreichen der digitalen Mündigkeit Apps vonTeenagern nur mit Zustimmung der Eltern heruntergeladen werden. Und es ließe sich sicherstellen, dass nur altersgerechte Inhalte konsumiert werden – egal auf welcher Plattform. Laut einer Umfrage von Morning Consult befürworten mindestens drei Viertel der Eltern in acht EU-Ländern eine Gesetzgebung, die eine Zustimmungspflicht im Falle von Jugendlichen unter 16 Jahren vorsieht.*

Drei Voraussetzungen für wirksamen Jugendschutz
Damit ein digitales Mindestalter EU-weit Wirkung entfalten kann, braucht es drei zentrale Elemente.

Das Mindestalter muss für alle Apps gelten – also nicht nur für soziale Medien. Ein reiner Fokus auf Social Media würde zu kurz greifen und riskieren, junge Menschen in unregulierte digitale Räume zu drängen. Neue gesetzliche Regeln müssen EU-weit gelten, denn nationale Lösungen gehen an der Realität einer global und digital vernetzten Jugend vorbei.

Darüber hinaus braucht es eine **verlässliche, zentrale Altersverifikation**. Derzeit unterscheiden sich Prüfmechanismen je nach Anbieter – und lassen sich oftmals leicht umgehen. Deshalb ist eine plattformübergreifende Lösung gefragt, die auf Ebene von App-Stores oder Betriebssystemen am wirksamsten wäre. Dieser Ansatz findet bei Eltern breite Unterstützung – und international Zuspruch: In Ländern wie Brasilien sowie einigen US-Bundesstaaten wurden bereits Gesetze verabschiedet, die eine solche Altersverifikation vorschreiben.

Schließlich sollten **Eltern das letzte Wort** haben, wenn der Nachwuchs Apps herunterladen möchte, und sie sollten unkompliziert ihre Zustimmung geben können. Dafür braucht es eine einfache technische Lösung, die Eltern entlastet und in der gesamten EU ein einheitliches Erlebnis bietet.

Ein koordinierter Ansatz für die digitale Generation
Junge Menschen erleben eine europäische Öffentlichkeit und pflegen Freundschaften über Ländergrenzen hinweg. Dies gilt es zu bewahren und zu fördern. Daher braucht es einen gemeinsamen europäischen Ansatz zum Schutz junger Menschen. Wenn die EU nun die Weichen für ihre künftige Digitalpolitik stellt, muss sie die Vielfalt der Apps und Onlinedienste berücksichtigen, die Jugendliche täglich nutzen. Zum Wohle einer Generation, die digital aufwächst, müssen Politik und Privatwirtschaft dabei an einem Strang ziehen.

Instagram

*Umfrage von Morning Consult, durchgeführt zwischen 17. Juli und 6. August 2024 in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Irland, Dänemark, den Niederlanden und Polen.



Politische Werbung

Der Sponsor ist Instagram, Teil von Meta Platforms Ireland Ltd. Die Werbung bezieht sich auf die Initiative von EU-Mitgliedstaaten zur Festlegung eines einheitlichen Mindestalters für den Zugang zu Onlinediensten. Vollständige Transparenzinformationen sind über den QR-Code erhältlich.

ZEIT EDITION



Wissenschaft für ein gutes Leben

6 Sachbücher über die alltäglichen
Geheimnisse unseres Körpers

ESSEN

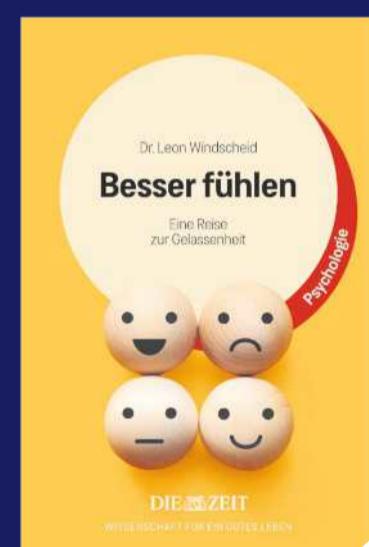
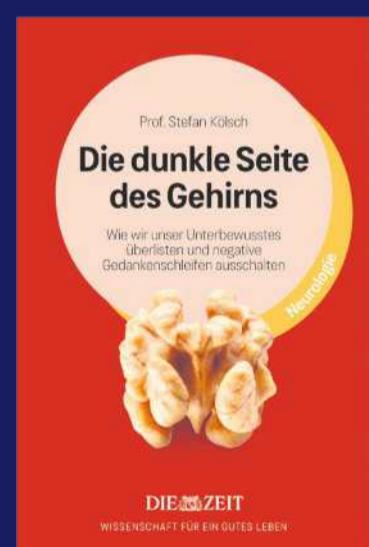
SCHLAFEN

GEHEN

DENKEN

FÜHLEN

ALTERN



In der **neuen ZEIT-Edition »Wissenschaft für ein gutes Leben«** erklären renommierte Forscher eindrucksvoll, wie stark scheinbar einfache Vorgänge unser Leben prägen. Mit neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen und praktischen Tipps für mehr Wohlbefinden bietet die Edition inspirierendes Wissen über uns und unseren Körper. Mit exklusiven Beiträgen der ZEIT; nur im ZEIT Shop erhältlich.

Neu

6 Bände im Schuber
für 89,95 €

Bis 23.11.*
Versandkosten
sparen mit dem
Code
LEBEN



Jetzt bestellen: shop.zeit.de/leben

*mit dem Code LEBEN sparen Sie bis zum 23.11.2025 Versandkosten in Höhe von 4,95 €. Einfach im Warenkorb des ZEIT Shops eingeben. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen. Auslandspreise auf Anfrage | Bestellnr. 49925 | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg | Abbildung: KI-generiert / Midjourney

»Eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, ist keine.« Helmut Schmidt

Soll »Catcalling« strafbar werden?

Niedersachsens Justizministerin Kathrin Wahlmann (SPD) will sexuelle Belästigung ohne Körperkontakt unter Strafe stellen.
Ihre sächsische Amtskollegin Constanze Geiert (CDU) hat damit ein grundsätzliches Problem



»Nur weil etwas strafbar ist,
ändern die Menschen
nicht unbedingt ihr Verhalten«

DIE ZEIT: Frau Wahlmann, Frau Geiert, haben Sie persönlich schon Erfahrungen mit sogenanntem Catcalling gemacht?

Kathrin Wahlmann: Zumindest nicht in den letzten Jahren. Als Jugendliche werde ich das aber bestimmt mal erlebt haben. Bei Catcalling reden wir über sexuelle Belästigung ohne Körperkontakt. Den Begriff finde ich problematisch. Er vergleicht Frauen und Mädchen, die ja in der Regel die Opfer solchen Verhaltens sind, mit Kätzchen. Ich finde das erniedrigend.

ZEIT: In Umfragen geben etwa 90 Prozent der Frauen an, sie seien schon verbal belästigt worden. Wie ist das bei Ihnen, Frau Geiert?

Constanze Geiert: Auch mir ist das schon passiert, und nicht nur einmal. In jungen Jahren gehörte das zu meinem Alltag. Wenn ich an einer Baustelle vorbeilief, konnte ich fast damit rechnen, angesprochen und belästigt zu werden. Daher habe ich mir irgendwann angewöhnt, rechtzeitig die Straßenseite zu wechseln.

ZEIT: Frau Wahlmann, Sie setzen sich mit einem Gesetzentwurf dafür ein, solches Verhalten unter Strafe zu stellen.

Wahlmann: Anlass war ein Fall vor dem Bundesgerichtshof 2017. Ein 65-jähriger Mann hatte auf offener Straße drei Personen belästigt, darunter ein elfjähriges Mädchen, zu dem er sagte: »Kom! mal mit, ich will dir an die Misch fassen.« Dann sprach er nacheinander zwei erwachsene Frauen an, zu einer sagte er: »Ich will dich ficken.« Um diese Dimension geht es, das sind unerträgliche Äußerungen. Alle drei haben danach Anzeige erstattet, für das Mädchen dessen Eltern. Der BGH hat den Mann dennoch freigesprochen, denn nach heutiger Rechtslage ist solches Verhalten nicht strafbar. Eine sexuelle Belästigung etwa setzt eine körperliche Beührung voraus. Für eine Beleidigung bräuchte es eine klare Miss- oder Nichtachtung des Opfers – die der BGH in derartigen Äußerungen aber nicht gesehen hat. Belästigungen wie diese beeinträchtigen die Opfer aber mindestens ebenso wie eine Beleidigung, darum sollten sie auch ebenso bestraft werden.

Geiert: Das, was da passiert ist, ist natürlich verwerflich. Eine Gesellschaft darf solche Äu-

ßerungen nicht akzeptieren. Aber anders als Sie, Frau Wahlmann, halte ich in solchen Fällen das Strafrecht für das falsche Mittel. Es ist das schärfste Schwert des Staates, keine Supermoralinstanz. Es gibt andere Mittel, nicht staatlich verordnet, sondern aus der Gesellschaft heraus. Männer – um die geht es ja in der Regel – müssen erkennen, was solche Äußerungen bedeuten. Und wo für sie die Grenzen liegen. Gleichzeitig sollen aber auch die Frauen gestärkt werden, sich gegen solches Verhalten zur Wehr zu setzen.

Wahlmann: Wie wollen Sie denn die Gesellschaft verändern, damit es nicht mehr zu solchen Taten kommt?

Geiert: Ein respektvoller Umgang muss überall vorgelebt werden, in der Familie, in der Schule. Wir haben als Gesellschaft aber auch schon viel erreicht. Wenn ich heute junge Leute betrachte, wie zum Beispiel meine beiden Kinder im Alter von 15 und 19 Jahren, würde ich sagen: Im Vergleich zu meiner Jugend gibt es schon deutliche Veränderungen im Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Im öffentlichen wie im privaten Raum wird jungen Frauen heute mehr Respekt entgegengebracht.

Wahlmann: Und was ist mit all den Älteren? Der Mann, den der BGH freisprechen musste, war 65, da kommen Sie mit der Schule nicht mehr weiter.

Geiert: Eine Gesellschaft entwickelt sich über Jahre und Jahrzehnte. Und wenn man eine positive Entwicklung sieht, muss man doch nicht noch einen Straftatbestand schaffen! Ich bin aber ohnehin nicht der Meinung, dass man solche Äußerungen immer bestrafen muss.

ZEIT: Damit wir wissen, worüber wir reden, Frau Wahlmann: Was wäre aus Ihrer Sicht noch eine hinnehmbare Annahme, was sollte strafbar sein?

Wahlmann: Nicht jeder missglückte Flirtversuch gehört unter Strafe gestellt. Auch Hinterherpeifen halte ich nicht für strafwürdig. Es geht mir um Verhaltensweisen, die die Intimsphäre einer anderen Person verletzen, Äußerungen wie gegenüber der Elfjährigen. Dementsprechend wäre es auch künftig nicht straf-

bar, zu einer erwachsenen Frau »schönes Outfit« oder »lass uns was trinken gehen« zu sagen, selbst wenn die Frau darauf keine Lust hat. Wie bei der Beleidigung würde die Rechtsprechung auch hier nach und nach ausschärfen, was noch geht und was strafbar ist.

Geiert: Hier sehe ich ein großes Problem. Die Verfassung gebietet, dass schon im Gesetz klar wird, welches Verhalten strafbar ist und welches nicht. Genau das ist hier aber schwer festzulegen. Was ein Mensch gerade noch für akzeptabel hält, ist ziemlich subjektiv. Und mal ehrlich: Auch ich habe die übleren Beispiele solchen Verhaltens in meinem Leben schon gehört. Aber dass das strafbar sein sollte, habe ich dabei noch nie erwogen, sondern mir eher gedacht: Was für ein Idiot. Und das war's.

Wahlmann: Wenn Sie sich so etwas anhören und sagen, das interessiert mich nicht, werden solche Taten auch mit einem neuen Straftatbestand nicht verfolgt – sondern nur wenn Sie das zur Anzeige bringen. Frauen sollen künftig selbst einschätzen können, wann für sie persönlich die Grenze zur sexuellen Belästigung überschritten ist. Sie sollen sich nicht mehr gezwungen sehen, so wie Sie, Frau Geiert, die Straßenseite zu wechseln oder bestimmte Orte nicht mehr aufzusuchen. Aus Studien kennen wir die schweren Folgen von Belästigungen: Betroffene bekommen Angst davor, allein das Haus zu verlassen, oder sie trauen sich nicht mehr, bestimmte Kleidung zu tragen. Es darf nicht sein, dass Frauen sich nicht frei entfalten können, nur weil Männer sich nicht zu benehmen wissen!

Geiert: Aber würde ein neuer Straftatbestand hier wirklich etwas ändern? Ich denke: nein. Ich kann Ihre Argumente gut nachvollziehen – keine Frau soll sich so einschränken müssen. Aber nur weil etwas strafbar ist, ändern die Menschen nicht unbedingt ihr Verhalten. Ein Beispiel: Jeder weiß, es ist strafbar, in einem Laden etwas zu kauen. Trotzdem gibt es gerade einen enormen Anstieg von Ladendiebstählen. Beim sogenannten Catcalling kommt hinzu: Wie will man solche Vorfälle beweisen? Im Zweifel steht hinterher Aussage gegen Aussage – falls man den Täter überhaupt findet. Die Justiz ist im Übrigen schon jetzt überlastet. Deutschlandweit liegen bei den Staatsanwaltschaften 970.000 offene Ermittlungsverfahren. Darin enthalten sind weitaus schlimmere Fälle: Vergewaltigung, organisierte Kriminalität, Mord. Soll das etwa liegen bleiben, um mögliche Fälle von Catcalling zu ermitteln?

Wahlmann: Vielleicht brauchen Sie in Sachsen einfach mehr Staatsanwälte! Wir in Niedersachsen haben unsere Staatsanwaltschaften in den vergangenen Jahren massiv verstärkt, mit mehr als 100 Personen. Natürlich sind die immer noch belastet, aber das heißt doch nicht, dass wir keinen neuen Straftatbestand schaffen, weil wir die Taten nicht verfolgen können. Einen Rechtsstaat nach Kassenlage darf es nicht geben. Es kommt ja auch niemand auf die Idee, den Ladendiebstahl einfach nicht mehr zu bestrafen, weil es schwere Verbrechen gibt.

Geiert: Von den 970.000 offenen Verfahren liegt nur ein Bruchteil in Sachsen. Vielleicht ist Niedersachsen das einzige Bundesland, das diese Probleme nicht hat, aber die anderen Länder haben die alle.

ZEIT: In den EU-Ländern Frankreich, Belgien, Niederlande, Spanien und Portugal ist Catcalling neuerdings strafbar. Spricht das gegen Ihre Ablehnung?

Geiert: Bisher nicht, weil wir noch gar nicht wissen, wie sich das jeweils ausgewirkt hat, etwa wie viele Anklagen es gab und wie viele Verurteilungen. In den Niederlanden ist eine Evaluation des dortigen Gesetzes geplant, die liegt aber noch nicht vor. Ich bin dafür, erst mal Erfahrungen zu sammeln, bevor wir voreilig Erklärungen zu sammeln, bevor wir voreilig Erklärungen zu sammeln,

Wahlmann: Es bringt doch nichts, auf die Evaluation eines Gesetzes zu warten, das womöglich ganz anders ist, als das deutsche wäre.

ZEIT: Zugleich sind in Deutschland viele Fälle, die in der Diskussion auftauchen, auch heute schon strafbar. Eine Frau als »Schlampe« zu bezeichnen, ist zum Beispiel regelmäßig eine strafbare Beleidigung. Gleiches gilt für andere klar herabwürdigende Äußerungen. Bleibt da wirklich eine Gesetzeslücke?

Wahlmann: Ja, denn bisher nicht erfasst sind all die Fälle, in denen der Täter, oberflächlich betrachtet, keine Herabwürdigung zum Ausdruck bringt. Fälle wie der des 65-Jährigen. Auch nonverbale sexuelle Belästigung, etwa wenn Männer sich neben Frauen stellen und Kopulationsbewegungen machen. Ich finde, es ist ein Un-

ding, dass Betroffene nicht rechtlich dagegen vorgehen können. Nun höre ich in der Catcalling-Debatte öfter das Argument: Die Frauen müssen einfach resoluter auftreten. Da antworte ich: Nein, man kann das nicht jeder Frau abverlangen. Menschen sind unterschiedlich. Nicht jede und jeder hat eine so starke Persönlichkeit, um sich an Ort und Stelle zu wehren.

Geiert: Aber es geht. Nehmen Sie die Kölner Joggerin, die vor zwei Jahren, als jemand ihr gefolgt ist und ihrem Po gefilmt hat, einfach zurückgeführt und das Video bei Social Media veröffentlicht hat, und es ging viral. Das zeigt doch: Wir sollten nicht vom Bild der schwachen Frau ausgehen, die den Schutz des Staates braucht, um sich zu wehren.

Wahlmann: Ich habe kürzlich mit dieser Frau gesprochen. Sie sagte mir, sie hätte sich sehr gewünscht, dass es einen Straftatbestand geben würde, damit der Mann belangt wird.

ZEIT: Die Autorin Mirna Funk lehnt ein Catcalling-Gesetz ab. Es würde uns noch mehr zu einer »überregulierten, verdrücksten« Gesellschaft machen, schreibt sie in der Welt. »Das Begehr wird kriminalisiert. Nicht das Handeln, sondern das Andeuten. Nicht der Übergriff, sondern der Blick.«

Wahlmann: Ich halte das für abseitig. Es geht nicht um Blicke oder missratenen Komplimente. Es geht um Übergriffigkeit. Da muss der Staat eine rote Linie ziehen. Sie sagten, der Staat dürfe keine Moralinstanz sein, Frau Geiert.

Aber Tatsache ist, dass sich das Strafrecht im Laufe der Zeit an moralische Vorstellungen anpasst. Früher einmal waren zum Beispiel der Ehebruch oder die Homosexualität strafbar.

Möglicherweise hat man noch in den Siebzigerjahren gedacht, es sei in Ordnung, wenn ein 65-Jähriger einer Elfjährigen ans Geschlecht fassen möchte. Heute finden wir das definitiv nicht mehr in Ordnung.

Geiert: Sie haben eben lauter Beispiele genannt für die Abschaffung von Straftatbeständen. Hier geht es um die Schaffung neuer, die ich ablehne. Und wenn ich jetzt empirisch unbelegt meine Oma zitieren darf: Die hat es schon in den 1930er-Jahren als unverschämmt empfunden,

wenn ihr obszöne Sprüche entgegengebracht wurden. Insofern hat sich da gar nicht so viel verändert.

ZEIT: Um einem modernen Geschlechterverhältnis Rechnung zu tragen, ist das deutsche Sexualstrafrecht in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder erweitert worden: von der Vergewaltigung in der Ehe bis zum Upskirting, dem heimlichen Fotografieren einer Frau unter ihrem Rock. Warum sollte ein neuer Straftatbestand für Catcalling nicht in diese Reihe passen?

Geiert: Ich würde schon infrage stellen, dass jede Erweiterung etwas gebracht hat. Und hinter unserer Diskussion steckt auch eine Grundsatzzdebatte über die Aufgaben des Staats. Ich sehe da zwei Lager: Das eine will den Staat stärker in die Pflicht nehmen, ihn mehr regeln lassen. Das andere Lager sieht mehr das Individuum und die ganze Gesellschaft in der Verantwortung. Dazu neige auch ich: das Strafrecht eben als Ultima Ratio zu sehen, nicht als Erzieher. Und zur Kritik von Mirna Funk: Auch mir fällt auf, dass Männer zunehmend verunsichert sind, welches Verhalten noch als sozial adäquat betrachtet wird. Das müssen wir in der Gesellschaft untereinander aushandeln. Dafür braucht es, solange es mildernde Mittel gibt, eben nicht das Strafrecht.

Wahlmann: Und ich sehe nicht, dass es diese mildernden Mittel gibt. Es wird ja vieles versucht. Es gibt Initiativen, die Fälle von sexueller Belästigung öffentlich machen. Die Sprüche dort, wo sie gefallen sind, mit Kreide auf die Straße schreiben, abfotografieren und ins Netz stellen. In meiner Stadt auf die Instagram-Seite »Catcall-off-Hannover«. Aber Anprangern allein reicht nicht. Erst wenn diejenigen, die andere verbal belästigen, deswegen mit Strafen rechnen müssen, werden sie es sich zweimal überlegen und in Zukunft sein lassen. Nach meinem Gesetzentwurf zum sogenannten Catcalling hat der Bundesrat die Bundesregierung aufgefordert, tätig zu werden. Das heißt, die Bundesjustizministerin ist jetzt am Zug, eine Regelung zu entwickeln.

Das Gespräch moderierten
Eva Ricarda Lautsch und Stefan Schirmer



»Es darf nicht sein, dass Frauen sich nicht frei entfalten können, nur weil Männer sich nicht zu benehmen wissen!«

Titelthema: Hält er das durch?



Foto: Jan Kräuter für DIE ZEIT

ZEITNAH

Ein Leben in Linien

Für die Interviewreihe »Glück und Geld« bittet ZEIT-Redakteur Jens Tönnesmann (re.) seine Gesprächspartner, die Kurven ihres Lebens zu zeichnen. Spannende Idee, fand der Werber Jean-Remy von Matt und beließ es nicht nur bei den geforderten zwei. Am Couchtisch seines Berliner Penthouses skizzierte er auch die Entwicklung seines Hör- und Sehvermögens – und die seiner sexuellen Freiheit. Es wurde ein interessantes Gespräch ... WIRTSCHAFT, SEITE 28



Allein unter Superreichen

Die irre erfolgreiche Serie »The White Lotus« zeigt Millionäre beim Bewältigen ihrer Probleme. Die vierte Staffel soll in einem Luxushotel in Frankreich spielen. Wir haben schon mal eingekauft

FEUILLETON, SEITE 47

Nachts ist hier dicht

Über kaum eine deutsche Grünfläche wird so sehr gestritten wie über den Görlitzer Park in Berlin. Jetzt baut die Stadt einen Zaun gegen die Dealer. Aber Nachbarn protestieren

ENTDECKEN, SEITE 69

ZEIT MAGAZIN
Soulfood

Der Spitzenkoch Ali Güngörüm hat sechs Geschwister. Sie wuchsen in einem anatolischen Dorf auf, mit Gemüse aus dem Garten und selbst gemachter Butter. Ein Gespräch über Essen und Heimat

MAGAZIN, SEITE 12

IN DEN REGIONALAUSGABEN UND CHRIST & WELT

ZEIT im Osten Städte und Gemeinden haben Geldsorgen. Vier Ost-West-Städtepaare verdeutlichen, dass der Osten dabei noch schlechtere Karten hat VON JOHANNES FROMM 18

ZEIT Schweiz: Wie die Superreichen zum Machtfaktor werden VON MATTHIAS DAUM UND SALOME MÜLLER 18

ZEIT Österreich: Ein von Gewalt am Fußballplatz betroffener Schiedsrichter wehrt sich VON GERALD GOSSMANN 18

ZEIT Schweiz: Wie die Superreichen zum Machtfaktor werden VON MATTHIAS DAUM UND SALOME MÜLLER 18

ZEIT Österreich: Ein von Gewalt am Fußballplatz betroffener Schiedsrichter wehrt sich VON GERALD GOSSMANN 18

tritt als Präsident der Wirtschaftskammer zurück VON FLORIAN GASSER 19

Wie Österreich einen Sieg im Nationencup des alpinen Skisports verloren hat – und was die ZEIT damit zu tun hat VON CHRISTIAN BARTLAU 20

Christ & Welt: Der Notfallselsorger Albi Roebke erklärt, was Menschen beim Trauern hilft VON J. MÜLLER-MEININGEN 20

Paul Coakley ist der neue Vorsitzende der US-Bischöfskonferenz VON J. MÜLLER-MEININGEN 20

PREISERHÖHUNG

Die ZEIT bietet Ihnen anspruchsvolle Inhalte auf höchstem journalistischem Niveau. Um die Qualität unseres Angebots weiter zu sichern, investieren wir nachhaltig in den Ausbau unserer redaktionellen Formate. Gleichzeitig sehen wir uns mit deutlich gestiegenen Kosten in Herstellung, Vertrieb, Kundenservice und in der technischen Infrastruktur konfrontiert. Wir bitten daher um Ihr Verständnis, dass wir einen Teil der Mehrkosten durch eine moderate Preis erhöhung ausgleichen müssen. Die aktuellen Preise finden Sie im Impressum.

ANZEIGEN IN
DIESER AUSGABE

Bildungsangebote und Stellenmarkt (ab Seite 41); Agenda Kultur: Museen, Kunstmärkte, Bühnen (Seite 52) FRÜHER INFORMIERT! Die aktuellen Themen der ZEIT schon am Mittwoch im ZEIT-Brief, dem kostenlosen Newsletter www.zeit.de/brief

POLITIK

Titelthema: Hält er das durch? Der Streit um die Rente ist schon die zweite große Krise für Kanzler Friedrich Merz VON MARIAM LAU 2

USA: Den Linken zu rechts, den Rechten zu woken – wie der liberale Intellektuelle George Packer um seine Bedeutung ringt. Ein Porträt VON KERSTIN KOHLENBERG 3

Grüne: Cem Özdemir will Ministerpräsident von Baden-Württemberg werden. Seine Partei ist dabei eine Last VON GEORG LÖWISCH 4

Korruption: Hat das Unternehmen von Kulturstaatsminister Wolfram Weimer zahlungskräftige Sponsoren Einfluss auf hochrangige Politiker verschafft? VON CHRISTIAN FUCHS, GÖTZ HAMANN, PAUL MIDDLEHOFF UND TOBIAS TIMM 6

Atomwaffentests: Ein neues nukleares Wettrennen bahnt sich an VON MICHAEL THUMANN 7

Sahel: Im Westen Afrikas erobern Islamisten riesige Gebiete. Mali könnte das erste Land sein, in dem sie die Macht übernehmen VON ISSIO EHREICH 8

Prozess: Ein psychisch kranker Geflüchteter tötet in Aschaffenburg zwei Menschen. Warum wurde er nicht früher aufgehalten? VON BENEDIKT HERBER 10

STREIT

Catcalling: Soll sexuelle Belästigung ohne Körperkontakt strafbar werden? Darauf streitet die niedersächsische Justizministerin Kathrin Wahlmann mit ihrer sächsischen Amtskollegin Constanze Geiert 13

Standort Deutschland: Nirgendwo zeigt sich der Zustand des Landes und seiner Wirtschaft so deutlich wie beim Autohändler. Ein Besuch VON HENNING SUSSEBACH 15

Pestizid-Anschlag: In Schleswig-Holstein wurden 70.000 Honigbienen von einem Unbekannten gezielt getötet VON LISA BROCKMEYER 18

LEO – DIE SEITE FÜR KINDER

Smartphone gegen Smartwatch: Zwei Geräte, die viele Kinder sich wünschen: Was können sie, und für wen sind sie geeignet? VON HENRIK OERDING 20

WIRTSCHAFT

Titelthema: Hält er das durch? Beim Streit um die Höhe der Altersbezüge geht es um viele Milliarden Euro. Ein Vergleich der Vorschläge VON CHRISTIAN ENDT UND MARK SCHIRERITZ 21

Braucht es eine grundlegende Reform des deutschen Rentensystems? Ein Interview mit dem Ökonomen Axel Börsch-Supan 22

Womit keiner rechnet: Eine neue Studie zeigt, für wen sich Affären am Arbeitsplatz wirklich lohnen VON ANTON PREUSS 23

Analyse: Der Kurs des Bitcoin hat deutlich nachgegeben. Naht eine Kryptokrise? VON HEIKE BUCHTER 23

Umwelt: Wie der Klimawandel die nächste Finanzkrise auslösen könnte VON UWE JEAN HEUSER 24

Digitale Souveränität: Europa möchte unabhängiger werden von Software aus den USA. Leicht wird das nicht VON JOHANNA JÜRGENS UND MEIKE LAAFF 25

Porträt: Der Milliardär Klaus-Michael Kühne war stets für seine Sparsamkeit berüchtigt. Nun schenkt er Hamburg ein Opernhaus. Warum? VON MARC WIDMANN 26

Kriminalität: Die US-Justiz wirft einem Unternehmer Betrug und Geldwäsche vor und hat auf ungewöhnliche Weise sein Milliardenvermögen sichergestellt VON THOMAS FISCHERMANN 27

Glück und Geld: Nichts hat Jean-Remy von Matt so erfüllt wie seine Arbeit als Werber. Im Interview zeichnet er die Glückskurve seines Lebens VON JONAS SCHULZE PALS 28

Deutsche Bahn: Warum dauert es oft so lange, bis man einen liegen gebliebenen Zug verlassen kann? VON CHRISTIAN STAAS 30

WISSEN

Protest: Demos sind mehr als Folklore. Wissenschaftler erforschen, wie soziale Bewegungen wirken VON ELENA ERDMANN UND PETRA PINZLER 33

Gesundheit: Wir müssen über Medizin am Lebendense reden. Ein Kommentar VON HANNA GRABBE 33

Weltall: Esa-Chef Josef Aschbacher im Interview über Raumfahrt zwischen Forschung, Entdeckung und Verteidigung VON JAN SCHWEITZER 35

Ernährung: Was sind hochverarbeitete Lebensmittel? Und warum wird vor ihnen gewarnt? VON STEFANIE KARA 36

Psychotherapie: Angststörungen sind die häufigste psychische Krankheit. Dabei gibt es eine Therapie, die vielen Menschen helfen könnte VON EVELYN FINGER 34

GLAUBEN & ZWEIFELN

Rom: Papst Leo XIV. gibt kostbare Artefakte der indigenen Völker nach Kanada zurück. Eine wichtige Geste des Friedens und der Reue VON KATJA NICODEMUS 51

Literatur und Musik zu Weihnachten: Neue Romane und Sachbücher, der Gitarrist Jeff Parker spricht über Jazz, dazu Empfehlungen für noch mehr Bücher, Filme und CDs – ein Feuilleton-Spezial auf 14 Seiten VON HANNO RAUTERBERG 52

ENTDECKEN

Das Tor zur Hölle? In Berlin-Kreuzberg empört der Zaun um den Görlitzer Park die Nachbarschaft VON STEFANIE FLAMM UND PHILIP MOSER 69

Mit 88: Kurzorische Bilanz eines Lebensalters VON PAUL LÜTGE 71

Mach ich das richtig? Warum die neueste Mode, die einfachsten Sachen genau zu erklären, uns verunsichert VON MORITZ HACKL 72

Bis zur letzten Fritte: Die Geschichte eines Vaters, der aufhört, alles zu essen, was seine Kinder übrig lassen VON MARCUS JAUER 73

Lombardie: Im Bergdorf Gerola Alta kann man sein Geld in Käse anlegen VON OLIVER MARIA SCHMITT 74

Schnapswanderung: Auf dem Brennersteig im Schwarzwald pilgert man von Flasche zu Flasche VON ASTRID PROBST 75

Entdeckt: Politik, die das Leben besser macht VON ANNA MAYR 78

RUBRIKEN

Leserbriefe: 19

Die Position: 41

Impressum: 78

Was mein Leben reicher macht: 78

○ Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« unter www.zeit.de/vorgelesen

ANZEIGE



++ Lesungen Live-Podcasts
Panels Workshops Screenings
Neuerscheinungen
Musik & mehr ++

12.-13.12.2025
silent green
→ Berlin



Jetzt Ticket sichern!
frohes-festival.de

Eine Veranstaltung von
HOLTZBRINCK BERLIN
INSPIRE TOGETHER

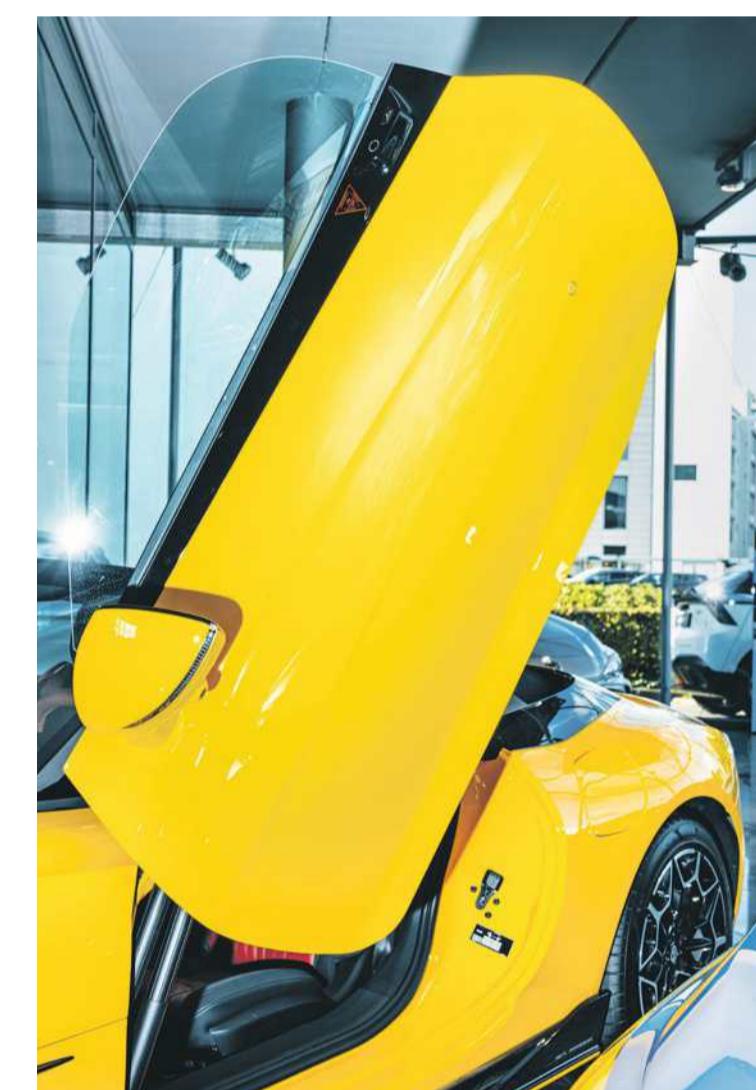
DIE ZEIT
VERLAGSGRUPPE

KONRAD ADENAUER STIFTUNG

Friedrich Ebert Stiftung

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

DOSSIER



Sechs Tage, drei Autohäuser in Osnabrück: Können die heimischen Käufer die deutsche Autoindustrie retten?

Kommt ein Mann ins Autohaus

Nirgendwo lässt sich der Zustand des Landes und seine Zukunft so gut ablesen wie beim Autohändler. Denn hier wird jeden Tag aufs Neue Deutschlands Schicksal verhandelt VON HENNING SUSSEBACH; FOTOS: NIKITA TERYOSHIN

Montag

Die Woche fängt gleich spektakulär an im Autohaus am Rande der Stadt. Die Reifenwechselzeit steht bevor. Drei Angestellte sind krank. Und in seinem gläsernen Büro, das wie ein Adlernest über dem Verkaufsraum hängt, findet der Filialleiter Andreas Stege Post von einem Anwalt. Ein guter Kunde, kürzlich von einem Verbrenner auf ein Elektroauto umgestiegen, will den Wagen zurückgeben und sein Geld wiederhaben. Der Anwalt schreibt, für eine Urlaubsreise nach Italien habe sein Mandant mit zwei Stopps gerechnet, dann aber viermal Strom laden müssen.

»Wenn man aufs Gas tritt wie bei seinem alten, kann das schon passieren«, sagt Stege mit sonorer Stimme, geschult in ungezählten Verkaufsgesprächen. An diesem Morgen verhält sein Satz im Nichts.

Andreas Stege ist Autohändler in Osnabrück, seit 45 Jahren im Geschäft. Er begann als Lehrling für Kraftfahrzeug-Mechanik. Die meiste Zeit seines

Berufslebens ging es um Ventile, Zündkerzen, Motoröl – und Gas zu geben galt als normal, war sogar so positiv besetzt, dass es im Sprachgebrauch zum Synonym für Aufbruch wurde. Jetzt steht Stege kurz vor der Rente, und alles ist anders. »Ich sag mal so«, sagt er: »Wir haben gerade richtig Thermik in der Bude.«

Deutschland im Herbst 2025. Das ist ein Land mit schlechter Laune, eine Schlüsselindustrie in der Krise: Volkswagen drosselt vorübergehend die Produktion in Zwickau und Dresden, Mercedes-Benz meldet einen gewaltigen Gewinneinbruch, Zulieferer wie Bosch bauen Tausende Stellen ab. Mal fehlt es an Nachfrage, mal reißen Lieferketten. Nahezu täglich lassen neue Meldungen den Glauben wanken, das Auto sei Deutschlands ewiger Wohlstandsgarant.

Insbesondere die sogenannten Premiumhersteller haben sich lange auf den Export verlassen und Modelle für eine globale Oberschicht gebaut, groß und teuer. Jetzt schottern sich die

Vereinigten Staaten mit Zöllen ab, und in China kaufen immer mehr Menschen eigene Marken. Deshalb wird der heimische Markt wieder wichtiger. Die Deutschen haben zuletzt seltener Neuwagen gekauft, das Durchschnittsalter der Autos liegt hierzulande bei 10,6 Jahren, das ist der höchste in diesem Jahrhundert gemessene Wert.

Dazu müssen sich die Hersteller auch in der Heimat zunehmend gegen ausländische Konkurrenz behaupten. Der Weltmarkt ist nun mal überall. Und so gibt es in fast jeder noch so kleinen Stadt diesen einen Ort, an dem das Schicksal der Branche verhandelt wird, an dem alles zusammenkommt, der Mythos Automobil, der technologische Wandel, ein immer internationaleres Angebot und die Kundenschaft.

Eis ist das Autohaus.

In Osnabrück verkauft Andreas Stege Fahrzeuge im Namen der Weller-Gruppe, einer der größten deutschen Autohandelsketten. In 44 Filialen bietet das Unternehmen acht Marken aus dem In- und Aus-

land an, von Toyota bis BMW. Allein in Osnabrück, dieser durchschnittlichen deutschen Stadt mit rund 170.000 Einwohnern, einem mittleren Bruttolohn von 3.889 Euro, einer Oberbürgermeisterin von der CDU und einem Fußballdrittligisten, unterhält Weller drei unterschiedliche Autohäuser. Wir werden sie im Laufe der Woche besuchen.

Das Portfolio des Filialleiters Stege im Norden der Stadt besteht aus vier Marken. Zum einen Wagen von Seat und Cupra, den spanischen Töchtern des Volkswagen-Konzerns. Zum anderen Toyota und Lexus aus Japan. Bei ihm dominiere das »Brot-und-Butter-Geschäft« mit erschwinglichen Modellen, sagt Stege. Für Toyota interessierten sich überwiegend ältere Menschen, »ich sag immer: Otto und Hannelore – in der Werbung leider nie zu sehen«. Ehepaare, die Zuverlässigkeit schätzen und sich besonders oft für eine Lackierung in Silber, Grau oder Schwarz entscheiden. Passend dazu sind die Autos aus Japan mit vagen, weltweit kompatiblen Namen versehen: Aygo, Prius, Yaris.

Die Cupras klingen nach spanischen Zuchtbullen: Ateca, Tavascan, Formentor. Cupra richte sich an eine jüngere Klientel, »die auf Mattlack, LED-Gimmicks und dicke Puschen steht«, große Räder also, sagt Stege. Das hört sich nach Verbrenner-Nostalgie und Testosteron an. Allerdings begegnet der Chef im Cupra-Flügel seines Hauses immer häufiger Singlefrauen aus der Generation der Gleichberechtigten, die Spaß wollen, denen aber die Mittel für einen Mini fehlen – diese angeblich jugendliche Marke, die vorwiegend Boomer fahren.

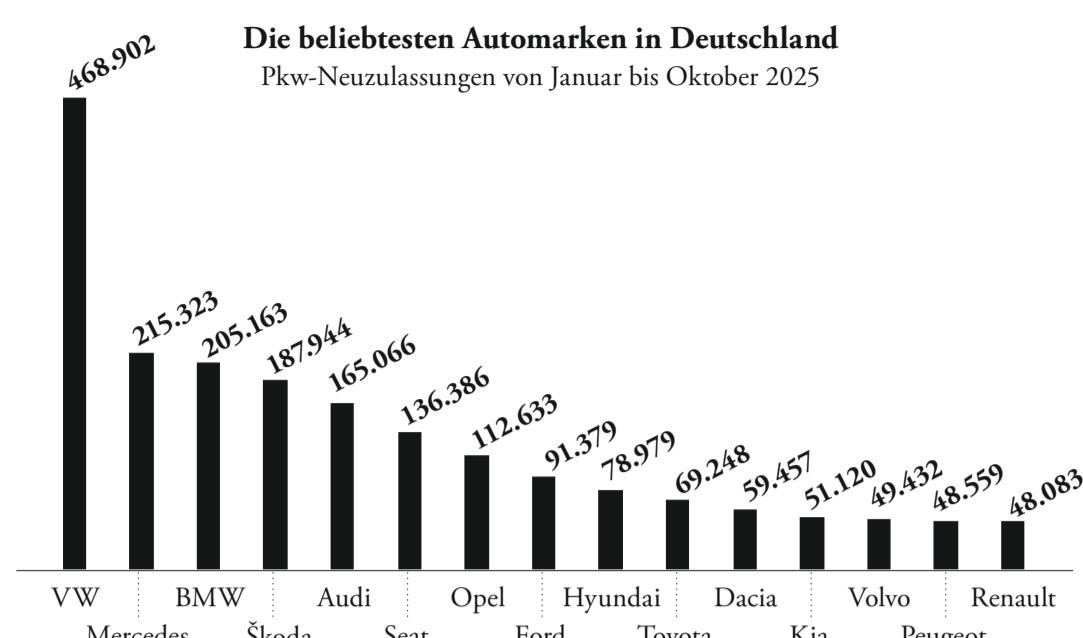
Zuschreibungen passen nicht mehr, die Markentreue nimmt ab. All das sorgt für Verwirbelungen, für Thermik.

Ein älterer Herr mit struppigem Vollbart und Steppweste über Karohemd inspiert einen Toyota. Ein Interessent? Nein, längst Kunde, sein Auto ist bloß gerade in der Inspektion, japanisches Fabrikat.

Fortsetzung auf S. 16



Fotos: Nikita Teryshkin für DIE ZEIT; ZEIT-GRAFIK (Quelle: Kraftfahrt-Bundesamt)



Ein Auto ist fast immer auch Selbstauskunft: Passt die Marke zum eigenen Image? Elektro oder Verbrenner? Deutsches oder chinesisches Fabrikat?

Kommt ein Mann ... Fortsetzung von S. 15

Warum kein deutsches?

»Weil bei denen nur der Türgriff ohne Aufpreis ist.«

An diesem Montag geht es im Autohaus nach außen hin recht geräuschlos zu. Die Verkäufer in ihren Anzügen sitzen meist allein an Schreibtischen, wie Liebhaber, zu einem Date erschienen, aber versetzt.

Montags kommt kaum ein Kunde zum Bummeln.

Wenn, was passieren kann, ein Pflegedienst wie die Diakonie eine Armada an Kleinwagen bestellt, bleibt das so unsichtbar wie das Schreiben eines Anwalts.

Darüber hinaus wird ein Autohaus nach wie vor in einer Art Kirchenheftricht betreten, anrächtig und leise. Ein paar Besucher, alle männlich, schleichen auf polierten Böden um die Wagen, spähen durch Windschutzscheiben, öffnen vorsichtig Türen. Sofort beginnen die Autos zu leben, Bildschirme glimmen auf, Lichtbänder pulsieren wie Venen. Wer Platz nimmt, wird von einem Organismus umhüllt, beschützt.

Die Stille ist gewollt. Vor Andreas Steges Autohaus plätschern zwei Brunnen, im Foyer bremst ein Café die Besucher. Holzlamellen brechen Blickachsen, eine Mooswand dämmt Geräusche. Alle Altlasten sind draußen geblieben. Sogar Fachverkäufer für Mobilität setzen mittlerweile auf Entschleunigung, denn es ist so, dass viele Besucher ihren Wunschswagen schon im Internet umkreist und konfiguriert haben und nur noch zum Verhandeln ins Autohaus kommen. Da braucht es emotionale Aufladung.

So verstreicht die Zeit, bis einer von Steges Verkäufern endlich einen Kunden empfängt. Einen Mann um die 50, asketischer Typ. Er stellt sich als Besitzer eines VW Passat und Eigentümer eines Hauses mit Solardach und Wallbox vor. Nun sucht er einen Stromer als Zweitwagen und interessiert sich für das Cupra-Modell Born, ein Auto in Golf-

Größe, grimmig gestaltet, Startpreis 40.450 Euro. Der Kunde hat einen Stapel Papier dabei, die Konfiguration der günstigsten Version.

»Soll's denn diese Standardvariante sein?«, fragt der Verkäufer. »Das Kassengestell, wie ich sage?«

»Gäbe es da eine Kupplung für einen Fahrradträger?«

»Leider nein.«

»Aber wird's zum Jahresende Sonderprämien geben?«

»Regierungsseitig sind die ja immer am Rumstreiten«, sagt der Verkäufer. »Allerdings hätte ich ein interessantes Sondermodell mit Sitzheizung und Navi. Das wäre mein Vorschlag.«

Der Kunde wirkt ein wenig spröde. Ein Zahlenmensch. Dazu Lehrer, stellt sich heraus. Schwieriger Klient. Untypisch für die Marke. Aber er würde das Auto leasen, also mieten, was ihn besonders interessiert macht. Barkäufer, die ein Auto komplett bezahlen, verschwinden meist vom Radar. Leasingkunden behält man im Blick. Sie sind in aller Regel werkstatttreu. An ihnen verdient eine Bank mit, wofür der Verkäufer wiederum Provision erhält. Nach drei oder vier Jahren bringen sie das Auto zurück, mit dem sich als Gebrauchtwagen erneut Geld verdienen lässt, und brauchen selbst ein neues. Win-win-win-win.

Dem Verkäufer gelingt es, den Besucher zu einer Probefahrt «einzuladen». So liegt am späten Nachmittag ein Lehrer in einem etwas aufgemotzten Wagen auf eine Ausfallstraße. Sein Weg führt ihn am üblichen Stadtstrand-Inventar vorbei, an Fressnapf, Netto, McDonald's – und einer aufgegebenen Opel-Niederlassung, die aussieht wie ein verlassenes Tomatenwäschhaus.

Opel war einmal groß und allgegenwärtig, Kadett, Commodore, Senator. Die Wagen der Firma galten fast als Familienmitglieder, als Ende der 1970er-Jahre ein junger Mann beschloss, Autohändler zu werden. Burkhard Weller, heute Chef der Weller-Autohäuser, war damals 25 und hatte keine Lust mehr, als

Schrauben-Vertreter der Firma Würth durchs Land zu fahren. Anstelle kleiner Einzelteile wollte er das Endergebnis deutscher Tüftelei verkaufen. Die stolzen Marken, für die er schwärzte, hatten allerdings kein Interesse an einem Niemand wie ihm, auch bei Opel kam er »nur bis zum Pförtner.«

So erinnerte sich Weller in einem Vorgespräch, das dem Besuch in seinen Autohäusern vorausging, dass er klang dabei ein wenig wehmütig, denn Opel fuhren auch seine Eltern.

Eher notgedrungen unterschrieb der Sohn 1979 einen Vertrag mit Toyota. Japanische Autos wurden damals in Europa belächelt und gefürchtet zugleich. Die ADAC Motorwelt monierte in Tests die »unexakte und zu wenig Gefühl zur Fahrbahn vermittelnde Lenkung«. Der stern zeigte auf seinem Titel einen japanischen Manager, der mit Stäbchen ein Mercedes-Benz-Modell zum Mund führte, dazu die Zeile: »Machen die Japaner uns kaputt? Auf vielen Märkten haben sie uns schon geschluckt.« Wellers Mutter weinte.

In einer leer stehenden Osnabrücker Werkstatt rollte Weller Teppich aus, schraubte einen Schreibtisch zusammen und stellte vier Toyotas ins Schaufenster. Sein erstes Auto, einen senfgelben Corolla, verkaufte er an eine Frau namens Helga.

Heute ist Weller 71 Jahre alt und führt seine Firma von Berlin aus. Sein Unternehmen beschäftigt rund 2.600 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, im vergangenen Jahr hat es 48.109 Wagen ausgeliefert, der Umsatz lag bei rund 1,7 Milliarden Euro. Die Autohaus-Kette, für die der einstige Finanzminister Christian Lindner künftig arbeiten wird, ist klein dagegen.

Weller kauft immer wieder Konkurrenten auf und erweitert so sein Angebot, nach eigenen Angaben ist er inzwischen der größte BMW-Händler in Deutschland. Wellers Imperium ist so groß, sein Vertriebs- und Werkstattnetz derart unverzichtbar für die Branche, dass er sich kaum den Vorgaben einzelner Autobauer beugen muss, sondern selbst

entscheidet, was er wo verkauft. Sein Portfolio spiegelt die Nachfrage, die Lage, das Jetzt.

In diesem Jetzt ist von Opel nicht mehr viel übrig. Der Autobauer gehört heute zum französisch-italienischen Stellantis-Konzern, und in Osnabrück fährt ein Lehrer mittleren Alters in einem deutsch-spanischen Cupra an der aufgegebenen Niederlassung vorbei. Nach einer halben Stunde kehrt er zurück und lobt die rückschönenden Sitze. Am Computer zeigt der Verkäufer ihm mögliche Ausstattungen, aber der Lehrer will kein Panoramadach, keine Ambientebeleuchtung und keinen flexiblen Ladeboden.

»Wenn Sie mir das ausdrücken würden«, sagt er. »Ich denk dann darüber nach.«

Dienstag

Das Ehepaar ist mit einem Stoffbeutel gekommen, darin Nummernschilder für das neue Auto, darauf die Initialen und das Geburtsdatum des Mannes.

Das zweite Autohaus dieser Woche, dieses im Süden der Stadt hinter den Fenstern Minis und BMWs. Vor einer Weile hat das Ehepaar ein eher kleines Modell bestellt, einen BMW 2er, Automatik, Benziner.

»Wir reisen viel«, sagt der Mann. »Ein Elektroauto wäre ein Problem wegen der Reichweite. Und bei meiner Frau liegen ohnehin schnell die Nerven blank.«

Sie lacht dazu.

Die beiden sind Rentner, früher fuhren sie Volkswagen, später Mercedes, jetzt BMW. »Wir kaufen nur Wagen von deutschen Herstellern«, sagt er.

Ein Auto ist fast immer auch Selbstauskunft. Es teilt etwas über seine Besitzer mit, ob gewollt oder nicht. Wer Mercedes fährt, bemüht sich nicht sonderlich, seinen Wohlstand zu verborgen. Wer in einen Audi steigt, möchte vermutlich etwas sportlicher wirken. Wer einen Volvo kauft, kann sich nonkonformistisch fühlen, ohne auf Komfort zu verzichten.

In jüngster Zeit sind noch mehr Attribute hinzugekommen. Der Autokauf ist heute ein KultkampftHEMA, eine Frage der Moral. Elektro oder Verbrenner? Deutsches oder chinesisches Fabrikat? Es geht um mehr als das Image.

»Ich kann nicht nur ausländische Produkte kaufen und dann rumjammern«, sagt der Retter, offenkundig Konsumpatriot. Nun wird das Wunschkennzeichen aus dem Stoffbeutel die Einheit von Fahrer und Maschine bekunden. Das Auto steht draußen, silbrig benetzt von herbstlichem Tau.

Sie zückt ihr Handy, umkreist den Wagen und macht Fotos von vorne, von der Seite, von hinten.

»Schon schön«, sagt sie.

»Ja«, sagt er.

Im Vorgespräch zur Recherche hatte Burkhard Weller erzählt, dass der Herbst die beste Zeit für seine Branche sei. Die Menschen haben alle Urlaube hinter sich, es wird dunkel und kalt, bis Weihnachten steht außer Arbeit und Alttag nichts an. Zeit für Trost und Belohnung. Je teurer die Marke, desto größer seien die Schwankungen übers Jahr, sagte Weller. Die Verkäufe von BMW etwa brächen in seinen Niederlassungen während der Ferienmonate regelrecht ein, »da verlässt die einkommensstarke Klientel die Städte, zu Ostern in Richtung der Skigebiete, im Sommer ans Meer«. Gern schickt Weller seine BMW-Vertreter gleich mit in den Urlaub. Aber jetzt, im vierten Quartal, wird Geld verdient.

Der Chef der Osnabrücker BMW-Filiale heißt Vedran Josipovic. Er ist Anfang 40 und von auffallender Höflichkeit. Josipovic kam in Bosnien zur Welt, den jugoslawischen Bürgerkrieg erlebte er als Kind. Er war zehn Jahre alt, als auf dem Marktplatz seiner Heimatstadt eine Granate explodierte. Flucht nach Deutschland, Förderunterricht in Münster, Realsschule, Fachabitur, Studium der Betriebswirtschaftslehre. Nach wie vor stecken sechs Splitter in seinen Beinen.

Der ehemalige Flüchtlingsjunge vertritt heute eine Art deutsches Kulturgut, seine Verkäufergarde ist jung, schick, trägt Slimfit – und es fällt auf: Während die Toyota-Männer im Norden der Stadt Namen wie Stege, Westphal und Beier tragen, heißen Josipovics Angestellte Macedo, Yakar, Skotkin. Auf die Frage, ob sich Menschen mit Migrationsgeschichte besonders für inländische Marken begeistern, antwortet Josipovic mit einem Lächeln und sagt dann: »Das ist wohl so.«

Am zweiten Tag der Woche zerfallen ein paar übliche Annahmen. Josipovics Mitarbeiter berichten, dass sich nicht nur PS-Protze für BMW interessieren, Kerle, die man auf der linken Spur

verortet. Die Verkäufer sitzen zunehmend leicht nerdischen Elektro-Interessenten gegenüber und werden mit einer neuen Spielart des altbekannten deutschen Ingenieurgeists konfrontiert, moderner Effizienzlust. Einige Kunden wirken wie besessen davon, aus ihren Elektroautos möglichst viel herauszuholen. Breitreifen? Anhängerkopplung? Glasdach? Zu hoher Rollwiderstand, zu hohes Gewicht, zu hoher Energieaufwand. Das Personal hat es mit einem Beratungsparadox zu tun: Mitunter sorgt das Ausreden von Extras für größere Zufriedenheit als das Einreden. Wer mit seinem Neuwagen vom Hof fährt, lässt sich oft noch Sitzheizung- und Eco-Modus einschalten.

Die Eindrücke vor Ort, sie passen nicht recht zur Tonlage in den Nachrichten, zum Streit ums Verbrenner-Verbot, zur Sorge mancher, die Zeit lauft rückwärts. Was stimmt? Laut Kraftfahrt-Bundesamt waren nur noch 42,6 Prozent aller Neuwagen, die in den ersten drei Quartalen des Jahres 2025 zugelassen wurden, klassische Verbrenner. Die anderen 57,4 Prozent haben dem Amt zufolge »alternative Antriebe«. Darunter sind zwar noch viele Hybride mit winzigen E-Motoren, aber die Anteile verschieben sich aktuell ziemlich schnell.

Wenn Burkhard Weller in seinen Bilanzen liest, sieht er außerdem, dass der Diesel »tot« ist und er in ländlichen Räumen mehr Elektroautos verkauft als in den Städten. »Ist eigentlich klar: Auf dem Land haben mehr Leute ein Einfamilienhaus und einen Stecker. In der Stadt muss ich eine Kabeltrommel vom Balkon werfen und drei Stunden später im Schlafanzug noch mal raus auf die Straße.« Weller ist gegen jede staatliche Förderung von E-Autos. Er glaubt, dass sich die Technik am Ende durch Innovationssprünge sowieso durchsetzen wird. »Außerdem leuchtet mir nicht ein, warum ein Radfahrer mit seinen Steuern dem Nachbarn das Auto sponsored sollte.«

Mögen in Deutschland Kultkämpfe toben, um Gendersterne und vegane Würste, um Wärmepumpen und Antriebstechniken – im Autohaus selbst, wo man besonders viel Beharren und Trotz vermuten würde, geht es verblüffend sachlich zu, ist der Lärm der Zeit gedämpft. In der BMW-Niederlassung im Süden Osnabrücks renovieren sie gerade alles Tradierter weg. Der Empfangstresen, dessen Sperrigkeit nach Arztpaxis oder Arbeitsamt aussieht, nach alten Herrschaftszeiten, muss weichen. Die Wände bekommen einen neuen Anstrich in mildem Achatgrau, Nummer 7038 im RAL-Farbkatolog. Beratungsbüros werden durch Customer Consultation Stages ersetzt, wohnzimmerartige Sitzinseln, flauschige Teppich-Archipelen immiten der Autos.

Natürlich gehört es zum Geschäft, einen Showroom als unpolitischen Raum zu gestalten, einladend für alle, vom Sechszylinder-Romantiker bis zum Hochvolt-Nerd. Im Umkehrschluss bedeutet das aber eben auch: Ein Autohaus ist ein Ort, den nach wie vor ziemlich viele unterschiedliche Menschen aufsuchen. Tag für Tag entsteht hier ein Standbild der Gesellschaft. Es geht weniger ruppig zu, als der Ton in sozialen Medien vermuten lässt. Ein Autohaus ist keine Kultstätte von Ideologen. Selbst Zuschreibungen wie »Stadt« und »Land« stellen sich als zu platt heraus.

Wenn bei Toyota-Verkäufer Andreas Stege im Norden der Stadt jemand über die schlechte Reichweite von E-Autos klagt, ist das kein Skeptiker mehr, sondern ein Besitzer, der sich mehr versprochen hat.

Wenn bei Vedran Josipovic im Süden der Stadt Männer die Motorhaube eines neuen Elektro-BMW öffnen, finden sie immer seltener etwas, das sie gewohnt generös ihren Gattinnen erklären können.

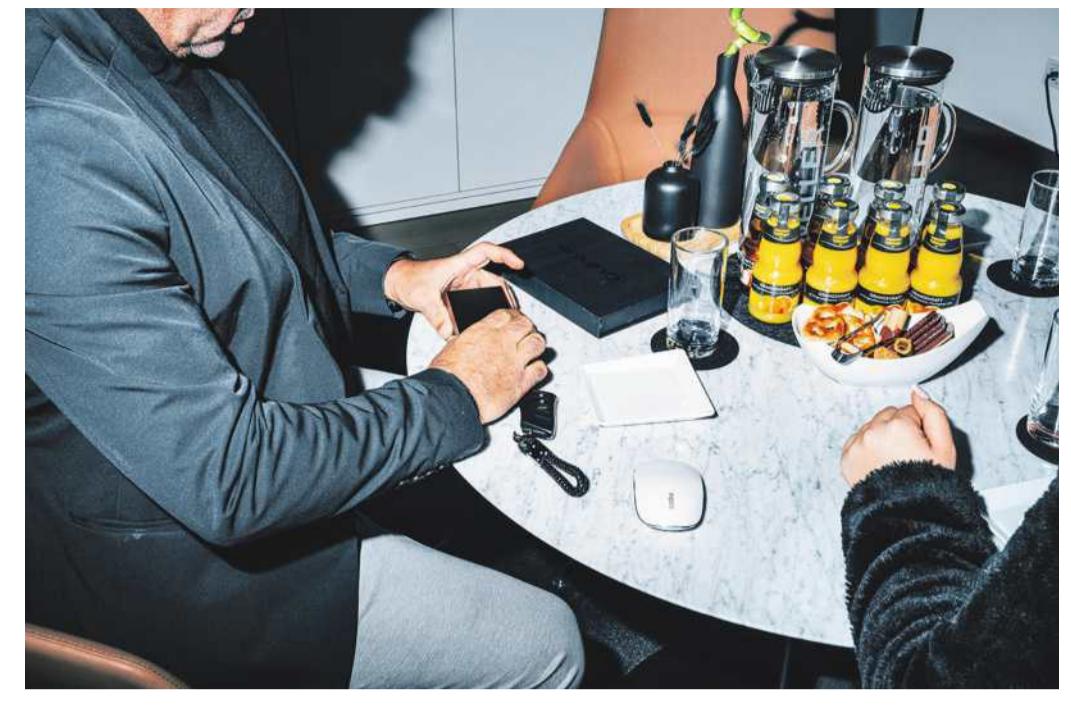
Wenn es Verwerfungen gibt, dann sind es andere als gedacht, dann haben sie weniger mit Festhalten an der Vergangenheit zu tun und mehr mit der Ausgestaltung von Zukunft. Das wird am nächsten Tag klar.

Mittwoch

Die Filiale von Vedran Josipovic wird auch deshalb umgebaut, weil die Firmenleitung entschieden hat, dort neben deutschen BMWs und britischen Minis bald chinesische Autos auszustellen.

China. Für die meisten Deutschen ist das ein ebenso unsichtbarer wie allgegenwärtiger Akteur auf dem Weltmarkt, mit dem sie als Konsumenten seit Längerem umzugehen haben. Sich selbst verzieht man dabei am leichtesten jede Kaufentscheidung, ob für ein Smartphone, ein Solarmodul oder ein günstiges Paar Schuhe.

Aber wie ist das, wenn ein Händler plötzlich chinesisch einkauft?



ANZEIGE

Dein Hautarzt per App

Wenn die Haut schnell Hilfe braucht:

- App downloaden, Fotos hochladen und kurzen Fragebogen beantworten
- Innerhalb 24h: Diagnose und Therapieempfehlung von unseren Hautärzten erhalten und Rezeptversand sicher an die Apotheke.

Entdecke uns auch bei dm

App laden

dermanostic



Burkhard Weller (71), Chef der Autohandelskette Weller, hier auf dem linken Bild, ist überzeugt: »Tesla baut in zehn Jahren keine Autos mehr«

Im Autohaus im Süden der Stadt klappft Michelle Müller ihren Laptop auf. Auf dem Bildschirm erscheinen Autos, was auch sonst. Die Modelle heißen Dolphin, Seal und Sealion. Delphin, Robbe und Seelöwe, liebenswerte Meerestiere. Sie werden in China gefertigt, vom Fahrzeug- und Batteriehersteller BYD. Die Abkürzung steht für *Build Your Dreams*, frei übersetzt: Lebe deinen Traum. Das Motto gehörte einmal den Amerikanern, der westlichen Welt.

Nach dem Umbau des Autohauses sollen auf einem Viertel der Ausstellungsfäche chinesische Wagen stehen. Michelle Müller wird sie verkaufen. »Etwas Neues!«, sagt sie. »Das ist immer aufregend.«

Müller ist Ende 20, gelernte Physiotherapeutin. In ihrem alten Beruf jobbte sie nebenbei auf Messen, später arbeitete sie als Assistentin für den Geschäftsführer eines Herstellers von Türgriffen. In diesem Sommer begann Müller, bei Weller Minis zu verkaufen, und das sorgt dafür, dass ihr angetragen wurde, China-Beauftragte zu werden.

Einige Kunden rümpften die Nase, als sie vom bevorstehenden BYD-Einzug erfuhren. Thermik.

Inzwischen erhielt Müller eine Online-Schulung von BYD. Sie sah Tabellen mit den angestrebten Gewinnspannen und erhielt den Rat, immer zu betonen, dass BYD alles selbst herstellt, außer Scheiben und Reifen. Wenige Wochen später fuhr in Osnabrück ein Lastwagen voller chinesischer Autos vor. Müller blieben ein Tag und eine Nacht, sich alle anzusehen, dann zog die Roadshow weiter. Soweit Müller das überblicken konnte, hatten alle Modelle eine Karaoke-Funktion. Lediglich ein Türgriff knarzte. Mit dem größten Auto fuhr sie abends bei ihren Eltern vor. Die seien »voll begeistert« gewesen.

Michelle Müller betrifft die Berufswelt in einer komplizierten Zeit. Fast alles, was man tut, hat einen Haken. Es schadet dem Klima oder hilft Autokraten und führt letztlich in den Weltuntergang. Gegen nahezu jeden persönlichen Schritt spricht ein übergeordnetes Argument, bei Müller ist es die Zusammenarbeit mit einem chinesischen Hersteller, die Gefahr für den Standort Deutschland. In einer globalisierten Welt hat alles Tun und Lassen Konsequenzen, mal für die Umwelt, mal für den Wettkampf zwischen Diktaturen und Demokratien, mal für hiesige Arbeitsplätze. Das gilt für Kunden wie Verkäufer.

Aber verhält sich Müller, sollte sie die nächsten 30 Jahre chinesische Elektroautos anbieten, schlechter als jene, die in den zurückliegenden 30 Jahren deutsche Diesel verkauften – oder fuhren? Vor 30 Jahren, als die heute Alten jung waren, tanzten sie auf der Loveparade, die Welt lebte in Frieden, und es schien, als könne man nichts falsch machen. In den deutschen Autohäusern setzte sich das alte Wirtschaftswunder fort, deshalb fühlt sich im Rückblick vieles gut und richtig an. Heute muss sich Müller rechtfertigen vor einer Generation, die in scheinbar unpolitischen Zeiten saudisches Öl und russisches Gas verbraucht. Das funktionierte, weil sich jene, die ihr heute kluge Ratschläge geben, damals ein bisschen dumm stellten.

Müllers Chef Weller fühlt sich an die Zeit vor einem halben Jahrhundert erinnert. Damals suchte er als junger Mann eine Nische zwischen all den Arrivierte, jetzt tut das eine junge Frau.

Als Weller 1979 begann, Autos zu importieren, stand ebenfalls der Vorwurf des Vaterlandsverrats im Raum. Heute liegt der Marktanteil der Japaner in Deutschland bei neun Prozent. Die Konkurrenz habe die saturierten Konzerne angespornt, findet Weller, »und die Chinesen werden uns auch nicht auffressen«. Er geht davon aus, dass sich maximal fünf chinesische Marken in Europa etablieren und zehn Prozent des Marktes erobern werden. Auf Kosten von Anbietern wie Citroën, Hyundai, Ford – und Tesla, dessen Wagen Weller als »Blechbüchsen mit Gummisitz« verspottet. »Tesla baut in zehn Jahren keine Autos mehr.«

Als Geschäftsmann will Weller mitverdienen, wenn BYD in den Segmenten bis zur Mittelklasse wildert. Die teuren deutschen Marken sieht er nicht gefährdet, bislang seien alle Angriffe im Premiumbereich gescheitert. Saab, Rover, Infiniti, Jaguar? Randerscheinungen oder ganz verschwunden. Deshalb glaubt ich nicht an einen Chinesen über 70.000 Euro. Premium bleibt deutsch.«

Michelle Müller rechnet damit, dass die ersten BYDs im Dezember zu ihr nach Osnabrück geliefert werden. Sie soll Platz für zehn Autos bekommen. Sie hofft auf gute Verkaufszahlen und auf eine Einladung nach China. Michelle Müller will die Welt sehen. Unter den Bedingungen ihrer Gegenwart strebt sie in die Zukunft. *Build your dreams.*

Donnerstag

Das dritte Autohaus. Im Osten der Stadt. Etwas abseits in einem Gewerbegebiet. Gebrauchtwagen.

Auf dem Vorplatz gleißt ein BMW 1er in Weiß, gewaschen und poliert, 18.950 Euro. Um den Wagen streift ein junger Kerl mit Sneakern, Jogginganzug, Basecap.

»Absolutes Traumauto«, sagt er.

Leider besitzt er nur 6.000 Euro. Man verdient nicht viel mit 21, als Azubi bei Netto. Zu seiner Freundin in Gelsenkirchen fahre er in einem alten Renault, erzählt der junge Mann, bloß mit Tempo 100 und trotzdem in kreischend hohen Drehzahlbereichen. Würde er die Kiste verkaufen und 1.500 Euro dafür bekommen, hätte er 7.500 zusammen. Für den Rest könnte vielleicht seine Schwester bürgen, sagt er.

Gebrauchtwagen. Das klingt nach Abstrichen, nach Kompromissen, aber diese eine Begegnung am vierten Tag der Woche genügt, um zu verstehen: Das Gegenteil stimmt. In Osnabrück ist die Niederlassung mit den Gebrauchtwagen das Haus des Sehnsuchs und Wunsches, das Haus der Träume. Hierher kommen oft Menschen, die lange gespart, gesucht, gefunden und dann noch genau geschaut haben, ob sich etwas am Preis bewegt. Menschen, die sich schließlich für exakt ein Auto entschieden haben, mit diesem einen Motor, in dieser einen Farbe, mit diesem einen Leder im Innenraum. Gebrauchtwagen sind, wie sie sind. Nichts lässt sich ändern, nichts rein- oder rausverhandeln. Kein Gegenstand der Diskussion. Reinstes Materie.

Der oberste Verkäufer am Standort heißt Lars Schneid. Mit geschorinem Schädel und einer gewissen Breitbeinigkeit erinnert er an einen Boxer auf den Weg in den Ring. Schneid sagt, in seiner Niederlassung herrsche noch eine andere Zeit, »ungefähr 2019«. Das liegt zum einen daran, dass bei ihm Inzahlungnahmen und Leasing-Rückläufer aus den anderen Filialen der Autohaus-Gruppe eingehen. Und zum zweiten daran, dass seine Kundschaft eine sei, »die noch die Haube aufklappt und sich nicht blenden lässt von Ambientebeleuchtung«. Wer zu ihm komme, habe richtig »Bock« auf Autokauf, sagt Schneid.

Schneid ist Anfang 30. Er macht keinen Fehl daraus, dass er sich in seiner Zeitzone wohlfühlt. Anders als bei den Neuwagen-Kollegen bringt die nervöse Politik mit der Ankündigung oder Rücknahme von Kaufprämien bei ihm nicht alle paar Monate alles durcheinander. Sein Laden läuft wie ein gut geöelter Motor – wie das, »wofür die deutsche Automobilindustrie steht und was sie zur Perfektion getrieben hat«, sagt Schneid.

Allerdings stehen auch in seiner Zeitzone die Uhren nicht still. Wer sich im Jahr 2019 wähnt, rutscht gerade in eine Pandemie, bekommt jetzt die Auswirkungen einer tiefen Krise zu spüren, wirtschaftlich wie mental. Schneid merkt das daran, dass derzeit weniger ausrangierte Dienstwagen bei ihm eintreffen. Längst suchen die Einkäufer von Weller über die Grenzen hinaus nach Nachschub, vor allem aus dem durch elektrifizierten Skandinavien kaufen sie deutsche Verbrenner zurück. Sind unter den Heimgeholten Hybride, gehen die oft in die Niederlande, dicke Brummer eher auf den Balkan. Schneid muss schauen, was die Vergangenheit ihm übrig lässt.

Weniger Masse bedeutet weniger Auswahl bedeutet weniger Marge.

Auch deshalb ruft Schneid an diesem Donnerstag im Herbst 2025 seine Belegschaft zur Besprechung in ein Nebenzimmer. Seine Verkäufer, alleamt Männer, nehmen Platz an Metalltischen wie aus dem Schlachthaus. Per Beamer projiziert Schneid Bilanzen an die Wand. Zahlen in Grün und Rot. Das erste Dreivierteljahr lief gut, richtig gut. Deshalb würden sie demnächst gemeinsam Steak essen gehen, verkündet Schneid.

Applaus von den Metalltischen.

Allerdings sei ihr Gewinn mit Gebrauchtwagen zuletzt deutlich gesunken, fährt der Chef fort. Die Pandemie. Die geringere Auswahl. Darum müssten alle im Raum ab sofort jede Möglichkeit zum Geldverdienen nutzen. Mehr Reparaturkostenversicherungen verkaufen, öfter Kredite vermitteln. Laut Wandbild ist die »BMW Bank Penetration« in der Filiale jedoch unterdurchschnittlich. Ein Anschiss vom Controlling ist erkennbar, hausintern »Impuls« genannt.

Da müsse mehr kommen, ruft Schneid. Dann springen alle auf und gehen raus aus dem Bessprechungsraum wie eine Fußballmannschaft auf den Rasen.

Vor dem weißen BMW draußen stehen am Nachmittag zwei junge Frauen, verlegen kichernd.

Sie habe keine Ahnung von Autos, sagt eine der beiden, ihr Vater habe sie geschickt, mit einem Budget von 20.000 Euro und dem Auftrag, ihm Fotos von Wagen in der Preisklasse zu mailen. Eine halbe Stunde später ist das Auto, von dem ein 21-jähriger Azubi träumte, verkauft.

Freitag

Der Freitag ist ein Feiertag, doch er bleibt im Reich des umtriebigen Burkhard Weller nicht ungenutzt. In Münster, eine Autostunde von Osnabrück entfernt, findet ein Radrennen statt. Mehr als 7.000 Profi- und Hobbyfahrer sind am Start. Weller stellt die Begleitfahrzeuge, 25 Autos, während der Fernsehübertragung oft im Bild.

Den Auftritt hat Wellers Tochter Emma organisiert, in der Firma des Vaters für Marketing zuständig. Auf dem Schlossplatz, wo das Rennen endet, hat sie eine Hüpfburg, ein Glücksrad, einen Kühlenschrank mit Energydrinks und einige kleine Toyotas aufstellen lassen. In direkter Nachbarschaft zu Werbeständen von JobRad, Erdinger Alkoholfrei und Rose Bikes. Münster ist eine Universitätsstadt mit grünem Oberbürgermeister, die Teilnehmer eines Radrennens sind womöglich nicht die nahe liegendste Zielgruppe. Auf solche Einwände könnte Emma Weller mit den üblichen Euphemismen antworten, von einem Autohändler als »Mobilitätsanbieter« reden, von »Carsharing«, von »urbanen Lösungen«. Aber: nö. »Die Sichtbarkeit hier ist einfach enorm«, sagt sie, das genügt ihr.

Durch einen Klatschspalier von Angehörigen rollen immer mehr Fahrer ins Ziel. Glücklich verschwitzt schieben sie ihre Räder in den Rummel. Über dem Gelände liegt das Hufgetrappel ihrer Klickschuhe, das Sirren ihrer Rennmaschinen im Freilauf, andere Geräusche als sonst auf den Straßen. Das Internet lahmt, so oft werden Zielzeiten gecheckt und Selfies verschickt. Da feiert ein fröhliches Volk in knallbunten Trikots, hormongeflutet, adrenalinbeflügelt. Eine

ANZEIGE

Musikbox am Weller-Stand greift die Stimmung auf und feuert sie weiter.

Ein Autoverkäufer unter Radfahrern. »Logisch ist das nicht, aber es stört mich auch nicht«, sagt ein Passant. »Soweit ich das sehe, sind die Sponsoren, und so eine Veranstaltung kostet ja«, meint ein anderer.

Auf einer Sportveranstaltung laute Musik zu spielen, ist kein Geniestreich, und doch belegen die Momente von Münster eine Strategie. In seiner Unternehmenszentrale hatte Burkhard Weller gesagt, in einer missmutigen, zerfallenden Gesellschaft könnte sein Geschäft kaum funktionieren. »Nur wer zuversichtlich ist, kauft ein Auto. Wer sich zu Hause einbunkert, braucht kein Fahrzeug.«

Wenn Weller durchs Land reist, hin und wieder auch im Zug, zieht er einen Koffer hinter sich her, darauf ein Aufkleber: die Buchstaben AFD – dick durchgestrichen. Miesmacher, die das Land und die Zukunft in düsteren Farben malen, kann er nicht gebrauchen.

Als vor zwei Jahrzehnten die Berliner Rütlischule in Verruf geriet, von einer schwer zu kontrollierenden migrantischen Parallelwelt die Rede war, legte Weller in seiner Firma ein Programm mit dem Titel *Chance* auf. Seitdem gehen jedes Jahr etwa 15 Ausbildungsplätze an vermeintlich verlorene Jugendliche und junge Erwachsene. Einstellungskriterium: Migrationshintergrund, schlechtes Deutsch, fehlender Schulabschluss. Um die Betreuung kümmert sich ein hauseigener Sozialarbeiter. Anfangs habe die Abbrecherquote bei 70 Prozent gelegen, jetzt bei 20, wie bei den anderen Azubis. Die Teilnehmer des Programms bleiben seinem Unternehmen treu, die »Loyalität« sei höher als üblich, sagt Weller.

Anders als der Kanzler, der über das »Stadt-Bild« raunt, anders als Markus Söder, der den Grünen »Tofu-Terror« unterstellt, anders als Robert Habeck, der dem CSU-Chef wiederum »feindseliges Wurstgefresse« vorwirft, betätigt sich der Unternehmer demonstrativ als integrative

Kraft. So hart Weller nach innen zu regieren scheint, zahlengetrieben und mit »Impulsen«, so sehr versucht er nach außen, Zuversicht zu verbreiten, Gemeinsinn zu stiften, und sei es aus Eigenutz. Einer der Leitsätze des Hauses lautet: »Gute Laune verkauft Autos.«

Ein paar Tausend Radfahrer zu unterhalten, die sich für Carbonrahmen, elektronische Schaltgruppen und aerodynamische Felgen begeistern, ist da ein Leichtes. In Münster dreht sich das Glücksrad, die Musikbox pumpst Bässe in die Menge, und die Stimmung ist besser als im Politbarometer.

Samstag

Am letzten Werktag der Woche regnet es in Strömen in Osnabrück, dieser gewöhnlichen deutschen Stadt. Vor den drei Niederlassungen der Firma Weller trommeln Tropfen auf Blech. Auf den Ausfallstraßen wirbeln Autos im Durchschnittsalter von 10,6 Jahren Gisch auf. Die Verkäufer, die am Wochenende Dienst haben, schütteln ihre Schirme aus.

In der Toyota-Cupra-Filiale von Andreas Stege warten die Verkäufer nach wie vor auf eine Rückmeldung des Lehrers.

Im BMW-Haus von Vedran Josipovic liegt der alte Empfangstresen in Trümmer. Ein Ehepaar begibt sich mit einem Mini auf Probefahrt.

Im Gebrauchtwagenhandel von Lars Schneid ist es ungewöhnlich still. Der Chef ist mit zwei Kollegen zum Hockenheimring gefahren, um sich ein Autorennen anzuschauen.

Burkhard Weller verbringt das Wochenende auf Sylt.

Als am Mittag die Filialen schließen, hat die Osnabrücker Belegschaft im Lauf der Woche 52 Neuwagen verkauft, darunter sechs Minis, acht Seats und Cupras, zehn BMW und 15 Toyotas. Der Anteil von neuen und alten Antrieben hält sich in etwa die Waage.

Am Montag, 7 Uhr, geht es weiter.

MAGENTA BLACK DAYS

Die besten Aktionsangebote des Jahres – nur bis zum 04.12.



**SAMSUNG
Galaxy S24
(128 GB) mit Gemini**

statt **699€**
nur 333€*
(inkl. Ankaufbonus + Altgerätewert on top)

Android 

*Ankaufbonus für Samsung Galaxy S24: Der Ankaufbonus gilt für private Endkunden ab 18 Jahren bei Kauf eines neuen teilnahmeberechtigten Smartphones und bei zusätzlichem Verkauf eines teilnahmeberechtigten Smartphones an die Assurant Deutschland GmbH über den Handelskauf. Teilnehmer erhalten ein Ankaufangebot für das Alterst, zzgl. eines Ankaufbonus. Die Aktion gilt beim Kauf eines der im Folgenden genannten Smartphone-Modelle bei der Telekom Deutschland GmbH: Von 19.11.-04.12.2025 gibt es 100 € Ankaufbonus beim Kauf eines Samsung Galaxy S24. Das Handy-Ankaufangebot für das Alterst bis zum 04.12.2025 generiert werden und das Alterst bis zum 25.12.2025 bei der Assurant Deutschland GmbH bzw. ihrem Dienstleister eingegangen sein. Das Alterst muss funktionsfähig sein, d.h., es muss ein- und ausschaltbar sowie entsperrt (kein SIM-/Net-Lock) sein, darf keinen Wasserschutzweg 149, S5227 Bonn, Deutschland. Teilnahmeberechtigte Teilnehmer können finden auf telekom.de/handyskauf Ein Angebot von Telekom Deutschland GmbH, Landgrabenweg 149, S5227 Bonn.

Wer hat ihre Bienen ermordet?

In Schleswig-Holstein wurden 70.000 Honigbienen von einem Unbekannten gezielt getötet. Die Tat ist kein Einzelfall.

Offenbar haben mehr Menschen etwas gegen Imker und ihre Tiere, als man annimmt VON LISA BROCKMEYER



Der Täter muss ortskundig gewesen sein. Vieles spricht dafür, dass er oder sie sich auch gut mit Bienen auskannte und sehr genau wusste, wie man vorgehen muss, um so viele von ihnen so effizient wie möglich zu töten.

Zwischen Kiel und Eckernförde lebt die Imkerin Maike Lenz, mit ihr leben bis vor wenigen Monaten 20 Honigbienenvölker. Im Frühjahr 2025 hat ein Unbekannter 17 dieser 20 Völker vergiftet. »70.000 Bienen ermordet! Für Hinweise, die zur Ergreifung der Täter führen, ist eine Belohnung von 1.200 Euro ausgesetzt. Hinweise nimmt die Polizei Gettorf oder die Imkerei Horns Hof entgegen.« Diesen Aushang hat Maike Lenz damals 50-mal ausgedruckt und in Gettorf und Umgebung aufgehängt. Später erhöhte sie die Summe auf 3.000 Euro. Dennoch ist laut Polizei bislang kein einziger verwertbarer Hinweis eingegangen.

Es ist nicht das erste Mal, dass jemand einem Imker bewusst schaden will. Statistisch betrachtet, aber auch nach Einschätzung von Fachleuten, ist es sogar das wahrscheinlichste Szenario. Denn sogenannte Frevelfälle – ein Begriff, der die böse Absicht verdeutlichen soll –, in denen mutwillig Bienen vergiftet werden, sind gar nicht so selten, wie man meinen könnte.

Einige Monate nach der Tat steht Maike Lenz in ihrem Garten, mit Schleier, Hut und stichfesten Handschuhen bewehrt. Behutsam hebelt sie den Metalleckel von einer grün lackierten sogenannten Beute, einem jener Holzkästen, in denen Honigbienen leben. In Sekunden schnelle wird das zarte Summen, das eben noch von außen zu hören war, zu einem wilden Crescendo. Die Bienen quellen aus den Ritzen zwischen den Holzrahmen, die in engem Abstand in die Beute eingehängt sind und in denen die Honigwaben kleben. In dieser einen großen Beute, erklärt Maike Lenz, leben rund 12.000 Tiere.

Die 43-Jährige führt die Imkerei in dritter Generation. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte ihr Großvater damit begonnen, um sich ein Zubrot zu verdienen. Lenz erinnert sich, wie sie ihm als Kind zuschaute, wenn er Honig machte und Königinnen züchtete. Später übernahm der Onkel. Doch dem wurden auf einen Schlag alle Bienenvölker gestohlen, und er gab frustriert das Imkern auf. Der Betrieb stand schon kurz vor dem Verkauf, als die Enkelin im Jahr 2018 beschloss, einzusteigen.

Wie die allermeisten Imker hat Maike Lenz noch ein zweites berufliches Standbein. »Vom Honig allein kann man nicht leben«, sagt sie. Und auch das Imkern selbst umfasst weit mehr Aufgaben als die Produktion von Honig. In Kindergärten und Vereinen klärt Lenz darüber auf, wie wesentlich die Bestäubung von Pflanzen durch Bienen für unser Ökosystem ist. Sie stellt Kosmetik und Bienenwaschkerzen her, die sie auf Märkten verkauft, hält Vorträge vor Jägern, bildet Nachwuchskräfte aus, beliebt Hoffläden. Wenn irgendwo im Umkreis ein verlorenes Bienenvolk oder ein Wespennest gefunden wird, wählen die Leute die Nummer. Dann fährt sie hin, fängt die Tiere ein und siedelt sie um. Nester von Feldwespen werden gern von Gärtnern genommen, weil sie die Larven des gefürchteten Buchsbaumzünslers fressen. Oft schaut Lenz in aller Herrgottsfürche nach ihren Bienen, die sie liebevoll ihre »Mädchen« nennt, oder schleudert spätabends noch Honig. In ihrem Imkereibetrieb steckt eine Menge Herzblut. Weil sie möchte, dass die Menschen die Natur wieder besser verstehen lernen und gut mit ihr umgehen. Deshalb hat sie die Gifftanschlag auch so tief erschüttert.

Am Morgen des 5. April wollte Lenz kurz vor ihrem Urlaub noch einmal nach den Bienen sehen. Schon von Weitem habe sie gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Sie habe zu ihrer Mutter gesagt, die sie begleitete: »Hörst du das? Dass man nichts hört?« Das sei auffällig gewesen: die buchstäbliche Totenstille, wo normalerweise Summen herrscht. Von einigen Beuten waren die Metalleckel heruntergerissen worden. Die Steine, die Lenz verwendete hatte, um die Deckel gegen den Wind zu beschweren, lagen am Boden. Und überall tote Bienen. Auf der Erde. Vor den schlitzförmigen Fluglöchern, durch die die Tiere in ihre Beute ein- und ausflogen. In den Beuten selbst, die in einer langen Reihe nebeneinanderstehen und die Maike Lenz nun eine nach der anderen öffnet.

Sie sammelt alle Kadaver ein, die sie finden kann – es war eine Wäschewanne voll –, und füllt sie zu Hause in leere Honiggläser. Die Gläser schickt sie an ein Labor, um die Bienen untersuchen zu lassen. Und sie geht zur Polizei. Denn daran, dass es sich um ein Versehen handelt, dass vielleicht ein Landwirt ein Pestizid falsch verwendet haben könnte, glaubt Lenz

nicht. Der Bauer, der die Felder um ihre Völker herum bewirtschaftet, ruft sie immer an, bevor er Spritzmittel ausfährt, damit sie die Beuten mit den Bienen darin rechtzeitig verschließen kann. Außerdem verwendet er bienensichere Pflanzenschutzmittel. Und: »Landwirte müssen immer nach Bienenflug spritzen«, erklärt Lenz. Also abends oder nachts, wenn die Bienen gar nicht draußen unterwegs sind. In aller Regel halten sie sich daran: Wenn die Tiere durch einen Verstoß gegen die Bienenbeschutzverordnung zu Schaden kommen, droht eine saftige Geldbuße von bis zu 50.000 Euro.

Maike Lenz glaubt vielmehr, dass jemand zu Fuß die 20 Beuten abgeschritten und mit Sprühflaschen gezielt das InsektenGift dort eingebracht hat. Das würde auch erklären, warum die Völker, die ganz am Ende der Reihe standen, unversehrt blieben: »Wahrscheinlich war das Gift dann leer«, mutmaßt Lenz.

Zum fraglichen Zeitpunkt Ende März, Anfang April waren die Bienen noch im Winterlager, das Maike Lenz am Feldrand errichtet hatte. Um dorthin zu gelangen, muss man entweder quer über die Äcker oder durch einen Privatweg und an mehreren Einfamilienhäusern vorbei, die ebenfalls auf Privatgrundstücken stehen. Es scheint äußerst unwahrscheinlich, dass jemand zufällig hier entlanggekommen ist. Ebenso, dass einer der Hausbewohner sich durch die Bienen gestört fühlte. Schließlich, so Lenz, habe sie den Standort mit ihnen abgesprochen, sie mit Honig versorgt und öfter mal die Kinder mitgenommen, um ihnen die Bienen zu zeigen. Alle hier hätten ihre Freude an den Tieren gehabt. Als Tatverdächtige scheiden sie aus, da ist Lenz sich ganz sicher.

Am selben Tag, an dem sie den Gifftanschlag bemerkte, siedelt Maike Lenz die verbliebenen vier Völker in ihren Garten um. Den lange geplanten Familienurlaub muss sie verschieben. Stattdessen setzt sie nun die Bienen in neue Beuten und reinigt aufwendig die alten bis in die hinterletzte Ritzte. Trotzdem geht ein weiteres Volk am nächsten Tag ein. Die anderen drei kann Lenz mit Futter wieder aufpäppeln. Im Laufe der nächsten Monate gelingt es ihr mithilfe von Imkerkollegen, die ihr Arbeitsbienen, Drohnen und Königinnen überlassen, neue Völker heranzuziehen.

Viel schwerer als der finanzielle Verlust von mehreren Tausend Euro wiegt für sie die menschliche Enttäuschung: »Ich fühlte mich verraten. Das war ein richtig mieses Gefühl«, sagt sie. Ihr fallen eigentlich nur zwei plausible Erklärungen ein, wer ein Motiv für einen solchen Gifftanschlag haben könnte: entweder ein fanatischer Umweltschützer. Der meint, die Honigbiene sei eine Bedrohung für die Wildbiene oder dass Imker Massentierhaltung betreiben und Tierquälerei seien – ein Grund, warum viele Veganer Honig ablehnen. Von manchen selbst ernannten Tierschützern werde sie wüst beschimpft, wenn sie auf dem Markt ihren Honig verkaufe, erzählt sie.

Die zweite Erklärung wäre, dass ein Kollege aus Missgunst oder Konkurrenzdenken gehandelt hat oder weil er die Bienenrasse, mit der sie arbeitet, nicht in der Nähe seiner Standorte haben will. Eigentlich erscheinen ihr aber beide Motive absurd. Sie betont: »Es gibt keinen Imker, mit dem ich im Streit bin.«

Anfang Juni bekommt sie schließlich Post vom Julius Kühn-Institut (JKI), dem Bundesforschungsinstitut für Kulturpflanzen. Dort hat man ihre Bienen im Labor untersucht und dabei zwei Insektizide »in sehr hoher Konzentration« gefunden. In dem Schreiben heißt es: »Aufgrund der vorliegenden Untersuchungsergebnisse ist davon auszugehen, dass die eingesandten Bienen durch die Insektizide Tetramethrin und Phenothrin getötet wurden. Die Wirkstoffe wurden vermutlich gezielt in die betroffenen Völker eingebracht (Frevel).« Hatte Maike Lenz bislang noch ein letztes Fünkchen Hoffnung, dass die ganze Sache doch ein Verschenk, womöglich ihr selbst ein grober Fehler unterlaufen war, so hat sie nun die Gewissheit: Ihre Bienen wurden vergiftet. Sie sagt, ihr seien beim Lesen erst einmal die Tränen gekommen.

»Das waren mit die höchsten Rückstände an Wirkstoffen, die wir je gemessen haben«, sagt David Thorbahn im Telefonat mit der ZEIT. Er koordiniert die Arbeitsabläufe in der Untersuchungsstelle für Bienenvergiftungen am Julius Kühn-Institut in Quedlinburg. Dorthin können sich Imker wenden und Proben einschicken, wenn ungewöhnlich viele ihrer Bienen sterben. Thorbahn sagt: »Da muss jemand sehr viel davon in die Völker gespritzt haben. Nicht nur ins Flugloch, wie es jemand tun würde, der sich mit Bienen nicht auskennt, sondern wahrscheinlich hat derjenige auch die Deckel aufgemacht und das Präparat in die Wabengassen gesprührt, sodass es sich von oben nach unten im gesamten Volk verteilen konnte. Ich habe schon so manches erlebt in der Beratung von geschädigten Imkern, aber es gibt immer wieder Fälle, wo man dann doch erstaunt ist. Dieser zählt dazu.«

Um bienentoxische Wirkstoffe im »Bienenmaterial«, wie es in der Laborsprache heißt, nachzuweisen zu können, wird mithilfe der Larven der Gelbfiebermücke ein Biotest gemacht: Verenden die Larven, wenn sie mit einem Extrakt aus den geschädigten Bienen in Kontakt kommen, ist dies der erste Indikator. Denn die Larven sind hochempfindlich und reagieren schon auf sehr geringe Konzentrationen von verschiedenen Giftstoffen.



Imkerin Maike Lenz (43) aus Gettorf machte im Frühjahr einen schockierenden Fund

Foto: imke lenz für die ZEIT; kl; Foto (2): Eric Isselee/Shutterstock

Im nächsten Schritt werden weitere Bienen aus dem Probenmaterial auf 200 Wirkstoffe aus Pflanzenschutzmitteln und Bioziden untersucht, darunter 147 Insektizide. Es sei heutzutage zum Glück relativ selten, dass man dabei Rückstände bienengefährlicher Pflanzenschutzmittel finde, sagt David Thorbahn: »Aus Sicht der Bienen hat sich die Situation deutlich verbessert. Wir haben in den

ANZEIGE

**Entdecken Sie
das Magazin**



www.zeit.de/zv-heft

letzten Jahren nur noch wenige Bienenvergiftungen durch Fehlanwendungen von Pflanzenschutzmitteln nachweisen können.« Denn die Anwendung von Pflanzenschutzmitteln unterliege zum einen strengen Regeln, und die Beratung und Schulung der Landwirte zum Thema Bienenbeschutz sei immer besser geworden. Zum anderen haben ältere als bienengefährlich eingestufte Spritzmittel ihre Zulassung verloren und werden heutzutage schlüssig nicht mehr verwendet.

Vergleichsweise häufig findet das JKI hingegen Hinweise darauf, dass Bienen mutwillig vergiftet wurden. 2024 haben Imker 49 Schadensfälle gemeldet. Nur einen davon stuft das JKI als Fall von Fehlanwendung von Pflanzenschutzmitteln ein, fünf hingegen als Frevelfälle. In den übrigen 25 Fällen, die vollständig untersucht wurden, zeigten die Tiere häufig Symptome von Bienenkrankheiten, die für die Völker mitunter tödlich enden können. 2023 wurden ebenfalls fünf Frevelschäden nachgewiesen.

Würde man die Täter bei Frevelfällen fassen, dann würde nicht die Bienenbeschutzverordnung greifen, sondern das Strafgesetzbuch. Denn rechtlich gilt ein Frevelfall als Sachbeschädigung. David Thorbahn sagt, dass dahinter meist Nachbarschaftsstreitigkeiten wegen der Bienenhaltung im Garten stecken. Aber: »Wir hatten auch schon Schadensfälle, wo mutmaßlich Imker die Völker anderer Imker aus Konkurrenzgründen oder Rache vergiftet haben, weil jemand einen ertragreichen Standort nicht teilen wollte oder weil der andere seinen Honig im Ort günstiger verkauft.« Thorbahn sagt aber auch: »Wir haben es hier natürlich mit Einzelfällen zu tun. Die Mehrzahl der Imker hat die besten Absichten.«

Weil er viel mit betroffenen Imkern spricht, weiß David Thorbahn, dass die Täter bei Frevelfällen selten ermittelt werden können: »In den 25 Jahren, die ich jetzt in der Untersuchungsstelle für Bienenvergiftungen arbeite, habe ich nur einen einzigen aufgeklärten Fall mitbekommen. Da hat der Imker dem Täter nachts aufgelauert und ihn auf frischer Tat erwispt.«

Maike Lenz ist nach dem Vorfall im Frühjahr vorsichtiger geworden. Sie hat Videokameras installiert, um ihre Bienen Tag und Nacht überwachen zu können. Die Bilder bekommt sie jetzt live aufs Handy. Entmutigen lassen will sie sich nicht, denn der Gifftanschlag hat auch Gutes in Bewegung gesetzt. Nachdem die Lokalpresse berichtet hatte, meldeten sich unzählige Menschen bei Lenz und boten Unterstützung an: Neukunden, die ihren Honig kaufen, und solche, die Bienenpatenschaften übernahmen. Kinder, die Bilder für sie malten, um sie zu trösten. Ein Gastronom aus Eckernförde und ein Landwirt aus der Gegend steuerten insgesamt mehr als tausend Euro bei, damit sie die Belohnung für Hinweise auf den Täter erhöhen konnte. Sie sagt ohne Verbitterung: »Wenn ich etwas gelernt habe, dann, dass wir alle wieder mehr aufeinander achten sollten. Auf die Menschen und auf die Natur.«

Im Spätsommer hat Maike Lenz erneut Post bekommen, diesmal von der Kieler Staatsanwaltschaft: Das Verfahren wurde eingestellt. Trotzdem denkt sie nicht daran, aufzugeben, wie es einst ihr Onkel getan hat. Neulich erst, so erzählt sie, habe ihre neunjährige Nichte zu ihr gesagt: Du musst dir keine Sorgen um die Imkerei machen, wenn du mal tot bist. Dann mache ich nämlich weiter.

LESERBRIEFE

Zur Ausgabe Nr. 47

Weitere Leserbriefe finden Sie unter
blog.zeit.de/leserbriefe



Nicht sauber argumentiert

Philipp Peyman Engel: »Wir Juden stören nur« ZEIT NR. 47

Danke, dass Sie Philipp Peyman Engel die Gelegenheit geben, zu beschreiben, wie Juden heutzutage in Deutschland leben müssen. Und das, obwohl die ZEIT-Leser dies wohl zum Anlass nehmen werden, zu unterstellen, dass hier nicht unterschieden werde zwischen Antisemitismus und »Wut auf Israel«.

JOSEF SILBERMANN, MÜNCHEN

Philippe Peyman Engel schildert anschaulich den stetig wachsenden Antisemitismus, und ich kann (als Sohn eines »Sternträgers«) seine Ängste voll nachempfinden. Dennoch zähle ich mich zu den vielen Menschen jüdischer Herkunft, die die generelle Ausrichtung der *Jüdischen Allgemeine* und des Zentralrats zu eingehten finden – und zu tolerant gegenüber der Vorgehensweise Israels.

EMANUEL WIECK, STUTTGART

Am 7. Oktober sind 1.200 Juden auf bestialische Weise geschändet und ermordet worden, und die Täter waren Angehörige einer international geächteten Terrororganisation. Das war der Anlass zu einem Krieg, in dem Zehntausende Menschen getötet wurden – von einem zivilisierten Staat, dem von vielen Seiten Hilfe angeboten wurde, die erst eingeschränkt oder ausgesetzt wurde, nachdem das Massaker in Gaza kein Ende nehmen wollte. Dass Antisemitismus wächst, ist angesichts der Lage in Gaza nicht zu entschuldigen, aber nachvollziehbar. Jede Israelkritik mit dem Generalverdacht des Antisemitismus abzuwürgen, ist ein nicht sauber argumentierter Kurzschluss.

PROF. MICHAELA BÖHMG, ROM

Nur ein Gag?

Titelgestaltung: »Große Gefühle« ZEITMAGAZIN NR. 47

Das Cover des ZEITmagazins erinnerte mich an Boulevardblätter wie *Echo der Frau*. Ich hoffe, das war nur ein Gag!

CHRISTOPH WEHNER, NÜRNBERG

Die Aufmachung hat mich entsetzt! Wird nun das Magazin zum Klatschblatt der »großen Gefühle« degenerieren? ALICE LEIST, MÜNCHEN

Drei Seiten »voll Käse und Herz«. Wie soll ich das bitte verdauen?

PROF. HEINZ MECHLING, KÖLN

Offensichtlich hoffen Sie, dass das mehr jüngere Leute anspricht. Ich halte das für eine Fehleinschätzung!

BEATRICE HINTE, STUHR

BEILAGENHINWEIS

Die heutige Ausgabe enthält in einer Teilaufgabe Publikationen folgender Unternehmen: Bischofliches Hilfswerk Misereor e. V., 52064 Aachen; Medica Mondiale e.V., 50825 Köln; Deutsche Fernsehlotterie gGmbH, 22529 Hamburg; Bundesgesellschaft für Endlagerung mbH, 31224 Peine; Wirtschaftsförderung Bremen GmbH, 28195 Bremen; Möbel Höffner, 12529 Schönefeld; Just Verlags-GmbH, 8010 Graz, sowie in der Auflage Christ & Welt; Hoffnungszeichen e.V., 88045 Friedrichshafen; Internationales Katholisches Missionswerk e.V., 52064 Aachen; Brot für die Welt e.V., 10115 Berlin; Deutsche Fernsehlotterie gGmbH, 22529 Hamburg.

ANZEIGE

Er hätte den Krieg verhindert

Titelthema: »Was würde Helmut Schmidt dazu sagen?« ZEIT NR. 47

Schöne Idee, Helmut Schmidt, diesem prägenden Politiker zum zehnten Todestag eine Hommage zu widmen. Bedauerlich aber, dass der Zustand seiner SPD heute kein Thema war. Deren strategisches Vakuum bereitet mir große Sorge: diese blutleere Dauer-Ideenoslosigkeit, das Fehlen jeder erkennbaren Dringlichkeit, wenn es um die Alltagsnoten der Bürger geht: Wohnraum, Mieten, Energiekosten und, und, und.

KINGA BOGDAN, FREISING

Helmut Schmidt war ein intelligenter, tatkräftiger und konsequenter Politiker: Sowohl als Hamburger Innenminister als auch als Verteidigungs- und Wirtschaftsminister und vor allem als Kanzler hat er pragmatisch gehandelt und entschieden. Und genau diese Entscheidungskraft reicht ihn ein in den Kreis der großen Politiker.

Seine SPD hat ihn in entscheidenden Momenten verraten und muss heute erkennen, dass sie in der Bedeutungslosigkeit verschwindet. Es gibt eben für alles einen Preis.

WERNER FIETZ, MEPPEN

Ich stimme der Auffassung von Helmut Schmidt zu: Die Erweiterung der Nato war ein Vertragsbruch und musste von den Russen als eine Bedrohung wahrgenommen werden.

GABRIELE HARD, MÜNSTER

Die wichtigste Botschaft Helmut Schmidts war: Deutschland in seiner exponierten Mittellage hat existentielle Gründe, sich mit allen Nachbarn, vor allem den östlichen, zu vertragen, weil wir uns schlicht keine Feinde leisten können. Dabei hat Schmidt neben den westlichen Sicherheitsinteressen auch stets die dieser östlichen

Nachbarn im Blick gehabt und geachtet. Mit ihm als Kanzler und seiner gewichtigen Stimme in Europa hätte es ganz sicher keinen Krieg in der Ukraine gegeben.

FELICITAS ENGLICH, MITARBEITERIN DER PLANUNGS-ABTEILUNG IM BUNDESANKLÄGERAMT UNTER HELMUT SCHMIDT, SIEGSDORF

Was die Frage von Krieg und Frieden angeht: Als vehementer Befürworter des Nato-Doppelbeschlusses von 1979, der die bis dahin größten Massenproteste auf den Straßen der Bundesrepublik auslöste, war Helmut Schmidt für ein Gleichgewicht von Abschreckung und Verhandlungen. Und die Annexion der Krim durch Russland 2014, deren internationale weitgehende Akzeptanz Putin überhaupt erst ermutigt hat zu weiteren größeren Machtansprüchen, hat Schmidt zwar gerechtfertigt, zugleich aber Verhandlung nach dem Vorbild der Helsinki-Konferenz von 1975 gefordert.

WILFRIED MOMMERT, BERLIN

Helmut Schmidt wurde für die Unterstützung des Nato-Doppelbeschlusses einerseits bewundert, andererseits gehasst. Ich stand und stehe auf der Seite derjenigen, die gerne einen Knüppel hinter dem Rücken haben. Auch ich erwische mich ständig bei der Frage, warum es diese Art Persönlichkeit in der Politik nicht mehr gibt.

BERND ROOS, BAD NAUHEIM

Da sitzen also drei alte, weiße Männer und eine Frau und versuchen zu ergründen, ob Helmut Schmidt nicht die bessere Besetzung für das höchste Regierungssamt wäre. Nutzt aber nix, er weilt ja nicht mehr unter uns, und – wie Sandra

Maischberger sehr richtig festhält, waren die Fragestellungen zu seiner Zeit noch etwas weniger komplex.

DR. WALTER MAIBACH, SCHORNDORF

Helmut Schmidt zeigte eine gewisse Wertschätzung für autoritäre Verfassungsschutz. Dabei macht Letzterer doch einfach seine Arbeit: Er beobachtet alle eventuellen Gefahren für die Verfassung und unsere freiheitlich-rechtsstaatliche Demokratie.

Daher ist der Leitartikel mit seiner Formulierung meiner Meinung nach wirklich zu nah an den Narrativen der Partei, vor der uns der Verfassungsschutz warnt.

DANIEL SILBERHORN, PER E-MAIL

Den Artikel bitte noch mal schreiben und der politischen Mitte zeigen, wie sie die Übernahme der AfD verhindert, anstatt die links-extreme Antifa den Faschisten zum Fraß vorzuwerfen. Dass die Antifa aktiv wird, ist vor allem ein Zeichen dafür, wie Sie so gut festgestellt haben, dass die Verzweiflung der Menschen sehr hoch ist; denn: Die Antifa will die Demokratie nicht abschaffen. Die Faschisten sehr wohl. Wer Angst hat, beißt!

FREDERIK KOCHBECK, PER E-MAIL

Neben der ZEIT habe ich noch das Buch *Leutnant* von Daniil Granin vor mir liegen, zu dem Helmut Schmidt das Vorwort geschrieben hat. Darin schildert Schmidt seinen frühen Werdegang (Abitur, Wehrmacht) und schreibt, er habe erst nach dem Krieg umfanglich von den Verbrechen des Naziregimes erfahren. Ihre Gesprächspartner bezweifeln das. Ich halte es durchaus für möglich.

UWE HOPPE, ROSTOCK

Helmut Schmidt war ein Selbstdarsteller, der mit seinem gesammelten Faktenwissen ein Bild von sich zu zeichnen in der Lage war, welches von den Medien gefördert wurde. In der heutigen Zeit wäre er, nicht zuletzt wegen seines in der Weimarer Republik und im Krieg geprägten Menschenbildes, nicht erfolgreich. Seine Denke wäre zu altbekannt.

HANS-GERD BENNINGHOVEN, HANNOVER

Wenn die politische Mitte immer weiter nach rechts rückt, ist es das einzige Richtige, von links dagegenzuhalten. Und genau das passt gerade.

In der Zeit des Nationalsozialismus hat die NSDAP an Zustimmung gewonnen, genau wie heute die AfD. Und auch zu dieser Zeit gab es schon mutige Widerstandskämpfer. Die Akteure der Attentate auf Hitler bleiben bis heute heldenhaft in Erinnerung. Die Sachbeschädigungen aber, die momentan links-motivierter Gewalt zugrunde liegen, werden von Ihnen aufs Schärfste verurteilt.

LAILA SEIFERT, PER E-MAIL

Paul Middelhoff attestiert der Antifa Selbstherrlichkeit, weil sie das Auto des AfD-Geschäftsführers im Bundestag abfackelte. Sie habe eigenmächtig den Notstand ausgerufen. Ja, kann man so sehen. Dem Recht auf ziviles Widerstand ist diese Selbstermächtigung geradezu immanent.

LARS MEINHARDT, WARDENBURG

Zunächst einmal stimme ich dem Autor zu, dass Radikalisierung keine Lösung ist. Wenn die jetzige Regierung zwar von Brandmauern redet, gleichzeitig aber der AfD hinterherrennt und sie sogar zu überholen versucht, muss sich niemand wundern, wenn sich ein verstreuter Rest in radikalen Formaten austobt.

DR. FRIEDRICH BRANDI, PFARRER, BERTSDORF-HÖRNITZ

Die Tentakel des Faschismus haben unsere Gesellschaft längst durchdrungen. Der Staat und diejenigen, die ihn heute regieren, zeigen sich dabei zunehmend hilflos. Die physische Gewalt der Antifa ist Ausdruck ebensolcher Hilflosigkeit.

BRUNO FEY, PUTZBRUNN

Raus aus der Larmoyanz!

Bernd Ulrich: »Vorerst gescheitert« ZEIT NR. 47

Bernd Ulrich: »Vorerst gescheitert« ZEIT NR. 47

»Vorerst gescheitert« steht über Bernd Ulrichs Analyse, die erklären möchte, »was die Klimabewegung falsch gemacht hat«. Was die Klimabewegung falsch gemacht hat? Und illustriert wird das Stück nicht etwa mit Bildern von Kreuzfahrtschiffen, Eigenheimsiedlungen, tempolimitfreien Autobahnen, sondern mit jungen Menschen vor brennender Steppe. Als sei die Klimabewegung schuld. Was ist nur los mit der ZEIT?

ALEXANDRA GOSEMÄRKER, PER E-MAIL

Eine zivilgesellschaftliche Graswurzelbewegung kann nicht die Welt retten, wenn professionelle Lobbykräfte mit erheblichen finanziellen Mitteln und guter Vernetzung in die Machtzirkel alles daran setzen, fossile Energieträger im Geschäft zu halten. Journalisten sollten aber, bevor sie mit dem Finger auf die Klimabewegung zeigen, ihre eigene Rolle reflektieren. Über jedes Hüsterchen an den Aktienmärkten wird berichtet, aber wenig über die Überschreitung der planetaren Grenzen.

HANS-GEORG BEUTER (AKTIV BEI PARENTS FOR FUTURE DORTMUND), HERDECKE

Wäre es denkbar, dass Bernd Ulrich einlädt zu der von ihm vermissenen Aufarbeitung und eine Initiative startet? Wir müssen raus aus der Larmoyanz, hin zum Ärmelhochkrepeln! Ich kremple gerne mit.

BIRGIT FINKEN, KREFELD

Ich war selbst in der Klimabewegung aktiv, und aus meiner Sicht sind drei Punkte zentral für das Scheitern: Zum einen war die Bewegung nicht international genug. Dann wurde der Klimaschutz in der politischen Berichterstattung primär als Kostenfaktor dargestellt, die Politik sparte

gleichzeitig an Maßnahmen, um Transformationskosten teilweise zurückzugeben. Und der Ton der Klimabewegung war zu unversöhnlich und selbstüberzeugt. Aktivismus braucht einen sehr kritischen Diskurs. Das setzt auch einen Geist des Zuhören-Wollens voraus, der aktuell durch Social Media ausstirbt.

DANIEL BINDER, PER E-MAIL

Ernsthafthen Klimaschutz verankert zu bekommen, ist ungefähr so schwer, wie eine neue Staatsreligion zu etablieren. Dies ist nicht metaphorisch, sondern todernst gemeint. Gut gemachte Religionen haben die Macht, ihren Anhängern dieundenkarsten Dinge schmackhaft zu machen: den Verzicht auf Luxus, Befriedigung sexueller Bedürfnisse, sogar auf das eigene Leben, wenn's dem jeweiligen höheren Ziel dienlich ist.

VERGLEICHBARER MOTIVATION BEDÜRFEN WIR, UM ENDLICH ETWAS GEGEN DIE ERDERWÄRMUNG ZU UNTERHÄMMEN.

MAXIMILIAN TRATTENBACH, STUTTGART

Letztlich ist es unsere wettbewerbsorientierte Wirtschaftsform, die unsere Lebensgrundlagen gefährdet: Gibt es keine allgemein gültigen Standards, setzt sich der Akteur durch, der am billigsten – und damit zumeist am schmutzigsten – produziert. Wir brauchen ein neues Narrativ.

REINER CORNING, HAMBURG

Mag in der Zeit vor Donald Trump noch eine gewisse Klima-Euphorie geherrscht haben (Paris 2015), so fiel sie nach dem Kompletttausstieg eines der wirklich großen Klimasünden verständlicherweise weitgehend in sich zusammen. Unsere (grüne) Stahlindustrie konkurriert mit Ländern, die sich um das Klima einen feuchten Dreck

MARTINA SCHULER, DENZLINGEN

Ich weiß, als Journalisten können Sie die Welt nicht besser machen, als sie ist. Gleichzeitig fällt mir ein Artikel in der ZEIT ein, in dem von der Bedeutung positiver Annahmen für das Handeln die Rede war.

Deshalb hätte ich eine Bitte: Vielleicht können Sie in der ZEIT neben all dem Negativen auch immer mal wieder von positiven Entwicklungen berichten. Denn Resignation, so fürchte ich, führt nur dazu, dass das politische Handlungsfeld denjenigen überlassen wird, die wenig Gutes im Schilder führen.

MARTINA SCHULER, DENZLINGEN

Wer Angst hat, beißt

Paul Middelhoff: »Da brennt was durch« ZEIT NR. 47

Bei der Lektüre des Leitartikels stutzte ich schon bei den ersten Zeilen: Die AfD werde »verteufelt« heißt es da, es gebe »Repression« durch den Verfassungsschutz. Dabei macht Letzterer doch einfach seine Arbeit: Er beobachtet alle eventuellen Gefahren für die Verfassung und unsere freiheitlich-rechtsstaatliche Demokratie.

Daher ist der Leitartikel mit seiner Formulierung meiner Meinung nach wirklich zu nah an den Narrativen der Partei, vor der uns der Verfassungsschutz warnt.

DANIEL SILBERHORN, PER E-MAIL

Den Artikel bitte noch mal schreiben und der politischen Mitte zeigen, wie sie die Übernahme der AfD verhindert, anstatt die links-extreme Antifa den Faschisten zum Fraß vorzuwerfen. Dass die Antifa aktiv wird, ist vor allem ein Zeichen dafür, wie Sie so gut festgestellt haben, dass die Verzweiflung der Menschen sehr hoch ist; denn: Die Antifa will die Demokratie nicht abschaffen. Die Faschisten sehr wohl. Wer Angst hat, beißt!

FREDERIK KOCHBECK, PER E-MAIL

Wenn die politische Mitte immer weiter nach rechts rückt, ist es das einzige Richtige, von links dagegenzuhalten. Und genau das passt gerade.

In der Zeit des Nationalsozialismus hat die NSDAP an Zustimmung gewonnen, genau wie heute die AfD. Und auch zu dieser Zeit gab es schon mutige Widerstandskämpfer. Die Akteure der Attentate auf Hitler bleiben bis heute heldenhaft in Erinnerung. Die Sachbeschädigungen aber, die momentan links-motivierter Gewalt zugrunde liegen, werden von Ihnen aufs Schärfste verurteilt.

LAILA SEIFERT, PER E-MAIL

Paul Middelhoff attestiert der Antifa Selbstherrlichkeit, weil sie das Auto des AfD-Geschäftsführers im Bundestag abfackelte. Sie habe eigenmächtig den Notstand ausgerufen. Ja, kann man so sehen. Dem Recht auf ziviles Widerstand ist diese Selbstermächtigung geradezu immanent.

LARS MEINHARDT, WARDENBURG

Zunächst einmal stimme ich dem Autor zu, dass Radikalisierung keine Lösung ist. Wenn die jetzige Regierung zwar von Brandmauern redet, gleichzeitig aber der AfD hinterherrennt und sie sogar zu überholen versucht, muss sich niemand wundern, wenn sich ein verstreuter Rest in radikalen Formaten austobt.



Smartphone gegen Smartwatch

Diese zwei Geräte wollen viele von euch haben. Aber was können sie eigentlich, und für wen sind sie geeignet?

Kreuz bei jeder Frage deinen Favoriten an, und zähl am Schluss zusammen VON HENRIK OERDING



Seit wann gibt es das?

Das erste Telefon, das man in die Tasche stecken konnte, gab es 1973. Allerdings brauchte man dafür eine Umhängetasche, es war etwa so groß wie ein Männerschuh. Das Smartphone, wie du heute kennst, gibt es noch keine 20 Jahre. Am 9. Januar 2007 führte der Chef der Computerfirma Apple in den USA das erste iPhone vor. Ein Telefon, auf dessen Bildschirm man drücken kann und mit dem man ins Internet kommt – eine bahnbrechende Erfindung!



Wovon gibt's mehr?

Nachgezählt hat das bisher keiner. Fachleute schätzen aber, dass es mehr Smartphones als Menschen auf der Welt gibt – also mehr als 8,2 Milliarden. Einer von drei Menschen hat zwar kein Smartphone, dafür haben andere mehr als eins. Von den Kindern zwischen 6 und 13 Jahren in Deutschland hat jedes zweite ein Smartphone. Je älter sie sind, desto häufiger haben sie eins.



Wie alt sollte man für so ein Gerät sein?

Darüber denken gerade viele Forscher nach. Die Expertengruppe »Schau hin« empfiehlt, dass Kinder erst ab ungefähr 12 Jahren ein Smartphone nutzen sollten. Viele Eltern erlauben ihren Kindern eins, wenn sie in die fünfte Klasse kommen. In einer Befragung kam aber heraus, dass auch schon einer von zehn Erstklässlern in Deutschland ein Smartphone hat.



Was kostet das, und wie viel hält es aus?

Einfache Smartphones für Kinder gibt es ab etwa 100 Euro. Sie sind etwas kleiner als die teuren Erwachsenen-Handys, sodass du sie gut in der Hand halten kannst. Der Bildschirm reagiert auf Berührungen, ist aber zerbrechlich. Du musst gut aufpassen, denn wenn das Handy auf einen harten Boden fällt, geht der Bildschirm leicht kaputt, und das Gerät funktioniert oft nicht mehr.



Was kann es alles?

Mit einem Smartphone kannst du Fotos machen, Sachen im Internet nachschauen und mit Freunden chatten. Das geht nicht nur mit Text, sondern auch mit Emojis, also kleinen Symbolen wie diesen hier: 😊UUID心脏病! Und, na klar: Telefonieren geht natürlich!



Und was ist mit Spielen?

Auf Smartphones gibt es fast jede Art von Spiel: Puzzles, Rätsel, Hüpf- und Abenteuergames. Du bekommst sie als sogenannte Apps, und davon gibt es fast zwei Millionen! Aber Achtung: Viele kosten Geld – und oft merkt man das nicht sofort. Frag also immer erst deine Eltern, bevor du ein Spiel herunterlädst.



Wie lange hält der Akku?

Je neuer der Akku ist und je weniger du dein Smartphone benutzt, desto länger hält er. Erwachsene müssen ihre Handys oft jeden Tag laden, weil sie es ständig benutzen. Kinder-Handys schaffen es manchmal etwas länger – aber nach spätestens drei Tagen müssen auch sie wieder an die Steckdose.



Wie gut kann man damit schummeln?

In vielen Schulen sind Smartphones verboten, weil sie ablenken – und weil du während einer Klassenarbeit im Internet nach Antworten suchen kannstest. Weil Smartphones recht groß sind, ist es auch gar nicht so einfach, sie ungesehen aus der Tasche zu ziehen.



Können sich die Eltern einmischen?

Du träumst von einem Gerät, das nur dir gehört? Dann solltest du wissen, dass deine Eltern einiges mitbestimmen können: zum Beispiel, wie lange du das Handy benutzen, auf welche Internets Seiten du gehen und welche Apps du installieren darfst. Und mit speziellen Jugendschutz-Programmen sorgen sie auch dafür, dass du im Internet nur Sachen sehen kannst, die für Kinder angemessen sind. Es gibt sogar Handy-Apps, mit denen Eltern verfolgen können, wo du bist.



Warum sind Erwachsene dagegen, dass Kinder eins haben?

Da sind einmal die Bildschirme selbst: Viele Wissenschaftler sagen, dass die nicht gut für Kinder sind. Daran wird gerade viel geforscht. Eine häufige Sorge ist auch, dass Kinder zu viel Zeit mit ihrem Handy verbringen und nicht mehr rausgehen und mit ihren Freunden spielen. Auf dem Smartphone können dir außerdem Sachen begegnen, die dir Angst machen – oder Leute, die gemein zu dir sind.



Bonuspunkt: Rekord

Die größte Mobiltelefon-Sammlung hat Wences Palau Fernandez aus Barcelona in Spanien: 3.615 Handys besitzt er – darunter viele Smartphones. Für die ganzen Geräte braucht er sogar einen eigenen Raum in seiner Wohnung.

DEINE WERTUNG

Smartphone:

Punkte

Smartwatch:

Punkte



Seit wann gibt es das?

Schon vor rund 500 Jahren trugen Menschen Uhren – allerdings nicht am Handgelenk, sondern um den Hals. Die Armbanduhr kam erst viel später, und ihre Zeiger verlor sie 1972, als die Firma Pulsar die erste Digitaluhr auf den Markt brachte. Drei Jahre später folgte eine Version mit eingebautem Taschenrechner – ein erster Schritt zur Smartwatch. Erfolgreich wurde die vor etwa zehn Jahren mit der Uhr von Apple, der Firma, die auch das iPhone erfunden hat.



Wovon gibt's mehr?

Experten gehen davon aus, dass etwa 500 Millionen Menschen auf der Welt eine Smartwatch benutzen. Die Geräte sind also deutlich weniger verbreitet als Smartphones. Wie viele Kinder in Deutschland eine Smartwatch haben, wissen die Fachleute nicht. In einer großen Befragung zu Kindern und Medien kommen die Uhren bisher nicht vor.



Wie alt sollte man für so ein Gerät sein?

Es gibt schon einfache Uhren für Kinder ab vier Jahren. Weil auf dem Display einer Smartwatch Text erscheint, sollte man aber lesen können, um sie zu bedienen. Leute, die sich gut mit dem Thema Lernen auskennen, sagen: Vor dem Ende der Grundschule brauchen Kinder keine Smartwatch. Manche Eltern kaufen sie ihren Kindern trotzdem schon früher.



Was kostet das, und wie viel hält es aus?

Die günstigsten Smartwatches für Kinder kosten ungefähr 50 Euro. Je mehr Funktionen sie haben, desto teurer werden sie. Auch die Uhren haben einen Bildschirm, allerdings ist der sehr klein. Gesteuert werden viele Modelle daher über Knöpfe oder Rädchen. Weil die Uhren mit einem Armband fest am Handgelenk sitzen, fallen sie selten herunter und gehen meistens nicht so schnell kaputt.



Was kann es alles?

Weil du die Smartwatch am Handgelenkträgst, kann sie deinen Puls messen und auch deine Schritte zählen. Mit einigen Uhren kannst du auch wie mit einem Handy telefonieren, Emoji-Nachrichten schicken und Fotos machen.



Und was ist mit Spielen?

Auf Smartwatches gibt es weniger Spiele. Auf manchen Uhren sind schon ein paar drauf, auf anderen kannst du sie installieren. Einige Anbieter verbinden die Spiele mit den Funktionen der Uhr. Hast du zum Beispiel viele Schritte gesammelt, kann du neue Spiele freischalten.



Wie lange hält der Akku?

Je weniger Funktionen die Uhr hat, desto länger hält ihr Akku. Manche einfache Uhren, mit denen du zum Beispiel nicht telefonieren kannst, musst du nur alle fünf Tage oder noch seltener aufladen. Die meisten Smartwatches wollen aber jeden Tag an die Steckdose – vor allem wenn du ständig deinen Puls im Blick hast.



Wie gut kann man damit schummeln?

In manchen Schulen, in denen Smartphones verboten sind, sind Smartwatches erlaubt. Weil sie so klein sind, kannst du sie auch im Unterricht am Arm behalten. Und vielleicht auch mal ganz schnell und heimlich auf eine Notiz gucken ...



Können sich die Eltern einmischen?

Auch bei Smartwatches können deine Eltern viel einstellen. Sie können zum Beispiel dafür sorgen, dass du keine unbekannten Telefonnummern anrufst. Oder sie aktivieren einen »Schulmodus«, sodass du die Uhr während des Unterrichts nicht benutzen kannst. Gleichzeitig können deine Eltern jederzeit sehen, wo du gerade bist, auch wenn du die Uhr gar nicht benutzt. Das ist praktisch für sie – aber ist das auch okay für dich?



Warum sind Erwachsene dagegen, dass Kinder eins haben? Auch Erwachsene finden es nicht richtig, wenn Eltern ihre Kinder mit einem Gerät überwachen. Sie sagen, es sei wichtig, dass Kinder mal ohne Erwachsene sein und nicht immer gleich Mama oder Papa anrufen können, wenn etwas schief läuft. Eine andere Kritik ist, dass eine Smartwatch dich ablenkt, wenn ständig Nachrichten aufpoppen oder du darauf Spiele spielst.



Bonuspunkt: Rekord

Einige Smartwatches haben schon wilde Abenteuer erlebt: Sie waren auf den höchsten Bergen oder tief unten im Meer! Extrem sportler nutzen ihre Uhren nämlich, um genau zu messen, wie hoch sie klettern oder wie tief sie tauchen – und so ihre Rekorde aufzustellen!

WIRTSCHAFT

Titelthema: Hält er das durch?



Es kommt selten vor, dass Gesetzentwürfe über das Schicksal einer Regierung entscheiden. Im Fall der Rentengesetzgebung könnte es nun so kommen. CDU, CSU und SPD haben sich auf eine Reform der gesetzlichen Alterssicherung verständigt, die das Rentenniveau stabilisieren würde. Eine Gruppe von jungen Unionsabgeordneten sieht darin aber eine Benachteiligung der jungen Generation und will dem geplanten Gesetz nicht zustimmen. Inzwischen haben sich weitere Parlamentarier den Rebellen angeschlossen. Damit würde der Regierung die Mehrheit fehlen, und der mühsam austarierte Kompromiss wäre gescheitert – mit unabsehbaren Folgen für die Koalition. Aber was steht eigentlich in dem Gesetz, und was folgt daraus für die Rente?

Das »Gesetz zur Stabilisierung des Rentenniveaus und zur vollständigen Gleichstellung der Kindererziehungszeiten« so lautet der offizielle Titel des Entwurfs – greift in die Mechanik der Rentengesetzgebung ein, um ein Absinken des Rentenniveaus zu verhindern. Im Moment liegt es bei 48 Prozent, das bedeutet: Die durchschnittliche Rente eines Ruheständlers, der 45 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt hat, beträgt 48 Prozent des durchschnittlichen Lohns eines Arbeitnehmers.

In der alternden Gesellschaft müssen künftig weniger Beitragszahler immer mehr Rentenempfänger finanzieren. Damit die Rentenkasse nicht in Schieflage gerät, enthält die Rentenformel einen

sogenannten Nachhaltigkeitsfaktor. Er sorgt dafür, dass das Rentenniveau nach und nach sinkt. Nach Prognosen der Regierung liegt es 2029 bei 47,3 und 2040 bei nur noch 45 Prozent des Lohns.

Die SPD hatte sich im Wahlkampf dafür ausgesprochen, dieses Niveau bis 2039 bei 48 Prozent festzuzurren. Der Union ging das zu weit. Man einigte sich schließlich auf eine zeitlich begrenzte Stabilisierung bis zum Jahr 2031. Im Koalitionsvertrag steht, die Regierung werde »das Rentenniveau bei 48 Prozent bis zum Jahr 2031 absichern« und die Mehrausgaben «mit Steuermitteln» ausgleichen. Das für diese sogenannte Haltelinie benötigte Geld würde also aus dem Bundeshaushalt an die Rentenkasse überwiesen.

Das bedeutet: Bis 2031 verbleibt das Rentenniveau bei 48 Prozent des Durchschnittseinkommens – was das für die einzelnen Rentner und Rentnerinnen in Euro und Cent bedeutet, hängt vom individuellen Verdienst und der Zahl der Beitragsjahre ab. In Regierungskreisen hat man aber eine erste Prognose für das Jahr 2031 erstellt, die die Auswirkungen aus Sicht eines Rentners anschaulichen: Demnach fällt eine monatliche Rente von 1.500 Euro rund 33 Euro höher aus, wenn sich die Regierungspläne durchsetzen.

Politisch umstritten ist nun, wie es danach weitergeht: Der Gesetzentwurf von Arbeitsministerin Bärbel Bas (SPD) sieht vor, dass ab 2031 die Haltelinie entfällt. Das Rentenniveau würde wieder allein durch die Rentenformel – die sich unter anderem am Verhältnis der Rentenbezieher zu den

Beitragszahlern orientiert – bestimmt werden. Es läge dann im Jahr 2035 bei 46,7 und im Jahr 2040 bei nur noch 46,0 Prozent.

Die Junge Gruppe in der Unionsfraktion argumentiert nun, dass die Regierung damit über den Koalitionsvertrag hinausgehe. Zwar würde das Rentenniveau nach 2031 sinken, aber eben ausgehend von dem durch die eingezogene Haltelinie erhöhten Niveau. So fielen die Renten dauerhaft höher aus als ohne Haltelinie. Die Junge Gruppe will daher ab 2032 die Rentenformel auf das Niveau anwenden, das sich ohne die aktuelle Reform bis 2031 ergeben hätte (nämlich 47 Prozent statt den 48 Prozent, die der Gesetzentwurf vorsieht).

Laut Berechnungen des Beratungsunternehmens Prognos für die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, einer Lobbyorganisation der Arbeitgeberverbände, macht der Unterschied bis 2040 etwa 142 Milliarden Euro aus, bis 2050 sogar 380 Milliarden Euro. Dieses Geld müssten die Steuerzahler oder – sofern die Summe über Beiträge finanziert wird – die Beitragszahler aufbringen.

Wichtig ist, und das geht in der politischen Debatte oft verloren: Die Absenkung des Rentenniveaus bedeutet nicht zwangsläufig, dass die Renten selbst sinken. Das liegt daran, dass das Rentenniveau eine relative Größe ist: Es beschreibt das Verhältnis der Rente zum Durchschnittslohn. Wenn die Löhne also stark genug steigen, dann bekommen die Rentner selbst bei einem niedrigeren Rentenniveau mehr Geld. Wenn die Änderungswünsche der jungen Unionsabgeordneten umge-

setzt würden, könnte dies jedoch rein theoretisch tatsächlich zu sinkenden Renten führen. Das geht jedenfalls aus den Berechnungen von Prognos her vor. Demnach ergäbe sich im Jahr 2032 ein Minus von 0,7 Prozent.

Rentenkürzungen sind allerdings gesetzlich verboten, was auch den Abgeordneten klar ist. »Sinkende Renten wollen wir nicht«, sagt Pascal Reddig, Vorsitzender der Jungen Gruppe in der Unionsfraktion, im Gespräch mit der ZEIT: »Es gibt mehrere Möglichkeiten, auch in Zukunft Rentenerhöhungen sicherzustellen und die Folgekosten des Gesetzentwurfs deutlich zu reduzieren.« Eine Möglichkeit wäre es, die Anpassung auf zwei Jahre zu verteilen. Oder so lange Nullrunden ohne Rentenerhöhung zu verordnen, bis das gewünschte Niveau erreicht ist. Der eingesparte Betrag würde sich so allerdings etwas verringern.

Gesetze werden in einer Regierung abgestimmt, bevor der Bundestag darüber entscheidet. Das ist auch in diesem Fall geschehen. Dabei gab es nach Angaben aus Teilnehmerkreisen keine Einwände gegen den Entwurf des SPD-geführten Arbeitsministeriums, denn alle Kabinettsmitglieder (also auch die der Union) stimmten. Das liegt womöglich auch daran, dass die Mechanik des aktuellen Gesetzes exakt dieselbe ist wie bei der vergangenen Einführung einer Haltelinie unter Angela Merkel im Jahr 2018. Auch damals wurde – wie heute – das erhöhte Niveau nach Auslaufen der Stabilisierungsmaßnahmen nicht gesenkt. Aus dieser Perspektive geht der Gesetzentwurf also nicht über den Koalitionsvertrag hinaus. Hinzu

kommt, dass eine Rentenkommission in den kommenden Monaten ohnehin eine umfassende Reform der Alterssicherung ausarbeiten soll. Dieser Gesetzentwurf ist also nicht das letzte Wort. Unter Paragraf 154, Absatz 3 steht: »Die Bundesregierung hat den gesetzgebenden Körperschaften im Jahr 2029 einen Bericht über die tatsächliche Entwicklung des Beitragssatzes und des Bundeszuschusses vorzulegen, um gegebenenfalls weitere Maßnahmen zu ergreifen.«

In der SPD im Lager von Friedrich Merz wird argumentiert, dass man dann die Frage der langfristigen Stabilität der Rentenfinanzen lösen werde. Der Jungen Gruppe der Union reicht diese Sicherung nicht. »Der Gesetzentwurf der Bundesregierung nimmt der Rentenkommission Handlungsspielräume, bevor diese überhaupt die Arbeit aufgenommen hat«, sagt Reddig.

Bislang hat Merz nur angeboten, dem Rentengesetz eine Art Begleitschreiben beizulegen, in dem die Koalition ihre Bereitschaft zu einer großen Rentenreform festhält. Das wäre rechtlich nicht bindend. Bei den Sozialdemokraten heißt es, man sei zu Reformen im Rahmen der Kommission bereit, nicht aber zu einer Änderung der Mechanik der Haltelinie. In diesen Tagen treffen sich die Rentenfachleute von Union und SPD, um einen Kompromiss zu suchen. Ob sie ihn finden? Die Beteiligten waren sich bei Redaktionsschluss nicht sicher.

Siehe auch Seite 22: Der Ökonom Axel Börsch-Supan erklärt, warum das deutsche Rentensystem besser ist als sein Ruf

Titelthema: Hält er das durch?

»Merz wollte ein Bundeskanzler für alle sein. Dieses Versprechen bricht er gerade«

Der Rentenexperte Axel Börsch-Supan kann den Aufstand der Jungen verstehen. Er sagt aber auch, die gesetzliche Rente ist besser als ihr Ruf

DIE ZEIT: Herr Börsch-Supan, junge Unionsabgeordnete blockieren das Rentenpaket im Bundestag und riskieren damit eine Regierungskrise. Ist das nicht etwas übertrieben?

Axel Börsch-Supan: Nein, die jungen Abgeordneten haben vollkommen recht. Wir stehen bei der Rente vor einer großen Herausforderung, und die Regierung macht das Gegenteil dessen, was sinnvoll wäre. Wenn bald die Babyboomer in Rente gehen, werden die Ausgaben der Rentenversicherung drastisch steigen, während die Einnahmen stark zurückgehen. Ohne das geplante Rentenpaket wären wir darauf gut vorbereitet gewesen.

ZEIT: Es gab aber doch schon vorher Warnungen, dass die Renten auf Dauer nicht finanzierbar sind.

Börsch-Supan: Eben deshalb hat bereits die Regierung von SPD-Kanzler Gerhard Schröder entschieden, dass sich die Jungen und die Alten die Kosten des demografischen Wandels teilen sollen. Dazu wurde 2005 der Nachhaltigkeitsfaktor eingeführt, der die Renten etwas weniger steigen lässt als die Löhne, aber immer noch mehr als die Inflation. Gleichzeitig legen dadurch die Rentenbeiträge der Jungen zwar weiter zu, aber nicht mehr ganz so stark.

ZEIT: Kanzlerin Angela Merkel hat diesen Nachhaltigkeitsfaktor allerdings in wirtschaftlich guten Zeiten ausgeschaltet.

Börsch-Supan: Ja, aber sie hatte das auf Ende dieses Jahres begrenzt. Die jetzige Bundesregierung will davon nichts mehr wissen und die Kosten vollständig den Jungen aufzürden. Das ist unfair.

ZEIT: Die Regierung will mit ihrem Rentenpaket das Rentenniveau bis 2031 stabil halten. Sie argumentiert, das schaffe Sicherheit.

Börsch-Supan: Aber doch nur für eine Gruppe: die der Rentnerinnen und Rentner. Die Jungen hingegen müssen mit steigenden Beiträgen und Steuerzuflüssen zur Rente rechnen – vermutlich ohne dass sie selbst im Alter davon etwas haben. Und dazu kommt noch: Vom stabilen Rentenniveau profitieren Besserverdiener aufgrund ihrer hohen Renten besonders stark. Friedrich Merz wollte ein Bundeskanzler für alle sein. Dieses Versprechen bricht er gerade.

ZEIT: Die Junge Union kritisiert vor allem die Folgekosten des Rentenpakets. Nach 2031 soll das Rentenniveau zwar sinken. Es würde aber dauerhaft einen Prozentpunkt höher liegen, als das nach den bisherigen Regeln vorgesehen war. Ist das nicht kleinkariert?

Börsch-Supan: Nein, denn das Vorgehen der Bundesregierung kostet Milliarden. Das ist eine enorme Mehrbelastung für die junge Generation.

ZEIT: Merz argumentiert anders. Er sagt: »Wenn man mit dem Auto irgendwo anhält und später weiterfährt, dann fährt man an der Stelle weiter, wo man angehalten hat, und nicht an der Stelle, wo man wäre, wenn man nicht angehalten hätte.« So sei es auch bei dieser Reform: Man müsste 2031 von dem dann gelösten Rentenniveau aus starten. Das klingt doch logisch.

Börsch-Supan: Ja, aber der Denkfehler liegt woanders. Stellen Sie sich vor, Sie wollen von München nach Frankfurt fahren. Alles gut. Was die Bundesregierung nun aber plant, ist, als würden Sie erst mal einen Umweg über Innsbruck machen. Natürlich müssen Sie dann von Innsbruck aus weiterfahren. Das Problem ist, dass Sie überhaupt diesen Umweg genommen haben.

ZEIT: Was würden Sie dem Bundeskanzler raten?

Börsch-Supan: Ich würde an seiner Stelle das Rentenniveau nur für Geringverdiener stabil halten. Denn diese Menschen bräuchten mehr Geld im Alter. Wer hingegen als Rentner schon jetzt finanziell gut dasteht, der kann und sollte an den Kosten des demografischen Wandels beteiligt werden. Und selbst dann wären die deutschen Rentnerinnen und Rentner im europäischen Vergleich noch sehr gut abgesichert.

ZEIT: Wie kommen Sie darauf?

Börsch-Supan: Für die Besserverdiener würden die Renten dann zwar weniger stark steigen als bislang. Die Inflation aber würde immer noch mehr als ausgeglichen. Das ist in kaum einem unserer Nachbarländer der Fall, weder in Frankreich noch in Dänemark oder den Niederlanden. Selbst in Österreich, das gern als Vorbild herangezogen wird, sind die Renten ans Preisniveau geknüpft.

ZEIT: Wärum tut sich die Regierung dann mit einer Lösung, wie Sie sie vorschlagen, so schwer?

Börsch-Supan: Die Leute denken, ein sinkendes Rentenniveau heißt, die Renten sinken. Das stimmt aber eben nicht. Sie steigen nur weniger stark als die Löhne. Der Begriff des Rentenniveaus führt in die Irre. Die Regierung wäre gut beraten, nicht mit solch abstrakten Fachbegriffen zu arbeiten, die viele falsch verstehen.

ZEIT: Mit dem Rentenpaket will Merz auch die sogenannte Mütterrente ausweiten. Ist das sinnvoll?

Börsch-Supan: Das klingt erst mal vernünftig. Schließlich sollen damit alle Mütter gleich viele Rentenpunkte für die Erziehung angerechnet bekommen, egal wann ihre Kinder geboren wurden. Bisher sind Mütter, deren Kinder vor 1992 auf die Welt gekommen sind, in dieser Hinsicht im Nachteil. Allerdings kostet diese Maßnahme fünf Milliarden Euro im Jahr. Und das müssen die Arbeit-



Fotos: Philipeus Nisch; Julia Steinweg (2)

Der Rentenexperte

Axel Börsch-Supan, 70, ist Direktor des Munich Research Institute for the Economics of Aging and Share Analyses, an dem er die Folgen des demografischen Wandels erforscht. Als Rentenexperte hat er neben der Bundesregierung die Weltbank beraten,



die EU-Kommission und die Welgesundheitsorganisation. Unter Kanzler Gerhard Schröder (SPD) saß er 2003 in der **Rürup-Kommission**, auf dessen Rat hin die Regierung den Nachhaltigkeitsfaktor eingeführt hat, um die Renten langfristig zu stabilisieren.

nehmer mit ihren Steuern bezahlen, also auch die jungen Familien. Man beseitigt eine Ungerechtigkeit und schafft eine neue. Davon halte ich nichts.

Zumal das den betroffenen Müttern im Rentenalter im Schnitt gerade einmal 20 Euro mehr im Monat bringen würde.

ZEIT: Wäre es nicht besser, wenn die Regierung gleich eine große Rentenreform anginge, statt sich in Details zu verkämpfen?

Börsch-Supan: Das wird Sie jetzt überraschen, aber ich glaube nicht, dass wir eine große Rentenreform brauchen.

ZEIT: Vielleicht denken Ökonomen das anders.

Börsch-Supan: Wir reden die gesetzliche Rente schlecht. Dafür, dass wir ein Land sind, das so schnell altert wie kaum ein anderes, sind wir sehr gut aufgestellt. Zumindest wären wir es, wenn die Regierung nicht mit ihrem aktuellen Rentenpaket massiv ins System eingreifen würde. Wenn wir also

– um im Sprachbild von Merz zu bleiben – nicht den Umweg über Innsbruck nehmen würden.

ZEIT: Andere Experten fürchten, dass die Beiträge und der Bundeszuschuss zur Rentenversicherung ohne grundlegende Reform in den nächsten Jahren stark steigen werden. Allein der Zuschuss aus Steuermitteln zur Rente macht schon heute ein Viertel des Bundeshaushalts aus.

Börsch-Supan: Ja, aber das ist schon seit Langem der Fall. Die Pläne der Regierung für ein festes Rentenniveau und die Mütterrente würden den Bundeszuschuss in den nächsten 25 Jahren hingenommen noch einmal fast verdoppeln.

ZEIT: Der Sachverständigenrat Wirtschaft sagt: Ohne grundlegende Reformen wie eine längere Lebensarbeitszeit und andere Hebel wird die Last der Jungen zu hoch. Liegen sie so falsch?

Börsch-Supan: Wir reden über verschiedene Zeiträume. Wir stimmen überein, dass wir eine grund-

legende Reform brauchen, die das Umlageverfahren der gesetzlichen Rente zum Beispiel durch mehr kapitalbasierte Betriebsrenten ergänzt. Aber es dauert mindestens 20 Jahre, bis genug Vermögen in Betriebsrenten aufgebaut ist. Wir sollten damit anfangen, sind aber für die nächsten beiden Jahrzehnte auf die Wirkung des Nachhaltigkeitsfaktors angewiesen, wenn wir die Beitrags- und Steuerlast halbwegs erträglich halten wollen.

ZEIT: Sie sagen, wir stehen gut da. In anderen Ländern fallen die Renten teils deutlich höher aus.

Börsch-Supan: Das liegt aber nicht am gesetzlichen Rentensystem, sondern an den Betriebsrenten dort. In den Niederlanden, Dänemark und Großbritannien sind sie verpflichtend. Hierzulande bieten in erster Linie große Unternehmen eine betriebliche Absicherung an. Kleine Firmen wie Handwerksbetriebe können sich das nicht leisten. An der Stelle könnten und sollten wir nachbessern. Wir könnten

zum Beispiel eine Betriebsrente für alle Bäcker in Deutschland oder alle kleinen und mittleren Unternehmen in einer Region einführen.

ZEIT: Die Bundesregierung will nun eine Kommission einsetzen, die Vorschläge für eine langfristige Reform machen soll. Was soll die leisten, wenn Sie sagen, wir brauchen keine große Reform?

Börsch-Supan: Es hat jedenfalls keinen Sinn, solch eine Kommission zu gründen, wenn man die Fahrt Richtung mit dem Rentenpaket längst festgelegt hat. Damit nimmt die Regierung den Experten jeglichen Spielraum. Sinnvoll wäre es, eine solche Kommission jetzt schnell einzusetzen und erst Entscheidungen zu treffen, wenn sie ihre Empfehlungen abgegeben hat. Das müsste auch nicht lange dauern, es liegen längst alle Vorschläge auf dem Tisch.

ZEIT: Einen Vorschlag macht Bundeswirtschaftsministerin Katharina Reiche. Sie sagt, wir müssten länger arbeiten.

Börsch-Supan: Perspektivisch sollten wir die Lebensarbeitszeit an die Lebenserwartung koppeln. Wenn jemand erwartbar länger lebt, sollte er ein bisschen mehr arbeiten müssen und ein bisschen mehr von der Rente haben. Das wäre nur fair.

ZEIT: Gleichzeitig aber hören die meisten weit vor ihrem gesetzlichen Rentenalter auf zu arbeiten, auch dank der Rente mit 63.

Börsch-Supan: Die gehört für mich abgeschafft. Gemeint ist damit, dass Menschen nach 45 Beitragsjahren ohne Abschläge vorzeitig in Rente gehen können. Das war mal bei 63 Jahren der Fall. Inzwischen sind wir bei 64,6 Jahren. Davon profitieren jedoch vor allem gesunde Gutverdiener. Denn nur sie können es sich leisten, früher in Rente zu gehen. Wer wenig verdient, nutzt diese Möglichkeit selten, weil seine Rente viel zu niedrig ausfällt. Das ist sozial nicht gerecht.

ZEIT: Es gibt viele, die sagen, sie schaffen es nicht, bis zum Renteneintrittsalter zu arbeiten.

Börsch-Supan: Wer dazu gesundheitlich nicht in der Lage ist, für den gibt es die Erwerbsminderungsrente.

ZEIT: Und wenn jemand nach 45 Beitragssjahren einfach nicht mehr arbeiten will?

Börsch-Supan: Auch das ist legitim, aber dann sollte man dafür Abschläge hinnehmen. Es ist keiner gezwungen, bis zum Renteneintrittsalter zu arbeiten.

ZEIT: Die Bundesregierung geht einen anderen Weg. Sie will eine Aktivrente einführen. Wer nach dem Renteneintrittsalter arbeitet, soll 2000 Euro im Monat steuerfrei verdienen können. Ist das ratsam?

Börsch-Supan: Angesichts des Fachkräftemangels ist es sinnvoll, die Arbeitsbeteiligung Älterer auszuweiten. Die Aktivrente aber ist sehr teuer. Besser wäre es, die Abschläge zu erhöhen, die Menschen hinnehmen müssen, wenn sie früher in Rente gehen wollen. Im Gegenzug könnte man die Rentenzuschläge für diejenigen erhöhen, die länger arbeiten als regulär vorgesehen. Das würde den Staat unter Strich nichts kosten, es würde aber für mehr Arbeitskräfte sorgen.

ZEIT: Ein weiteres Argument lautet: Man müsste die Beamten ins Rentensystem integrieren, dann sei die Rente gerettet. Ist das so einfach?

Börsch-Supan: Ich würde tatsächlich die Beamten in die gesetzliche Rentenversicherung aufnehmen. Dem System würde das zwar wenig bringen. Es würde sogar eher etwas mehr kosten, weil Beamte im Schnitt länger leben als normale Bürger. Für den sozialen Frieden und die gesellschaftliche Akzeptanz aber wäre das enorm wertvoll. Die gesetzliche Rentenversicherung ist eine so wichtige Institution für den Staat. Da ist es unverständlich, warum Beamte und übrigens auch Abgeordnete da nicht integriert sind. Zumal sich für sie wenig ändern müsste. Der Staat könnte ihnen zusätzlich eine Betriebsrente gewähren, sodass sie genauso gut abgesichert wären wie heute.

ZEIT: Und was ist mit den Selbstständigen?

Börsch-Supan: Da muss man unterscheiden. Wer als Architekt oder Ärztin in einem Versorgungswerk ist, ist gut abgesichert. Daran würde ich nicht rütteln. Anders ist das bei vielen Soloselbstständigen, die teils kaum fürs Alter vorsorgen können. Sie würde ich allein schon aus sozialpolitischen Gründen in die gesetzliche Rentenversicherung aufnehmen. Das wird zwar etwas kosten, ist aber günstiger, als ihnen im Alter Grundsicherung zu zahlen.

ZEIT: Sie sagen, die Politik sollte bei der Rente stärker auf die Jüngeren hören. Was passiert, wenn sie es nicht tut?

Börsch-Supan: Wo das hinführen kann, sehen wir in weniger entwickelten Ländern wie Mexiko, wo es zu massiven Protesten der jungen Generation kommt. Die Jugend hat lange alles hingenommen, auch hierzulande. Doch es gibt gerade eine Art Erwachen. Da kommt vieles zusammen. Neben der Rente ist da das maue Wirtschaftswachstum und der derzeit schlechte Arbeitsmarkt für Berufseinsteiger. Auch die Pandemie haben die meisten nicht vergessen, sie hat gerade den Jungen viel abverlangt. Die Politik wäre gut beraten, stärker auf ihre Belange einzugehen. Sonst könnten sich noch deutlich mehr den extremen Parteien zuwenden.

Das Gespräch führte Carla Neuhaus

Womit keiner rechnet

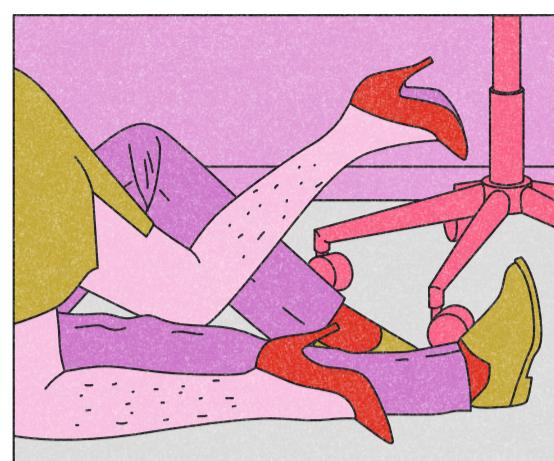


Illustration: Jelka Lerche für DIE ZEIT

Eine Affäre mit der Chefin kann sich für Angestellte finanziell mehr lohnen als die mit einem Chef

Romantische Beziehungen am Arbeitsplatz sind eine heikle Sache. Erst recht, wenn sie sich zwischen Vorgesetzten und Untergebenen abspielen. Im Sommer sorgte beispielsweise die Aufnahme einer Kiss-Cam bei einem Coldplay-Konzert in den USA für große Aufregung. Die Kamera zeigte den Vorstandschef der KI-Datenfirma Astronomer, der die Personalieiterin seines Unternehmens in den Armen hielt. Das Problem: Beide waren verheiratet – allerdings nicht miteinander. Das Video ging um die Welt. Astronomer bangte um sein Ansehen, wenig später waren beide ihren Job los.

Viele Affären am Arbeitsplatz ähneln diesem Muster: ein Chef, männlich, eine Mitarbeiterin,

weiblich. Welche ökonomischen Folgen das für die Betroffenen haben kann, zeigt nun eine Studie: Für Frauen führen Beziehungen zu ihren Vorgesetzten demnach eher zu finanziellen Nachteilen. Oft verlassen sie ihren Job und stehen noch Jahre später mit einem niedrigeren Einkommen da. Drehst man das Beziehungsmuster jedoch um – ein Mitarbeiter und seine Chefin – gibt es für den männlichen Untergesetzten offenbar nur Vorteile.

Ökonomen der University of Southern California haben dafür öffentliche Steuerunterlagen und Melderegister von Paaren aus Finnland ausgewertet. So ließ sich ermitteln, ob und wann diese zusammen wohnten und arbeiteten. So konnten sie nach-

verfolgen, wie sich Einkommen und Erwerbsverläufe mit Beginn einer Beziehung veränderten. Sie konnten auch zeigen, was finanziell nach einer Trennung passierte. Allein der zeitliche Zusammenhang legt nahe, dass das eine mit dem anderen zu tun hat.

Für Frauen steigt das Einkommen nach Beginn einer Beziehung um rund sechs Prozent. Nach einer Trennung folgt jedoch ein abrupter Einbruch. Viele, die mit ihrem Chef liiert waren, scheiden aus dem Unternehmen aus. Ihr Einkommen sinkt im ersten Jahr nach dem Beziehungsende um durchschnittlich 18 Prozent und fällt in den folgenden Jahren weiter.

Männer profitieren dagegen stärker von einer Beziehung zu einer Vorgesetzten. Auch das zeigt die

Studie, liefert aber keine Erklärung dafür. Ihr Einkommenvorteil liegt demnach viermal höher als der einer Vergleichsgruppe aus Männern, die Kolleginnen der gleichen Hierarchiestufe dateten. Im Fall einer Trennung bleiben sie zudem öfter im Unternehmen.

Der Haken scheint zu sein, dass bislang eher wenige Frauen in Führungspositionen zu finden sind. Paradox wäre zudem, wenn ausgerechnet ein Anstieg an Frauen in der Chefetage Männern zu mehr Aufstiegschancen und höheren Gehältern verhelfen würde.

Die Daten mögen aus Finnland kommen, doch Geschichten von Beziehungen am Arbeitsplatz sind universell. Laut einer Umfrage des Karriereportals Xing hatte fast jeder zweite Deutsche bereits eine Af-

färe am Arbeitsplatz – quer durch alle Hierarchiestufen. Manchmal entstehen daraus lange Beziehungen oder Ehen, ebenso oft aber auch Streitigkeiten zwischen Kollegen. Die Harmonie am Arbeitsplatz kann darunter leiden, zeigt die Studie. In Unternehmen, in denen solche Beziehungen vorkamen, sank die Loyalität der Mitarbeiter deutlich.

Das erklärt, warum viele Unternehmen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergesetzten kritisch sehen. Vor allem in den USA ist das so. Doch auch in Europa können Job-Romanzen schnell enden. Erst im Herbst feierte der Schweizer Lebensmittelkonzern Nestlé seinen Vorstandschef, weil dieser eine heimliche Affäre mit einer Mitarbeiterin hatte. ANTON PREUSS

ANALYSE

Jetzt droht ein Kryptowinter

Der Bitcoin hat gerade massiv an Wert verloren. Einmal mehr zeigt sich: Digitale Währungen bieten Anlegern keine Sicherheit

Das Jahr 2025 hätte das beste Jahr der Kryptowährungen werden können. Schließlich bezog Donald Trump, selbst dick im Geschäft mit Digital-Münzen, im Januar das Weiße Haus. Und es dauerte nicht lange, da schwächte seine Regierung die Finanzaufsicht, und der Kongress verabschiedete äußerst freundliche Regeln für die Branche. Vermögensverwalter und Großinvestoren entdeckten das digitale Geld, neue Fondsprodukte ermöglichen nun Kleinanlegern einen unkomplizierten Zugang zu Bitcoin. Damit schien wahr zu werden, was einige Analysten wagemutig prophezeiten hatten: dass die bekannteste digitale Währung noch 2025 den Rekordwert von 200.000 Dollar erreichen werde.

Von diesen Fantasien ist kurz vor dem Jahreswechsel nicht viel übrig, stattdessen droht ein Kryptowinter. Am Montag war ein Bitcoin gerade noch 90.000 Dollar wert, damit sind alle Kursteigerungen dieses Jahres verloren. Seit dem Rekord im Oktober, als ein Bitcoin 126.000 Dollar kostete, ist der Gesamtwert aller existierenden Bitcoins um 600 Milliarden Dollar gesunken. Insgesamt verlor die Kryptobranche in den vergangenen sechs Wochen mehr als 1,2 Billionen US-Dollar, wie CoinGecko, eine auf digitale Währungen spezialisierte Analysefirma, ermittelt hat.

Aber: Warum? Bei Bitcoin liegt eine mögliche Erklärung in der ursprünglichen Konzeption. Alle vier Jahre wird die Belohnung für das Mining neuer Blöcke, also die Schaffung eines neuen Bitcoins, um 50 Prozent reduziert. Es gibt also weniger Anreize für Schürfer, mit ihren Rechnern neue Bitcoins zu kräzern. Auf diese Weise soll das Wachstum des Angebots gebremst und der Wert stabilisiert werden.

Dabei stößt man auf ein wiederkehrendes Muster: Zunächst sorgt die Reduzierung der Schürf-Anreize für einen steigenden Kurs, der 400 bis 600 Tage später einen Höhepunkt erreicht. Danach geht es wieder runter. Im April 2024 wurde die Belohnung zuletzt halbiert. Der extreme Wert im Ok-

tober wurde offenbar von vielen Investoren als der Höhepunkt ausgemacht. Um Gewinne mitzunehmen, bevor der Kurs wieder fällt, verkauften sie – und sorgten möglicherweise so für den Absturz.

Das ist die eine mögliche Erklärung für den Wertverfall. Die andere hat mit der US-Notenbank zu tun. Viele Investoren hatten erwartet, dass diese in den kommenden Monaten die Leitzinsen rasch senken würde. Und niedrigere Zinsen machen sicherere, festverzinsliche Anlagen weniger rentabel und befeuern damit die Nachfrage nach spekulativen Anlagen – so auch Kryptogeld. Doch angesichts der wieder anziehenden Inflation in den USA signalisierten die Notenbanker zuletzt Zurückhaltung. Das macht risikoreichere Anlagen unattraktiver.

Von den äußeren Umständen abgesehen, fehlt den Kryptowährungen aber noch etwas ganz anderes: eine Geschichte, die schlüssig erklärt, warum Anleger digitale Währungen brauchen. Lange wurden sie als sicherer Hafen für Investoren beschrieben, als eine Anlage außerhalb des traditionellen Finanzmarktes, die von den Ausschlägen dort verschont bleibt. Das erwies sich jedoch immer wieder als teure Fehleinschätzung, zuletzt im April, als Donald Trump am Liberation Day seine Vergeltungszölle verkündete und Kryptowährungen genauso einen Crash erlebten wie Aktien und die meisten anderen Vermögenswerte.

Auch das Mär vom digitalen Gold, einem stabilen Wert in unruhigen Zeiten, hat sich abermals als Irrtum erwiesen. Denn eine Anlage, die anders als das echte Gold keine Beziehung zur realen Welt hat, verdankt ihren Wert ausschließlich dem, was Anleger ihr zuschreiben. Deshalb braucht das Kryptogeld zwingend eine Geschichte. Erst wenn die Anhänger von Bitcoin und Co. eine neue, überzeugende Erzählung haben – oder eine alte erfolgreich wiederbeleben –, werden die Kurse wieder steigen. Und erst dann kann das Krypto-Finanzmärkte fortgeschrieben werden.

HEIKE BUCHTER

ANZEIGE



Das neue  Wellendorff Power-Armband.

Das neue Wellendorff POWER-Armband.

Ein handwerkliches Meisterwerk, das nur drei Goldschmiede weltweit vollenden können. Für Dich und Deine POWER.

VIDEO





WAHRE WERTE

Wellendorff

Hören Sie den Podcast

Diese Woche geht es im Podcast **Ist das eine Blase?** um den Absturz des Immobilienmanagers René Benko
Jetzt anhören unter www.zeit.de/blase

Vom Feuersturm zur Finanzkrise

Es droht ein Crash, für den niemand gewappnet ist. Und wieder nähme er seinen Anfang auf dem Häusermarkt in den USA VON UWE JEAN HEUSER



Foto: Philip Cheung/NYT/Redux/Lif

Feuerwehrleute im Stadtteil Pacific Palisades Anfang 2025. Trotz Warnungen von Experten ließ sich die Katastrophe nicht verhindern

Der Sunset Boulevard in Los Angeles ist eine der Traumstraßen der Welt. Er führt an der Traumfabrik Hollywood vorbei zu den Traumhäusern von Pacific Palisades. So war es zumindest einmal. Heute fallen dort zunächst nur verkohlte Baumstämme auf. Dann ein Schild an der Einfahrt des Will Rogers State Park: »Closed for public safety« – aus Sicherheitsgründen geschlossen.

Die wahre Verwüstung zeigt sich bei diesem Besuch im August rechts von der Prachtstraße den Hügel hinauf. Haus um Haus: niedergebrannt. Nur die Fundamente sind noch zu sehen. Die Umrisse eines Pools. Der geschmolzene Ständer eines Basketballkorbs. In einem Hof hat ein Luxusportwagen vollkommen verstaubt überlebt. Block um Block, Straße um Straße geht das so weiter. Vor den wenigen nahezu intakten Häusern steht auf Schildern: »Valuables removed – nothing inside«. Alle Wertgegenstände haben wir mitgenommen, ihr Plünderer!

Im Januar dieses Jahres tötete die größte Feuerkatastrophe in der Geschichte von Los Angeles 30 Menschen, vernichtete mehr als 16.000 Gebäude und verursachte einen Schaden von bis zu einer Viertelbillion Dollar. Übrig ist ein riesiges Mahnmal für den Leichtsinn der Menschen, die in gefährdeten Gegenenden bauen. Und für Naturkatastrophen, die zuneh-

mend drastischer und öfter über sie herfallen. Monsterstürme wie vor einem Jahr der Hurricane Helene in Florida. Riesige Überschwemmungen wie 2024 in Südspanien oder 2021 im Ahratal. Und wenn der Klimawandel die Entwicklung weiter antreibt, droht eine gewaltige Finanzkrise.

Das Szenario geht kurz gesagt so: Nach einer Serie von Feuern, Stürmen und Überschwemmungen ziehen sich Versicherungen aus gefährdeten Regionen zurück. Weil sich Häuser nicht mehr versichern lassen, gibt es dafür auch keine neuen Hypothekenkredite mehr. Eigentümer müssen ihre Häuser verkaufen, die Preise verfallen, laufende Kredite werden nicht mehr bedient werden. Das bringt die Kreditbanken in Schieflage. Mit der Zeit kommen immer mehr Häuser unter den Hammer, weil die Gefahr durch das sich verändernde Klima nur weiter wächst. Irgendwann halten die Finanzmärkte das nicht mehr aus.

Von möglichen Crashes ist derzeit ohnehin oft die Rede: als Folge übertriebener Investitionen in künstliche Intelligenz, durch ausufernde Privatkredite, weil Hedgefonds mit Staatschulden spekulieren. Solche Krisen hätten ihrem Ursprung im Finanzsystem selbst.

Bei einem Klimacrash hingegen schlägt die Erderwärmung zurück auf jene Weltwirtschaft, die sie verursacht hat. Es ist vollkommen unklar, wie sich diese Krise beherrschen ließe.

Kaum jemand hat diese Sorge lauter in die Öffentlichkeit getragen als ein Österreicher,

der in München bei der Allianz arbeitet. Günther Thallinger, im Vorstand zuständig für die Milliardeninvestitions des Konzerns und die Nachhaltigkeit, postete Ende März auf dem sozialen Netzwerk LinkedIn eine Warnung, wie man sie aus der Vorstandsetage einer Finanzriesen noch nicht gelesen hatte. Die mit Klimagasen vollgepumpte Atmosphäre werde immer gefährlicher für unser aller Besitz. Häuser und Grundstücke, Straßen und Bahnstrecken, Häfen, Fabriken, Energiernetze: »Ganze Vermögensklassen werden entwertet«, schrieb der Manager. Bislang habe die Versicherungsindustrie solche Risiken abgesichert. Doch jetzt drohe sich der Planet dermaßen zu erwärmen, dass viele Gefahren unver sicherbar würden.

Es droht ein Teufelskreis aus steigenden Prämien, Schulden und Notverkäufen

Die Warnung aus München folgte auf das Desaster von Los Angeles. Doch L. A. ist für Thallinger fast überall. Von Australien über Asien bis ans Mittelmeer schlägt die Natur Kapriolen. Und Kosten wie bei der Flut im Ahratal ließen sich kaum noch stemmen, wenn solche Ereignisse wie erwartet viel häufiger werden.

Noch leidet die Allianz unter den zunehmenden Risiken nicht sonderlich. Bei wachsender Unsicherheit wächst ihr Geschäft, die Policien liefern in der Regel ein Jahr, sagt Thallinger, dann

könne man die Preise anpassen. »Und die Prämien ändern sich logisch mit der Entwicklung des Risikos. Solche Berechnungen können wir.«

Doch mit dem CO₂ in der Luft steigt dieses Risiko. Und die Frage sei, wie lange die Menschen es sich noch leisten können. Fast fünf Prozent ihres verfügbaren Einkommens gäben die Amerikaner durchschnittlich für die Versicherung ihrer Häuser aus, sagt der promovierte Mathematiker – »das kann auf zehn Prozent steigen. In Europa liegt der entsprechende Anteil aktuell zwar bislang niedriger, aber es ist mit einer ähnlichen Entwicklung zu rechnen, insbesondere an großen Flüssen und am Mittelmeer.« Manche Staaten versuchen, die Prämien durch Regularien und Subventionen im Zaum zu halten. Aus Sicht Thallingers ist das keine gute Idee, weil solche Länder die Gefahren nur verschleiern und sich irgendwann finanziell übernehmen: »Wir müssen die Klimaemissionen deckeln, nicht die Versicherungsprämien!«

Bloß deutet derzeit nichts auf eine schnelle Klimawende hin. Deshalb ist die Frage, wie zumindest die Folgen für den Finanzmarkt kontrollieren lassen. Intensiv wird das an der Universität von Kalifornien in Berkeley erforscht, wo die Natur sich ebenfalls bemerkbar macht. Mehrere Großfeuer aus den steilen Bergen haben den Ort gegenüber von San Francisco schon heimgesucht.

Ende August sind die meisten Studenten zurück für Herbstsemester, Umzugskisten stapeln sich vor den Wohnheimen, und Nancy Wallace läuft zu einem Café. Die Wirtschaftsprofessorin und Immobilienexpertin begann 1986 an der Haas Business School. Fünf Jahre später erlebte sie, wie ihr Haus oberhalb der Universität zusammen mit rund 3.000 anderen im großen Feuer von 1991 abbrennte. »Mehr als 30 Menschen starben auf der Straße, über die mein Mann und ich damals entkamen«, erzählt sie. Heute kämpft Wallace mit dem Mitteln einer Ökonomin gegen einen finanziell desaströsen Klimacrash. Das heißt für sie vor allem: Das wachsende Schadensrisiko durch die Natur braucht einen realistischen Preis.

Der große Testfall dafür ist Kalifornien. 40 Millionen Menschen leben in der für sich genommen viertgrößten und pro Einwohner reichsten Volkswirtschaft der Erde. Einfamilienhäuser kosten laut dem dortigen Maklerverband durchschnittlich umgerechnet 750.000 Euro. Sollten diese Preise aufgrund einer Katastrophenreise einbrechen, würde das die Finanzwelt erschüttern, weil für alle sichtbar würde: Die Immobilienwerte, diese Grundlage für einen Billionen schweren Kreidemarkt, werden brüchig.

Einer realistischen Risikobewertung steht in Kalifornien noch vieles entgegen. So wird das Feuerrisiko fast nur für größere Regionen berechnet, obwohl es von Straße zu Straße unterschiedlich hoch sein kann. Außerdem wurden Versicherungspreise bisher nur auf Grundlage von alten Schadensdaten ermittelt. »Doch die Feuer auslösenden Winde aus der Wüste von Nevada werden immer stärker und wärmer«, berichtet Nancy Wallace. Sie heizten küstennahe Canyons auf bis zu 65 Grad Celsius auf, heißer als je zuvor in hundert Jahren Aufzeichnungen. »Was nur einmal im Jahrhundert eintreten sollte, kommt nun viel öfter vor. Wir brauchen Preise auf Basis von lokalen Vorhersagen.«

Was ohne solche Preise geschieht, kann man am Beispiel des Versicherungsgiganten State Farm beobachten. Unter dem Eindruck von Milliardenverlusten durch die Brände von Los Angeles erlaubte die Aufsichtsbehörde dessen kalifornischer Tochterfirma im Mai, die Hausversicherungen um rund ein Fünftel zu verteuern.

Doch Verbraucherschützer wehren sich dagegen. »Wenn sie gewinnen, zieht sich State Farm aus Kalifornien zurück«, sagt Nancy Wallace. So wie andere große Versicherungen, die sich aus Gefahrenzonen verabschieden, weil sie mit den erlaubten Versicherungspreisen Verluste machen würden. Dann müssten laut Wallace viele Hausbesitzer auf die teure und schlechte gesicherte, staatlich initiierte Police namens Fair Plan zurückgreifen oder ganz verzichten. Doch die Versicherung gibt es aber auch keine Hypothek. So beginnt der Teufelskreis aus explodierenden Prämien, nicht bedienten Hauschulden und Zwangsvorverkäufen.

Gleichzeitig besteht wenig Anreiz für die Menschen, sich aus Gefahrenzonen zurückzuziehen. Wiederaufbauprogramme ermutigen betroffene Hausbesitzer, noch größere Häuser zu errichten. Die Allgemeinheit zahlt mit. Gerne dagegen arbeitet Nancy Wallace im Team mit Ingenieuren und Physikern an und entwickelt ein System der Gefahrenprognose, das auf Daten aus ganz Kalifornien basiert. Bei ihren Analysen sei eine am meisten gefährdete Region herausgekommen, sagt Wallace und macht eine dramatische Pause: »Pacific Palisades.«

Wallace plädiert zudem für Anreize, feuersicherer zu bauen und das Risiko für die Allgemeinheit zu verringern. Denn selbst die viertgrößte Volkswirtschaft könnte für das wachsende Risiko nicht aufkommen, das von den Versicherungen bis hin zu den Hypotheken ungeheure Geldsummen umfasst, sagt Wallace. Und die USA insgesamt auch nicht. Allein die beiden staatlich gestützten Hypothekenriesen Fannie Mae und Freddie Mac halten oder garantieren rund sieben Billionen Euro an Krediten. Nancy Wallace sagt: »Wir brauchen ehrliche Preise. Sonst werden die Märkte kollabieren.«

Wie schwer das Ringen um ehrliche Prämien ist, hat Dave Jones als kalifornischer Versicherungskommissar von 2011 bis 2018 erfahren. Der heutige Direktor der »Klimarisiko-Initiative« in Berkeley hat damals in einem globalen Forum Prinzipien für nachhaltige Versicherungen und ihre Regulierung entwickelt. Doch konservative Bundesstaaten hätten damit nichts zu tun haben wollen, erzählt er am Telefon. Zwölf von ihnen hätten ihm sogar eine Klage angedroht. Stattdessen würden viele Versicherer heute selektiv Policien für naturnahe Häuser nicht mehr erneuern. Dann werde es teuer für die Eigentümer, die Hauspreise müssten eigentlich fallen. »Noch aber achtet keiner darauf, weil der kalifornische Immobilienmarkt derzeit überhitzt ist. Es fehlen zwei Millionen Wohnheiten. Und die Kommunen wollen sowieso weiter bauen.«

Forscher rätseln noch, wie der Klimacrash genau ablaufen würde

Die Gefahr bleibt versteckt. Laut Studien führender US-Universitäten gehen in von Klimafolgen betroffenen Regionen viele Risiken auf den Staat über, und die Bürger bauen dort weiter. Bis Naturkatastrophen das System so weit aushöhlen, dass es für den Staat zu viel wird. Bis Versicherer pleitegehen und Hauseigentümer ihre Hypotheken nicht mehr bedienen können. Dann werde es »extrem schwierig für die Schuldenmärkte«, sagt Dave Jones. Der Ex-Kommissar glaubt nicht, dass es dafür einen abrupten Klimacrash braucht: »Wahrscheinlicher ist das fortgesetzte Abrutschen in den Abgrund.«

Kommt die Krise über Nacht oder schleichen? Das sei nicht klar, sagt Johannes Ströbel, deutschstämmiger Professor an der Business School der New York University, der die Finanzfolgen des Klimawandels erforscht. »Wir verstehen das Risiko nicht ganz – samt der Frage, wie man es managt.«

Die Krise könne sich aber so ähnlich übertragen wie bei der Weltfinanzkrise 2008: Damals wurde ebenfalls ein Risiko ignoriert, nämlich die schlechte Bonität ärmerer Hauseigentümer. Als die überzogenen Hauspreise fielen, flog der Wahnsinn dieser sogenannten Subprime-Kredite auf. Viele Eigentümer konnten ihre Schulden nicht bedienen, erste Hypothekenbanken gingen pleite. Doch da war es schon zu spät. Längst waren die meisten Kredite verbrieft, zu undurchsichtigen Finanzpapieren zusammengebunden und weltweit verkauft worden, sodass auch der deutsche Staat seinen Landesbanken helfen musste, die auf diesem Weg wertlose amerikanische Kredite erworben hatten.

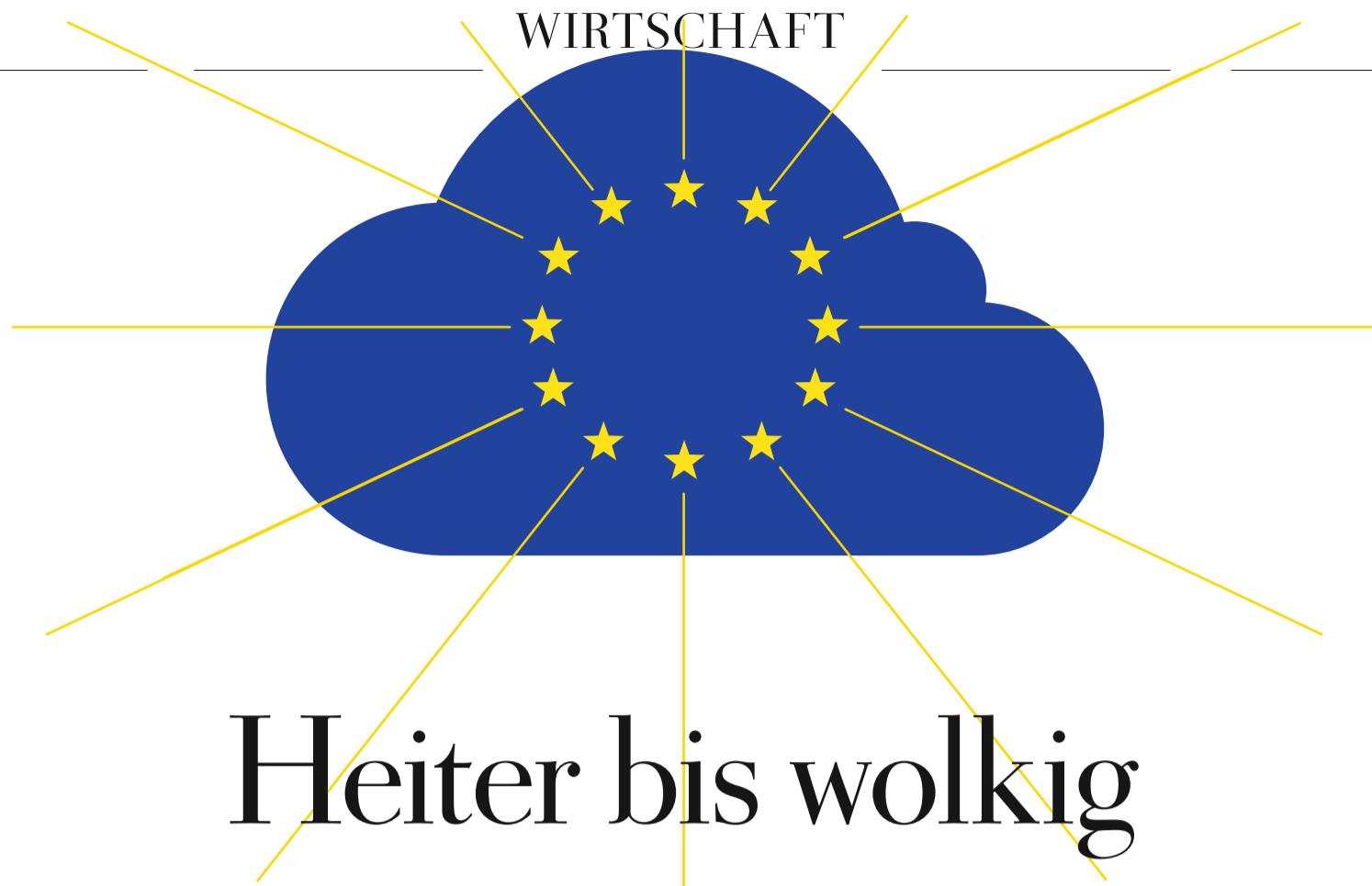
Folgt man Johannes Ströbel, ist es heute die Gefahr des Klimawandels, die nicht eingepreist ist. Insofern liege eine Überbewertung von Immobilien vor. Wenn die Investoren das Risiko irgendwann wahrnehmen, könne dies zu einer Anpassung führen, sagt der Professor. »Dann gibt es eine kollektive, schnelle Reaktion.«

Ihren Ausgang nähme diese Entwicklung wohl in den USA, wo geschätzte zehn Billionen Euro an Hypotheken verbrieft und damit handelbar sind. Dann folgte der Rest der Welt, wo Finanzinstitute diese Kreditpapiere halten und es zusätzlich mit den Klimafolgen in der eigenen Region aufnehmen müssen.

Ob diese Klimabombe im Finanzmarkt hochgeht, hängt für den Forscher von ungeklärten Fragen ab: Wird der Neubau in Gefahrenzonen eingedämmt? Werden Dämme gegen Überflutungen errichtet? Baut man feuerresistente Dächer? Weil das fraglich sei, könne man auch nicht sagen, um wie viel Immobilien zu hoch bewertet seien, sagt Ströbel. Doch die Überbewertung könnte jederzeit ins allgemeine Bewusstsein gelangen nach dem Motto: »Der Klimawandel macht uns ärmer und zerstört Kapital.«

Auf der Fahrt durch die Katastrophenregion von Pacific Palisades geht es die Hügel wieder hinunter in Richtung des Geschäftszentrums am Sunset Boulevard. Unterwegs sieht man an fast allen Grundstücken weitere Schilder. Einige Eigentümer wollen ihren Baugrund verkaufen. Einer hat ein trotziges Plakat aufgestellt, Aufschrift: »Palisades forever.«

Anderwohl stehen Schilder von Baufirmen. Und an zwei Stellen haben Arbeiter schon neue Konstruktionen aus dünnem, gepresstem Holz hochgezogen. Noch größer und brandbeschleuniger als zuvor.



Europa versucht, digital unabhängiger von den USA und China zu werden. Eine Idee: »Buy European« VON JOHANNA JÜRGENS UND MEIKE LAAFF

Es ist der Auftakt zu einer bemerkenswerten Woche für Europa, als Digitalminister Karsten Wildberger (CDU) am Montag bei Niesligen in einem Gewerbegebiet im brandenburgischen Lübbenau für die Kameras zur Schaufel greift. Wo einst ein Heizkraftwerk stand, will die Schwarz-Gruppe, zu der neben Lidl und Kaufland eine große Digitalsparte gehört, ein riesiges Rechenzentrum hochziehen. 100.000 KI-Chips werden hier einmal verbaut sein, elf Milliarden Euro soll das Ganze kosten.

Tags darauf geht es weiter in Berlin, als wolle Europa der Welt und ein wenig auch sich selbst zeigen, dass es sehr wohl eine digitale Weltmacht werden und mit den USA und China mithalten kann. Die EU kündigt an, ihre Digitalgesetze aufzuweichen, um die bürokratischen Hürden für Unternehmen abzubauen. Bundeskanzler Friedrich Merz und Frankreichs Präsident Emmanuel Macron beschwören beim Gipfel für digitale Souveränität eine größere Unabhängigkeit Europas von den USA und China.

Viel Rückenwind für die europäische Techindustrie. Aber es ist noch einiges zu tun, auch das wird an diesem Gipfeltag deutlich.

Etwa 900 Teilnehmer sind nach Berlin gereist, darunter Chefs europäischer Techkonzerne wie SAP und der Telekom sowie jene von kleineren Hoffnungsträgern wie dem französischen KI-Start-up Mistral oder Black Forest Labs aus dem Schwarzwald. Auch Henna Virkkunen ist da, die für technische Souveränität zuständige Vizepräsidentin der EU-Kommission.

Das Treffen soll nicht nur *»just another Gipfel«* sein. Merz und Macron wollen es als eine Art digitale Zeitenwende verstanden wissen. Europa soll endlich unabhängiger werden von Technologien aus dem Ausland; eigene Innovationen sollen den Europäern endlich Geld bringen, damit sie nicht Milliarden für Software und Rechenleistung an die USA zahlen müssen, und die Hegemonie von Big Tech damit noch stärken. »Wir sind nicht hier, um eine weitere Zeremonie abzuhalten«, sagt Wildberger bei seiner Eröffnungsrede. »Wir sind hier, um zu arbeiten.«

Die konkreten Arbeitsergebnisse des Gipfels: 18 Partnerschaften zwischen französischen und deutschen Unternehmen, alle drehen sich um die Entwicklung und Anwendung von künstlicher Intelligenz. SAP ist beteiligt, das Verteidigungs-Start-up Helsing, Frankreichs KI-Hoffnung Mistral, auch die Allianz und die Charité. 12 Milliarden Euro sollen die Investitionen laut Merz insgesamt umfassen.

KI gilt als Schlüsseltechnologie des 21. Jahrhunderts. Aber ein Großteil der besten Modelle kommt aus den USA oder Asien, genauso wie die Computerchips, mit denen sie laufen. Sogar in Europa stellen US-Konzerne wie Amazon, Google oder Microsoft meist die Rechenleistung bereit, die für KI-Anwendungen nötig ist – dazu die Datenspeicher, die es braucht, wenn Firmen und Behörden digital vernetzt arbeiten wollen. Bei einer Umfrage des Digitalverbands Bitkom sagten jüngst neun von zehn deutschen Unternehmen, sie seien abhängig von Technologien aus dem Ausland. Mehr als die Hälfte glaubt, sie könnten nur knapp ein Jahr überleben, wenn Dienstleistungen aus den USA oder China wegfielen.

Anlass zur Sorge gab es genug. Da war der Handelsstreit mit den USA, bei dem der Export von Software plötzlich Verhandlungsgegenstand wurde. Es gab die Ausfuhrstopps des chinesisch-niederländischen Chipherstellers Nexpria, die die deutsche Autoproduktion bedrohen. Ausfälle bei Cloud-Anbietern legten den Flugverkehr lahm. Und da war der Fall des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag: Nachdem US-Präsident Donald Trump Sanktionen gegen den dortigen Chefankläger verhängt hatte, funktionierte dessen E-Mail-Adresse plötzlich nicht mehr. Der Anbieter war Microsoft.

Also braucht es europäische Alternativen. Und auf dem Gipfel in Berlin haben Merz und Macron angekündigt, wie sie die hiesige Techindustrie unterstützen wollen. Weil kleine europäische Firmen Aufträge brauchen, um zu investieren, soll der Staat nach Merz' Willen »Ankerkunde« werden und »souveräne Arbeitsmittel« für die Verwaltung bei europäischen Firmen einkaufen. Wie zum Beispiel in Schleswig-Holstein: Dort setzt die Verwaltung nicht mehr auf Microsoft, sondern auf ein Softwarepaket aus Deutschland. In anderen Fällen hatte das nicht geklappt. Etwa bei der Bundeswehr, die ein Cloudsystem von SAP und Google nutzen will.

Allerdings ist nicht ganz klar, was Souveränität genau bedeutet. Reicht es, wenn die Daten in europäischen Rechenzentren liegen wie im Fall der Bundeswehr? Oder muss man sich ganz von US-Anbietern lösen, weil die US-Regierung sich sonst Zugriff auf kritische Daten verschaffen kann?

In einer Erklärung der EU-Mitgliedsstaaten zum Digitalgipfel heißt es, dass Souveränität nicht »Isolation oder Protektionismus« bedeutet. Aber, in dieser Hinsicht sind sich an diesem Dienstag alle einig: Unternehmen und Regierungen müssten sich im Zweifel gegen Anbieter aus China oder den USA entscheiden können. Deren Marktmacht erschwert das

oftmals, etwa im Cloud-Geschäft. Die europäischen Kartellbehörden sollen nun prüfen, ob diese Softwareanbieter strengeren Auflagen unterliegen sollen.

An anderer Stelle plant die EU-Kommission hingegen, deutlich weniger zu regulieren als bisher. Henna Virkkunen sagte am Dienstag, die EU dürfe nicht mehr nur regulieren, sie müsse auch Innovationen fördern. Deswegen will sie offenbar die Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) und ihre KI-Verordnung aufweichen, um die bürokratischen Hürden zu senken. Laut geleakten Dokumenten ist etwa geplant, dass Hochrisiko-KI erst ein Jahr später als geplant reguliert werden soll, also Anfang 2027. Zudem sollen KI-Modelle künftig mit personenbezogenen Daten trainiert werden dürfen.

Mehr als 120 zivilgesellschaftliche Organisationen kritisierten das Vorhaben allerdings als größten Rückschritt für digitale Grundrechte in der Geschichte der EU. Auch die Sozialdemokraten im EU-Parlament wollen die Gesetzesänderungen nicht durchwinken. Virkkunen betonte am Dienstag, Ziel sei nicht, die Sicherheitsstandards zu senken. Es gehe darum, ein zu komplexes und widersprüchliches Regelwerk zu vereinfachen. Allein für den Umgang mit Daten hat die EU derzeit noch neun verschiedene Gesetze.

Illustration: Lydia Spiegel/ZEIT-Grafik

ANZEIGE



Mercedes-Benz
Sprinter **eSprinter**

VOLLER ENERGIE. VOLLER KRAFT.

Mercedes-Benz hat den richtigen Antrieb.

Ob voll betankt oder frisch geladen, ob durch die Stadt oder über das Land:
Der Sprinter überzeugt mit beiden Antriebsvarianten. Jetzt von exklusiven Servicepaketen profitieren und attraktive Angebote für Geschäftskunden sichern.

Mit bis zu 9.000 € Preisvorteil¹



¹Die Höhe des gewährten Preisvorteils ist modellabhängig und wird vom Fahrzeugkaufpreis abgezogen.



330 Millionen Euro hat Klaus-Michael Kühne für die neue Oper in der HafenCity einkalkuliert, deren Entwurf so aussieht. Das dürfte aber kaum reichen



Der 88-Jährige, hier fotografiert in seinem Luxushotel The Fontenay, wurde mit den Logistikfirmen Kühne+Nagel und Hapag-Lloyd zum Multimilliardär

Ich hätte eine Oper für euch

Der drittreichste Deutsche war immer sparsam. Jetzt ist Klaus-Michael Kühne 88 Jahre alt und überhäuft seine Heimatstadt Hamburg mit Geld. Wir haben ihn gefragt, warum

VON MARC WIDMANN

Worum nur macht er das, fragen sich viele in diesen Tagen. Warum schenkt ein 88-jähriger Milliardär, der seit 50 Jahren in der Schweiz lebt und lange für seine Sparsamkeit berüchtigt war, seiner alten Heimatstadt Hamburg ein spektakuläres Opernhaus?

Um sich selbst ein Denkmal zu setzen, sagen die einen. Um sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, vermuten die anderen.

Klaus-Michael Kühne lacht, wenn man ihm diese Mutmaßungen schildert. »Also, ich brauch keine Denkmäler«, sagt er bei einem Treffen in seinem Hamburger Luxushotel The Fontenay im Sommer. Und ein schlechtes Gewissen? Das plagt ihn offenbar schon gar nicht. Kühne wirkt vielmehr wie ein Mann, der sehr mit seinen Entscheidungen im Reinen ist. Seine riskanten Wetten sind ja auch meist aufgegangen.

Kühne wettete auf die Globalisierung, als es sie noch gar nicht gab. Schon in den 1960er-Jahren begann er damit, die Spedition Kühne+Nagel, die er von seinem Vater Alfred übernommen hatte, zu internationalisieren, und eröffnete Standorte auf allen Kontinenten. Als die Globalisierung kam, waren Kühnes Leute schon da.

Er wettete auch auf die Schifffahrt, als er 2008 bei Deutschlands größter Reederei Hapag-Lloyd einstieg und sie vor dem Verkauf nach Asien rettete. Lange sah das nach einer schlechten Idee aus, die Verluste waren horrend. Doch die Coronapandemie führte plötzlich zu Lieferengpässen, woraufhin die Frachtpreise explodierten. Allein in den Jahren 2021 und 2022 zahlten seine Firmen insgesamt sieben Milliarden Euro Dividenden an Kühne aus.

So wurde er nicht nur der drittreichste Deutsche nach Lidl-Gründer Dieter Schwarz und Schraubenkönig Reinhold Würth, mit einem Vermögen von 36 Milliarden Dollar, wie das Magazin *Forbes* errechnete. Er ist nun auch ein Unternehmer mit dem Ruf, dass früher oder später zu Gold wird, was er anfasst. Die halbe Milliarde Euro, die er in den Immobilienräumen des Österreichers René Benko versenkte, fällt da nichts ins Gewicht.

Klaus-Michael Kühne ist einer der finanziell erfolgreichsten Unternehmer der deutschen Geschichte. Doch wofür der Mensch Kühne der Nachwelt in Erinnerung bleiben wird, entscheidet sich womöglich erst daran, was er hinterlässt und wie er mit der Vergangenheit seiner Familie umgeht.

Am Mittwoch vergangener Woche ist Kühne nicht persönlich dabei, als eine Jury in Hamburg darüber berät, welcher Architekt die von ihm zu bezahlende neue Oper bauen darf. Er verfolgt die Sitzung von seiner Hotelsuite im Fontenay aus, zugeschaltet per Video. Wenige Tage zuvor ist er wieder am Fuße operiert worden, eine Nervenkrankheit.

Der Rastlose, der zeitlebens ständig den Ort wechselt, kann sich seit Monaten kaum fortbewegen.

Anwesenden fällt aber noch etwas auf, das anders ist: Kühne habe nicht viel gesagt und nur zu gehört, als sie die fünf Entwürfe diskutierten, sagt Hamburgs Kultursenator Carsten Brosda, »er hat den anderen Raum gelassen«.

Sonst kennen Kühnes Mitarbeiter ihn vor allem als Bestimmer, der immer genau weiß, was zu tun ist. Der sich jedes Detail notiert, es in seinem eigenen Ordnungssystem abspeichert und sie zu ihrem Schrecken daran erinnert, dass sie ihm vor 28 Tagen zugesagt haben, in 30 Tagen eine Unterlage zu liefern. Also übermorgen. Er sei ein »zäher Kämpfer«, sagt Kühne über sich.

Doch seit einiger Zeit lässt er seinen Emotionen mehr Raum, die inzwischen vielfach bestimmen, wo er sich noch engagiert. Wobei Hamburg das Glück hat, in Kühnes Gefühlswelt viel Raum einzunehmen.

In der Schweiz ist Kühne nämlich nie so ganz heimisch geworden. Den kleinen und architektonisch eher schlichten Ort Schindellegi am Zürichsee, wo er nahe der Konzernzentrale von Kühne+Nagel wohnt, nennt Kühne einen »guten Standort«. Dort lebt er seit 1975, und natürlich liegt der Standortteil weniger am Seeblick als an den niedrigen Steuersätzen. Andererseits sagt Kühne: »Ich bin Hamburger und bleibe es auch. Wenn Sie wollen, ist das letztlich mein Heimatort.«

Dass er dem nun eine Oper schenkt, hat mit einer anderen Liebe zu tun. Seine Frau Christine lernte er erst spät bei einem Urlaub in der Schweiz kennen, er war 52, als sie heirateten. Er schreibt ihr Gedichte. Sie singt gern und begeisterte ihn für die Oper, die er seither auch liebt.

Anders verhält es sich mit dem in die Jahre gekommenen Operngebäude in Hamburg. Als der Generalmusikdirektor Kent Nagano Kühne vor Jahren fragte, ob er nicht ein neues Opernhaus bauen wolle, fand der die Idee reizvoll. Es folgten zähe Verhandlungen mit der Stadt, die die Vorbereitung des Grundstücks am Wasser bezahlt.

Um sich herum hat Kühne einen Kreis aus engen Beratern versammelt, von denen gleich mehrere einst Senatoren oder Manager in Hamburg waren. »Hamburg-Connection« nennen manche diesen Kreis. Einzelne daraus drängten Kühne früh dazu, die Oper sofort in Angriff zu nehmen, damit sich die Hamburger noch in vielen Jahren an ihn erinnern. Aber Kühne sagt: »Ich brauche keine Schmeicheleien und keine Liebesbezeugungen, ich möchte die Dinge von der

Sache her angehen und gute Beiträge leisten.« Tatsächlich soll die Oper auch nicht seinen Namen tragen. Nur falls Räume darin nach anderen Personen benannt werden sollen, behält er sich ein Vetorecht vor.

So betrachtet sucht Kühne nicht den Glanz in der Nachwelt. Er möchte aber zum Glänzen bringen, was ihm am Herzen liegt: die Oper und Hamburg. »Ich finde, dass man aus der Stadt mehr machen könnte«, sagt er. »Hamburg ist eine sehr schöne Stadt, sie ist aber ein bisschen eingeschlafen, wirtschaftlich nicht sehr bedeutend, dem Hafen geht es schlecht, auch in der Wissenschaft sind andere besser.« Der Senat setzt in Kühnes Augen »ein bisschen zu sehr auf Mittelmäßigkeit, nach dem Motto: Die Bürger sind zufrieden, warum sollen wir an den Zuständen viel ändern? Das ist eine Einstellung, die ich natürlich nicht teilen kann und sehr bedauere.« Nun will er dazu beitragen, »dass Hamburg ein bisschen aufwacht«.

»Hamburg ist eine sehr schöne Stadt, sie ist aber ein bisschen eingeschlafen«

Auch deshalb baut er also die neue Oper, die am Ende mehr kosten dürfte als die derzeit kalkulierten 330 Millionen Euro. Weitere 100 Millionen will er in den Elbtower investieren, damit dessen Gerippe am Stadteingang zu Ende gebaut werden kann nach dem Kollaps des Immobilienimperiums von René Benko. Obwohl er findet, »dass so ein Riesenturm das Stadtbild nicht harmonischer gestaltet, sondern eher stören wird. Und er bezahlt dem HSV, dessen Tore er schon als Junge bejubelte, mehrere Millionen im Jahr, nur damit die Arena weiterhin Volksparkstadion heißt.«

Für Kühne ist ein Leben ohne Arbeit und Projekte, die fertiggestellt sind, kaum vorstellbar. Er braucht die ständige Beschäftigung. Die Millarden, die ihm in der Pandemie zuflossen, hat er längst wieder investiert. Er kaufte sich damit unter anderem knapp 20 Prozent der Lufthansa. Und wie das bei Spontankaufen so ist, spielten dabei die Emotionen eine Rolle. Auch hier investierte er gewissermaßen in eine Heimat. Kühne ist der Airline als Stammkunde verbunden. Privatflugzeuge nutzt er nicht, »ich bin sehr sparsam«. Jetzt ist er der größte Lufthansa-Aktionär – und für den Vorstand eine Herausforderung: Er kritisiert nicht nur das Durcheinander an Marken im Konzern, sondern auch den Service und den teils zu geringen Abstand zwischen den Sitzen.

Kühne stieg auch noch beim Verkehrsunternehmen Flix ein und kaufte eine Menge Immobilien, weil seine Berater das empfahlen. Er interessiert sich aber nicht besonders für Gebäude.

Bei der Oper ist das anders. »Das ist ein Projekt, das mich besonders berührt«, sagt Kühne. Und eine Aufgabe. »Er will das Projekt vorantreiben und so viel wie möglich davon miterleben, das hält ihn motiviert«, sagt Wolfgang Peiner, einer seiner engen Berater und ehemaliger Hamburger Finanzsenator. »Aber es beschäftigt ihn nicht, ob die Leute in hundert Jahren noch an ihn denken.«

Klaus-Michael Kühne und seine Frau Christine haben keine Kinder, die sie beerben könnten, sie lernten sich zu spät kennen. »Das ist aber auch befriedigend«, sagt sein Schulfreund Michael Neumann, der selbst als einer der weltgrößten Kaffeehändler sehr erfolgreich wurde. »Er ist sich bewusst, dass es in acht von zehn deutschen Unternehmerfamilien Streit und Kampf gibt. Dagegen hat er die Freiheit, sich die Menschen der nächsten Generation frei auszusuchen.«

Kühnes Vermögen, all seine Firmenanteile sollen nach seinem Tod an die gemeinnützige Kühne-

Geschichte, auf die er keinen Einfluss hatte, die aber das öffentliche Bild von Kühne+Nagel in den vergangenen Jahren mit bestimmt hat und damit auch seines. Es geht um Vorwürfe, Kühnes Vermögen basiere auf Unrecht, das sein Vater und sein Onkel in der NS-Zeit begangen hätten.

Seit zehn Jahren sind diese Vorwürfe öffentlich bekannt, und seitdem versucht Kühne, sie von sich fernzuhalten, indem er so wenig wie möglich darüber spricht. Doch auch hier klingt er inzwischen etwas milder als früher. »Ich denke jetzt mehr über das Thema nach, auch angeregt durch, dass ich ständig dazu befragt werde«, sagt er. Um gleich nachzuschließen: »Ich habe immer nach vorne geblickt und mein Leben gelebt. Das hat mich geprägt und nicht die Vergangenheit.«

Seine Vorfahren transportierten mit Kühne+Nagel im Krieg nicht nur Rohstoffe, sondern auch im großen Stil die Möbel von deportierten Juden. Kühnes Vater Alfred und sein Onkel Werner traten im Mai 1933 in die NSDAP ein. Nur wenige Tage nachdem ihr jüdischer Miteigentümer Adolf Maass die Firma hatte verlassen müssen. Er wurde später in Auschwitz ermordet.

Klaus-Michael Kühne war zu Kriegsende sieben Jahre alt, kein Kritiker wirft ihm persönlich etwas vor. Barbara Maass ist die Enkelin von Adolf Maass, sie sagt: »Ich glaube, dass wir aus der Vergangenheit lernen können, aber dazu müssen wir wissen, was wirklich passiert ist.« Die 71-jährige frühere Stadtplanerin lebt in Montreal und ist gerade dabei, ihre Familiengeschichte zu erkunden. Sie glaubt, dass Kühne dazu beitragen könnte, Licht in die Vergangenheit zu bringen, beispielsweise indem er Forschungen zum Thema ermöglicht.

Wer mit Kühne über den Fall Maass spricht, der merkt, dass ihn das Thema berührt. »Bei uns zu Hause wurde nicht viel darüber gesprochen«, sagt er, »aber das ist eben auch verständlich, denn es war eine böse Zeit und eine peinliche Zeit, an die man sich nicht gerne zurückinnert.« Kühne erinnert sich aber daran, dass sein Vater immer sehr respektvoll von seinem tüchtigen Kollegen Maass gesprochen und dass ihn dessen Schicksal belastet habe. Der Vater habe auch davon erzählt, wie er einem jüdischen Wiener Geschäftspartner namens Alexander Floch empfahl, rechtzeitig in die USA auszuwandern und von dort aus für Kühne+Nagel zu arbeiten. »Mein Vater hat dazu gesagt, er habe ihm sozusagen das Leben gerettet«, sagt Kühne.

Womöglich gibt es für Historiker also doch noch einiges herauszufinden, obwohl Kühne seit Jahren immer wieder darauf verweist, dass das Firmenarchiv bei den Bombenangriffen im Krieg vernichtet worden sei. Seine neue Offenheit, sie könnte auch eine Ouvertüre sein.

www.zeit.de/vorgelesen

11.652.009.962 \$

Stand: 18. November, 19 Uhr



in Bitcoin will die US-Justiz mit einem Hack sichergestellt haben. Die Kryptoszene rätselft: wie?

VON THOMAS FISCHERMANN



Dem kambodschanischen Konzernchef Chen Zhi fehlen Bitcoins im Wert von 11 Milliarden Dollar, und es ist nicht ganz klar, wie das passieren konnte. Als gesichert gilt bloß, wo diese Bitcoins gerade wieder aufgetaucht sind: im US-Justizministerium (DOJ). Die Behörde hat bekannt gegeben, dass sie diese gigantische Menge der Kryptowährung von Chen beschlagnahmt habe – in der Gestalt von 127.271 Bitcoins – und dass sie dem 37-jährigen Kambodschaner Betrug, Geldwäsche und eine Litanei weiterer krimineller Vergehen vorhalte.

Wo Chen sich gerade befindet, sei aber nicht bekannt, und die Ermittler drücken sich auch auffällig um eine Erklärung herum, wie genau sie denn in den Besitz der Bitcoins gelangt seien. Die Affäre rüttelt im Augenblick die weltweite Krypto-Szene auf, wo nach einer Serie von Kurstürzen in den vergangenen Wochen ohnehin die Nerven blank liegen. Bedeutet die erfolgreiche Beschlagnahmung bei Chen, dass das digitale Geld doch nicht so sicher vor staatlichen Zugriffen ist, wie man immer geglaubt hat?

Chen Zhi ist nicht irgendein beliebiger Konzernchef, sondern, wenn man den Vorwürfen der Amerikaner folgt, ein finsterner Herrscher der kriminellen Unterwelt. Er leitet in Kambodscha die Prince Group (PHG), einen Mischkonzern mit besten Verbindungen in die Politik, der von Immobilien über Banking (»Prince Bank«) bis zu Hotels und Luftfahrt alles Mögliche macht.

Chen und PHG werden aber auch beschuldigt, hinter einem der entsetzlichsten Verbrechen der Welt zu stehen: den sogenannten Scamming-Zentren in Südostasien, in denen Hunderttausende verschleppter Menschen in Zwangsarbeit Betrugsgeschäfte ausführen müssen und andernfalls gefoltert, verstümmelt und getötet werden (ZEIT Nr. 18/25).

Sowohl PHG als auch Chen haben inzwischen umfangreiche Dementien veröffentlicht: Mit Verbrechen habe man nichts zu tun. PHG lehnt »kategorisch die Unterstellung ab, dass das Unternehmen selbst oder sein Vorsitzender Chen Zhi sich an rechtswidrigen Aktivitäten beteiligt hätten«, wie Anwälte des Unternehmens mitteilten. Sämtliche Vorwürfe seien unbegründet und unbewiesen, und sie hätten bloß das Ziel, »rechtswidrige Beschlagnahmungen von Milliardenvermögen zu rechtfertigen«. Chen Zhis Anwälte in den USA teilten mit, dass sie im Augenblick gemeinsam mit Kryptoexperten eine eigene Untersuchung begonnen hätten; die Anschuldigungen würden dann bald entkräftigt werden.

Dem entgegen steht inzwischen eine außergewöhnlich breite Allianz von Justizbehörden und Privatermittlern aus aller Welt, die die Sache eher so wie die US-Beamten sehen. Britische Behörden zum Beispiel fanden gerade reihenweise Vermögenswerte mit PHG-Verbindungen ein, darunter 19 Londoner Immobilien. PHG-Mitarbeiter stehen neuerdings auf den Sanktionslisten mehrerer Länder, die singapurische Polizei stellte kürzlich Jachten und Luxusspirituosen sicher, Taiwan nahm 25 Verdächtige fest, auch in Südkorea und Hongkong wurden Objekte durchsucht, und es wird gegen PHG-Leute ermittelt.

So weit sind das ganz normale Tätigkeiten durch Strafverfolgungsbehörden, bis auf eine: Wie kamen die Amerikaner an die 11 Milliarden Dollar in Bitcoin? Läge das Vermögen irgendwo als Bargeld oder auf Konten, müssten die USA um Rechtshilfe bei den entsprechenden Ländern bitten. Sie müssten begründen, warum sie es für die Erlöse aus kriminellen Aktivitäten halten.

Bei Kryptowährungen ist das anders: Sie werden in sogenannten Wallets abgelegt, digitalen Schatztruhen, zu denen weltweit immer derjenige Zugang hat, der einen geheimen, kryptografischen Schlüssel dafür besitzt. So ein Schlüssel hat die Form eines langen Buchstaben- und Zahlencodes, und offenbar sind die entsprechenden Schlüssel irgendwann in die Hände der Beamten gelangt. Die dann die Bitcoins in Wallets überwiesen, die sie selbst kontrollieren. Geschehen ist das vor einem Jahr, stillschweigend.

Herauszufinden, wie das möglich war, das ist gerade zu einer Art Hochleistungssport unter spezialisierten Analysefirmen geworden. Firmen wie Arkham Intelligence, Chainalysis und Elliptic liefern reihenweise Forschungsberichte mit möglichen Szenarien, und die US-Behörden heizen die Suche mit ungewöhnlich detaillierten Informationen an.

So gaben sie Mitte Oktober bekannt, dass der Unternehmenschef Chen sein Geld auf 25 Bitcoin-Adressen aufgeteilt habe, verwaltet mithilfe von Hardware-Wallets. Und nicht nur das: Weil solche Hardware-Wallets wiederum über Zugangscodes und Notfallschlüssel für die Wiederherstellung verfügen, habe er Fragmente dieser Schlüssel in einem aufwendigen System bei unterschiedlichen Personen

aufbewahrt. Auf dieser Basis lauten die gängigen Spekulationen jetzt: Konnten die USA mit fortgeschrittenen Hacker-Techniken an diese privaten Schlüssel kommen? Gab es Helfer im Unternehmen oder in der Familie? Wurden vielleicht die Hardware-Wallets physisch gestohlen und geknackt, was in anderen Fällen schon mal bei einigen Modellen mittels Stromstoßen funktioniert hatte? Konnte ein drahtloser Zugang zu diesen Kästchen hergestellt werden, um ihnen ihre Geheimnisse zu entreißen?

Seit der vergangenen Woche gibt es aber noch eine ganz andere Theorie. Sie stammt von einer der fähigsten Krypto-Analysegruppen überhaupt: der chinesischen Cybersicherheitsbehörde CVERC. Die Experten aus der Volksrepublik haben überraschend einen ausführlichen Report veröffentlicht, der die ganze Darstellung der US-Behörden auf den Kopf stellt. Demnach habe es die Beschlagnahme durch die US-Behörden in dieser Form gar nicht gegeben, zumindest nicht 2024 oder 2025. Das Spekulieren über Hardware-Wallets und Hightech-Ermittlungsverfahren wäre demnach reine Ablenkung.

Stattdessen habe es schon im Dezember 2020 einen riesigen Diebstahl von 127.272 Bitcoins gegeben, also einer nahezu identischen Summe. Davon habe bloß knapp fünf Jahre lang niemand erfahren. Die Bitcoins wurden damals von einem LuBian genannten Rechnerverbund entwendet, der Standorte in China und im Iran unterhielt und auf dem riesige Mengen Bitcoins geschürt und gelagert wurden. Niemand bestreitet, dass die Bitcoins, die damals entwendet wurden, wohl großteils der Prince Group gehörten. Unklar ist, wer die Einbrecher waren.

Die Chinesen behaupten: Es waren die US-Behörden selbst – oder sie haben zumindest wenig später den damaligen Hackern die gestohlenen Bitcoins entwendet. Wenn man überhaupt von einer »Beschlagnahme« durch die US-Behörden sprechen wolle, sei sie also schon damals passiert. Die Betreiber der LuBian-Plattform hätten noch 2021 und 2022 verzweifelt versucht, mit den Dieben zu verhandeln, aber keine Antwort bekommen. Erst jetzt sei das Ganze herausgekommen, und die Chinesen finden es bezeichnend, dass die Bitcoins nach dem Raubzug gut vier Jahre lang in den gleichen Wallets herumlagen: Jeder Cyberverbrecher hätte sie so schnell wie möglich gewaschen und zu Geld gemacht.

Wann also verlor Chen Zhi sein Geld? Macht das überhaupt einen Unterschied? Ja, aber vor allem politisch. Die chinesische Erzählung beschädigt das Ansehen der US-Ermittler und rückt diese selbst in die Nähe von Cyberverbrechern. Bei der Bekanntgabe des Berichts war viel vom »westlichen Cyber-Imperialismus« die Rede. Wenn sich Beweise für die chinesische Darstellung finden, könnte PHG sich sogar als Opfer eines US-Verbrechens darstellen.

Nach dem Rechtsverständnis der Amerikaner würde sich allerdings nicht allzu viel ändern. Sie müssen vor Gericht ohnehin nachweisen, dass das beschlagnahmte Vermögen aus kriminellen Aktivitäten der Prince Group stammte – egal, wann es beschlagnahmt wurde. Erst dann hätten sie eine Rechtsgrundlage dafür mit den Bitcoins bestohlene Trickbetrug-Opfer zu entschädigen. Und andere Banden, die ihre Beute in Kryptowährungen verschleiern wollen, in Angst und Schrecken zu versetzen.

Illustration: Jelka Leche/ZEIT-Grafik

ANZEIGE

Digitale Souveränität: Eine Zukunftsaufgabe für die öffentliche Verwaltung

Digitalisierung ist kein reines IT-Projekt, sondern eine strategische Notwendigkeit. Sie beeinflusst Prozesse, Abläufe und damit die Arbeit und den Alltag von Millionen von Menschen. Für Politik, Organisationen und die öffentliche Verwaltung ist sie eine Notwendigkeit zur Sicherung der eigenen Handlungsfähigkeit im digitalen Raum. Dabei steht der Souveränitätsgedanke an erster Stelle. Souveränität ist die Voraussetzung für eine unabhängige Gestaltung von Richtlinien und Prozessen, für den Schutz personenbezogener Daten und sensiblen Informationen. Kurz gesagt: Sie ist die Basis für das Vertrauen der Bevölkerung in staatliche und verwaltungstechnische Organe. Schwarz Digits bietet als starker Partner praxiserprobte und pragmatische Lösungen, um den Wandel hin zu einer bürgernahen, zuverlässigen und digitalen öffentlichen Verwaltung erfolgreich zu gestalten.

Souveränität als strategische Notwendigkeit

Digitale Souveränität bedeutet, Daten selbstbestimmt nutzen und frei von Einflüssen Dritter entscheiden zu können. Für die öffentliche Verwaltung und Organisationen der kritischen Infrastruktur, wie Sicherheits- und Versorgungsorgane, ist dies keine Option. Im Kern geht es um den Schutz sensibler Daten, das Vermeiden von Einflussnahme durch externe Akteure, Integrität und die Sicherstellung von Prozessabläufen. Daher sind die Anforderungen der öffentlichen Hand, was die Souveränität digitaler Lösungen angeht, tiefgreifend. Gleichzeitig reichen die Herausforderungen von striktem Datenschutz über komplexe gesetzliche Rahmenbedingungen bis hin zum wachsenden Druck, Effizienz zu steigern, Mitarbeitende zu entlasten und Bürgerservices zu beschleunigen.

Aus der Praxis für die Praxis: Customer Zero

Schwarz Digits überzeugt am Markt durch Lösungen, die im eigenen Ökosystem erprobt und eingesetzt werden. Durch ihre Herkunft aus dem Handel verstehen die Experten die Erfordernisse, täglich Bestleistungen zu erbringen. Die höchste Verfügbarkeit von Waren und Dienstleistungen und die Sicherheit der Kunden haben oberste Priorität. Aus der Notwendigkeit heraus, die hochsensiblen Geschäftsprozesse der Unternehmen der Schwarz Gruppe abzusichern, agiert Schwarz Digits souverän mit pragmatischen und zuverlässigen Lösungen am Markt.

Das Fundament: Die souveräne STACKIT Cloud

Für STACKIT ist digitale Souveränität kein Schlagwort, sondern ein klarer Anspruch. Die Cloud-Infrastrukturen bieten die Kontrolle darüber, wo die Daten liegen, wer sie speichert, verarbeitet oder löscht – und wie sie geschützt werden. STACKIT ist nicht nur DSGVO-konform, sondern geht weit darüber hinaus: Die Rechenzentren sind nach BSI-C5 getestet und ISO 27001 zertifiziert. Modernste Technologien schützen die gespeicherten Daten vor unautorisierten Zugriffen. Dies bietet einen immensen Mehrwert für den öffentlichen Sektor und Organisationen mit höchsten Compliance-Anforderungen.

Ein ganzheitliches Ökosystem für echte Souveränität

Schwarz Digits betrachtet Souveränität ganzheitlich. Aus dieser Motivation heraus entstand ein Ökosystem an zuverlässigen, leistungsstarken Lösungen:

1. Cybersecurity mit XM Cyber: XM Cyber, ein Unternehmen von Schwarz Digits, bietet eine proaktive Lösung im Bereich Cybersecurity. Statt nur auf Angriffe zu reagieren, simuliert die Plattform kontinuierlich Angriffspfade (Breach and Attack Simulation) und deckt Schwachstellen auf, bevor sie ausgenutzt werden können. Rund um die Uhr: 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche.

2. Sichere Kollaboration mit Workspace by STACKIT: Die öffentliche Verwaltung benötigt effiziente und sichere Tools zur Zusammenarbeit. Workspace by STACKIT ist die Lösung für die digitale Verwaltung: ein leistungsschwerer, digitaler Arbeitsplatz auf Basis von Google Workspace, abgesichert durch die europäische STACKIT Cloud. Die gemeinsame Lösung gewährleistet maximale Sicherheit und den Schutz Ihrer Daten, kombiniert mit innovativer Produktivität am digitalen Arbeitsplatz. Das Besondere daran: Durch clientseitige Verschlüsselung und Local Data Storage werden alle Nutzerdaten ausschließlich in deutschen Rechenzentren von STACKIT gespeichert. Damit wird die volle Kontrolle über alle Daten gewährleistet.

3. Spezialisierte Künstliche Intelligenz mit Aleph Alpha:

KI kann einen immensen Beitrag zur Effizienzsteigerung und Qualitätsverbesserung der öffentlichen Verwaltung leisten. Aleph Alpha bietet generative KI-Anwendungen mit leistungsstarken, spezialisierten Modellen. Richtig eingesetzt und auf die individuellen Bedürfnisse trainiert, unterstützen diese modernen Anwendungen die Beschleunigung von Prozessen und Verbesserung von Bürgerservices bei voller Datensouveränität.

Ihr Partner für die digitale Transformation

Schwarz Digits ist mehr als ein Technologielieferant. Sie sind ein leistungsstarker und verantwortungsvoller Partner, der die Herausforderungen der öffentlichen Verwaltung versteht und lösungsorientiert handelt. Klare Richtlinien für den Datenumgang, den Ausbau digitaler Kompetenzen und die proaktive Gestaltung der digitalen Transformation sorgen für Zuverlässigkeit in der Zusammenarbeit. Digitale Souveränität ist eine unverzichtbare Investition in die Legitimität und Effektivität moderner Politik und Organisationen.

Schwarz Digits. Digitale Souveränität für Europa.

schwarz-digits.de/branchenloesungen

Glück und Geld – das gezeichnete Interview

»Irgendwann muss jede Party enden«

Jean-Remy von Matt ist einer der erfolgreichsten Werber Deutschlands, seine Agentur Jung von Matt hat Slogans wie »Geiz ist geil« erfunden. Der 73-Jährige lebt in einer Fantasiewohnung in Berlin mit spektakulären Details wie einer handgefertigten 300.000 Euro teuren Treppe und einem Dach, das der ersten Form nachempfunden sei, die man als Mensch begehrte: der weiblichen Brust. Im Gespräch soll er zeichnen, wie sich wichtige Dimensionen seines Lebens entwickelt haben – sein Glück etwa, sein Geldvermögen.

DIE ZEIT: Herr von Matt, Sie haben ein Buch geschrieben, in dem Sie erzählen, wie Sie jene Kampagnen für Mercedes und den Autovermieter Sixt kreiert haben, mit denen man Ihre Agentur verbindet. Sie verraten aber auch viele private Details. Braucht es das, um sich ins Gespräch zu bringen?

Jean-Remy von Matt: Am Ende ist ein Buch über mein Leben, das eng mit Kreativität verbunden ist. Es beschreibt, was ich als Kreativer und auch als Mensch erlebt und erfahren habe. Ich freue mich, dass es ein Bestseller wurde, aber ich würde es gerne noch mal umschreiben.

ZEIT: Was missfällt Ihnen daran?

Von Matt: Es zieht sich durch mein Leben, dass ich mit Ergebnissen nie ganz zufrieden bin, sondern immer neue Aspekte finde, die man noch optimieren könnte. Schon als Kind habe ich Dinge, die ich gebaut habe, am nächsten Tag wieder umgebaut. Und das Motto unserer Agentur lautet: Wir bleiben unzufrieden.

ZEIT: Was ist wichtiger: beharrlich zu sein – oder kreativ?

Von Matt: Das ist kein Gegensatz. Kreativ zu sein ist wichtig, damit Neues überhaupt entsteht. Ab dann zählt Beharrlichkeit, um eine Idee oder eine Innovation wirklich ins Ziel zu bringen.

ZEIT: Um Ihr Buch bekannter zu machen, sind Sie sogar beim umstrittenen rechtsextremen Portal Nius aufgetreten. Dort haben Sie gesagt, die Parteien der Mitte würden schwärbeln. Eine Steillage für die Moderatoren.

Von Matt: Es ist nun mal die Natur der Mitte, dass man sich nach allen Seiten offen zeigen will. Deshalb wird dort auch mehr geschwärbelt. Und was Nius betrifft: Ich bin da etwas naiv hineingestolpert.

ZEIT: Aber Sie sind doch Mediaprofi.

Von Matt: Das war ich vielleicht mal, bin aber heute längst nicht mehr auf aktuellem Stand. Eine Moderatorin fragte an, ob ich im Frühstücksfernsehen mit ihr über mein Buch plaudern wolle. Als ich dann morgens dort ankam, war plötzlich alles anders, und ich fühlte mich für rechte Positionen instrumentalisiert. Um das etwas auszugleichen, fing ich an, die Linken-Politikerin Heidi Reichenbach zu loben.

ZEIT: Den Shitstorm gab es trotzdem. Sie haben sich dann auf dem Portal LinkedIn von Ihrem Auftritt distanziert. Obwohl Sie gern den Spruch aus Ihrem Familienwappen zitieren: Niemals rückwärts.

Von Matt: Ich bin überzeugt, dass es falsch ist, auf einen Shitstorm zu reagieren, weil man ihn mit jeder Einlassung befeuert. Hier gibt es nichts zu gewinnen. Distanziert habe ich mich dann dennoch, um Schaden von unserer Firma abzuwenden. Mit dem Ergebnis, dass es einen zweiten Shitstorm gab – diesmal von rechts. Aber solche Krisen sind aus meiner Sicht spannende Lebenserfahrungen.

ZEIT: Dann schwärmen Sie doch mal: Welche fallen Ihnen noch ein?

Von Matt: Die erste Krise hatten wir, kurz nachdem Holger Jung und ich 1991 Jung von Matt gegründet haben und Sixt absprang, unser Gründungskunde. Aber wir haben ihn nicht nur zurückgewonnen, sondern bis heute behalten. 2014 hat Mercedes seinen weltweiten Etat bei uns abgezogen, 250 Stellen standen deswegen auf der Kippe. Doch auch das haben wir mit Fleiß und Glück weggesteckt und sind gestärkt daraus hervorgegangen. Das schöne Gefühl danach war: Wir sind unkaputtbar.

Seine Glückskurve zeichnet von Matt als Linie, die erst mal einbricht. Der Tiefpunkt ist erreicht, als er ein strenges Klosterinternat besuchen muss.

ZEIT: Ihrer Glückskurve sieht man die Tiefschläge gar nicht an. Über Ihre Karriere hinweg steigt sie deutlich an. Kann Arbeit so glücklich machen?

Von Matt: Mich hat sie seit meinem ersten Arbeitsstag als Werbetexter am 1. März 1975 in Düsseldorf glücklich gemacht. Und von da an ging es langsam, aber stetig aufwärts.

ZEIT: Auch 2012 blieb sie stabil, obwohl da einige Ihrer Vorstände eine Konkurrenzfirma gründeten ...

Von Matt: Mit dem Kommen und Gehen von wichtigen Leuten muss man in unserer Branche leben. Dieser Fall war aber weder für unseren Geschäftserfolg noch für mein Glück besonders signifikant.

ZEIT: Anders als der Streit mit Ihrer dritten Ehefrau und Mutter Ihrer beiden Söhne, er formt in Ihrer Glückskurve ein Tal. Was hat Sie so belastet?

Von Matt: Der juristische Kampf um unsere Söhne hat mich an meine nervliche Belastungsgrenze geführt. Ich war in der Firma extrem eingespannt und sollte die Kinder plötzlich jeden Tag morgens bis in den Klassenraum bringen und dort mittags wieder abholen. An diese Zeit denke ich ungern zurück.

ZEIT: Ihre Familie ist sehr katholisch, Ihr Vater besaß eine theologische Buchhandlung. Sie muss-

ten auf eine Klosterschule, aber Sie haben das Abitur nicht geschafft. Haben Ihre Eltern versagt?

Von Matt: Die Klosterschule war ein klare Fehlentscheidung meiner Eltern, die meine Ausbildung komplett aus dem Takt gebracht hat. Ansonsten habe ich von ihnen mehr übernommen, als man denkt. Von meinem Vater Fleiß und Disziplin und von meiner Mutter die Freude an radikalen Lösungen. Und von beiden eine gewisse Bescheidenheit.

ZEIT: Bescheiden wirkt Ihr Penthouse nicht gerade.

Von Matt: Es ist vor allem freigeistig. Als meine Frau und ich es gestaltet haben, fühlten wir uns wie zwei Kinder im Sandkasten, die einfach schöne Dinge bauen wollen.

ZEIT: Von Natalie, Ihrer vierten Ehefrau, sind Sie inzwischen getrennt. Erlauben Sie die Frage: Sind Sie nicht nur beruflich, sondern auch privat ein Optimierer?

Von Matt: Da wurde leider gar nichts optimiert – von keiner der beiden Seiten. Es ist und bleibt

traurig, wenn man sich nach so langer Zeit trennt. Eine künstlerische Arbeit, die ich gerade in Hamburg ausstelle, trägt den Titel: *Make love not melt!*

Die Trennung von Natalie zeichnet von Matt als Knick in seiner Glückskurve, dank einer neuen Freundin erholt sie sich etwas. Von Matt möchte nun die Kurve seiner sexuellen Freiheit zeichnen. Bei jeder Trennung schlägt sie aus, während seiner Ehen verläuft sie nahe der Nulllinie.

ZEIT: Warum ist Ihnen diese Kurve so wichtig?

Von Matt: Nur deshalb, weil diese Grafik auch Spaß machen soll. Aber zum Thema: Sexuelle Freiheit ist überbewertet, ich habe mir nie etwas draus gemacht. Die langweiligsten Sex-Erlebnisse meines Lebens waren One-Night-Stands. Entweder war man zu betrunken oder zu gehemmt. Erfüllung findet man aus meiner Sicht nur in der Vertrautheit einer Ehe oder einer langfristigen Beziehung.

ZEIT: In Ihrem Buch kommen Worte wie Glück oder glücklich nur 13-mal vor, Geld aber 21-mal ...

Von Matt: Ich habe wenig Lust, über Geld zu reden, dann lieber weiter über Sex.

ZEIT: Ehrlich nicht? Als Unternehmer konnten Sie selbst festlegen, was Sie sich ausschütten.

Von Matt: Finanzielle Ziele hatten wir nie, wir wollten einfach nur die Besten sein. Natürlich hatten wir die Zuversicht, dass man dabei nicht leer ausgeht. Wichtig war uns vor allem, dass wir unabhängig bleiben können, ohne uns zu verschulden oder Anteile zu verkaufen. Übernahmangebote haben uns nie interessiert.

Seine Geldkurve malt von Matt als Linie, die mit etwa 14 beginnt: Taschengeld. Erst seine Karriere als Werber und seine Firma lassen sein Vermögen wachsen, 2012 kommt die Erbschaft der Eltern hinzu. 2018 verlässt von Matt seine Agentur, die Kurve stagniert.

ZEIT: Macht es nicht Spaß, Millionär zu sein?

Von Matt: Geldkurven steigen auch dadurch an, dass man sparsam ist und nicht durchdreht. Für meine Kunstprojekte gebe ich gerne Geld aus, aber klassischer Luxus wie Uhren ist mir völlig fremd.

ZEIT: Geld ausgeben ist aber schon geil als Geiz?

Von Matt: Dass ich immer wieder mit dem Slogan »Geiz ist geil« verbunden werde, stört mich schon. Der ist weder meine Lebensleistung noch mein Lebensmotto, auch wenn ich wie gesagt sparsam bin.

ZEIT: Eine Treppe für 300.000 Euro ist sparsam?

Von Matt: Diese Treppe ist ein Kunstwerk. Ich benutze sie täglich etwa 20-mal, immer mit einer Mischung aus Faszination und Demut. Also eine super Investition. Ansonsten reise ich grundsätzlich zweiter Klasse und übernachte für 90 Euro pro Nacht.

ZEIT: Ihre Agentur hat immer wieder Slogans entwickelt, die es in den Volksmund geschafft haben. Wie viel haben Sie für einen wie »Geiz ist geil« oder »3-2-1 meine eigentliche bekommen?«

Von Matt: Egal was wir dafür bekommen haben, es war sicher zu wenig. Ein starker Slogan hat eine enorme Nachhaltigkeit und kann Jahrzehnte wirken. Insgesamt wird Kreativität zu schlecht bezahlt.

ZEIT: Weil Agenturen einfallslos geworden sind?

Von Matt: Nein, weil es immer weniger Auftraggeber gibt, die an ihren Mehrwert glauben. Der Mut, für eine gute Kampagne auch mal Kritik zu riskieren, ist selten geworden. Die Angst vor einem Shitstorm ist allgegenwärtig.

ZEIT: In Ihrem Buch distanzieren Sie sich selbst von einem Plakat, auf dem Sie als Bettler verkleidet für günstige Mietwagen werben ...

Von Matt: Vor über 20 Jahren, als es erschien, hat das Motiv alle begeistert. Heute muss man es aber als respektlos einstufen.

ZEIT: Warum hat sich Ihre Sicht geändert?

Von Matt: Einerseits hat sich die Befindlichkeit der Menschen verändert. Aber auch ich sehe solche Dinge heute anders: Hinter unserem Haus wohnte ein Obdachloser, den ich als nutzlosen, trinkenden Störenfried erlebte – bis ich ihn kennenlernte. Andrej war ein sympathischer und interessanter Mensch, der in seinem Leben einfach anders abgebogen ist als ich. Ich habe ihm dann ab und an etwas Geld gegeben, aber eines Tages war er einfach weg. Gestorben. Mit 52.

Von Matt möchte noch zwei andere Arten von Vermögen abbilden: Sein Schwermögen und sein Hörvermögen, es bricht etwa 2018 ein: Tinnitus.

ZEIT: Was macht das mit Ihnen?

Von Matt: Etwas zu verlieren, ist grundsätzlich unangenehm. In gewisser Weise wurde mir dadurch auch meine Vergänglichkeit bewusst. Aber ich tröste mich damit, dass mein Schwermögen auch mit 73 noch sehr hoch ist. Vor Kurzem war ich bei Mediamarkt, und eine halb so alte Kassiererin bat mich, auf dem Kassenbon etwas Kleingedrucktes vorzulesen. Ich war so stolz!

Als letzte Linie ergänzt er eine Gerade, die kontinuierlich fällt und 2036 die Nulllinie schneiden dürfte. Sie zeigt seine verbleibende Lebenserwartung. Seit Jahren beschäftigt sich von Matt damit. Auf einem Regal stehen Skulpturen, die er gefertigt hat. Manche zeigen auf einem Bildschirm eine ablaufende Sanduhr. Daneben seine Carpe-Vitam-Uhren: Auf der Rückseite mahnt ein Spruch, das Beste aus dem Leben zu machen. Vorne zeigt ein Display, wie viele Sekunden bei normaler Lebenserwartung noch bleiben.

ZEIT: Wie viel Bonuszeit würden Sie sich gern einstellen?

Von Matt: Minus drei Jahre.

ZEIT: Warum das denn?

Von Matt: Weil ich keinen Sinn darin erkenne, dass wir Menschen so alt werden wollen wie Schildkröten. Ich jedenfalls will das nicht. Irgendwann muss jede Party enden.

ZEIT: Wenn Sie auf Ihre Carpe-Vitam-Uhr schauen, denken Sie also: Oje, so viel ist noch übrig?

Von Matt: Nein, das nur auch wieder nicht. Die Uhren sind ein Konzeptkunstprojekt von mir und mahnen, die Zeit, die einem bleibt, gut zu nutzen. Also zum Beispiel nicht in langweiligen Jobs oder toxischen Beziehungen zu vertrödeln. Und in der Sanduhr-Version verschwinden Begriffe wie große Träume und Enthusiasmus mit den Jahren im Sand, während Begriffe wie Unabhängigkeit und Weisheit auftauchen.

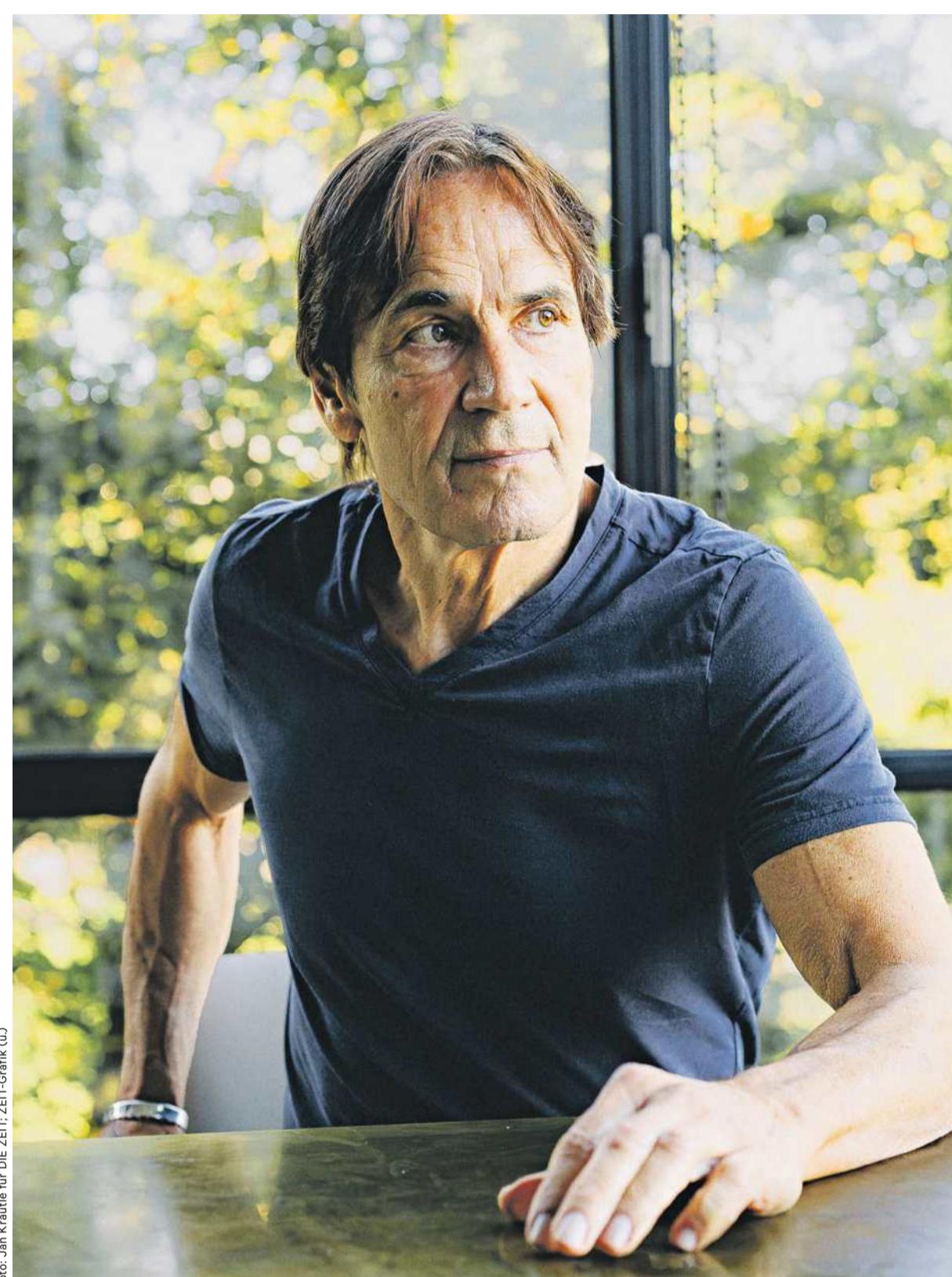
ZEIT: Sie haben dem Spiegel kürzlich verraten, was mal auf Ihrem Grabstein stehen soll: »Danke für alles, man sieht sich.« Zwei Floskeln – vom bekanntesten Werber des Landes?

Von Matt: Danke für alles! finde ich immer noch richtig, weil ich wirklich dankbar für mein Leben sein kann. Auch den Menschen gegenüber, die mein Grab besuchen würden. Über den zweiten Satz denke ich noch mal nach.

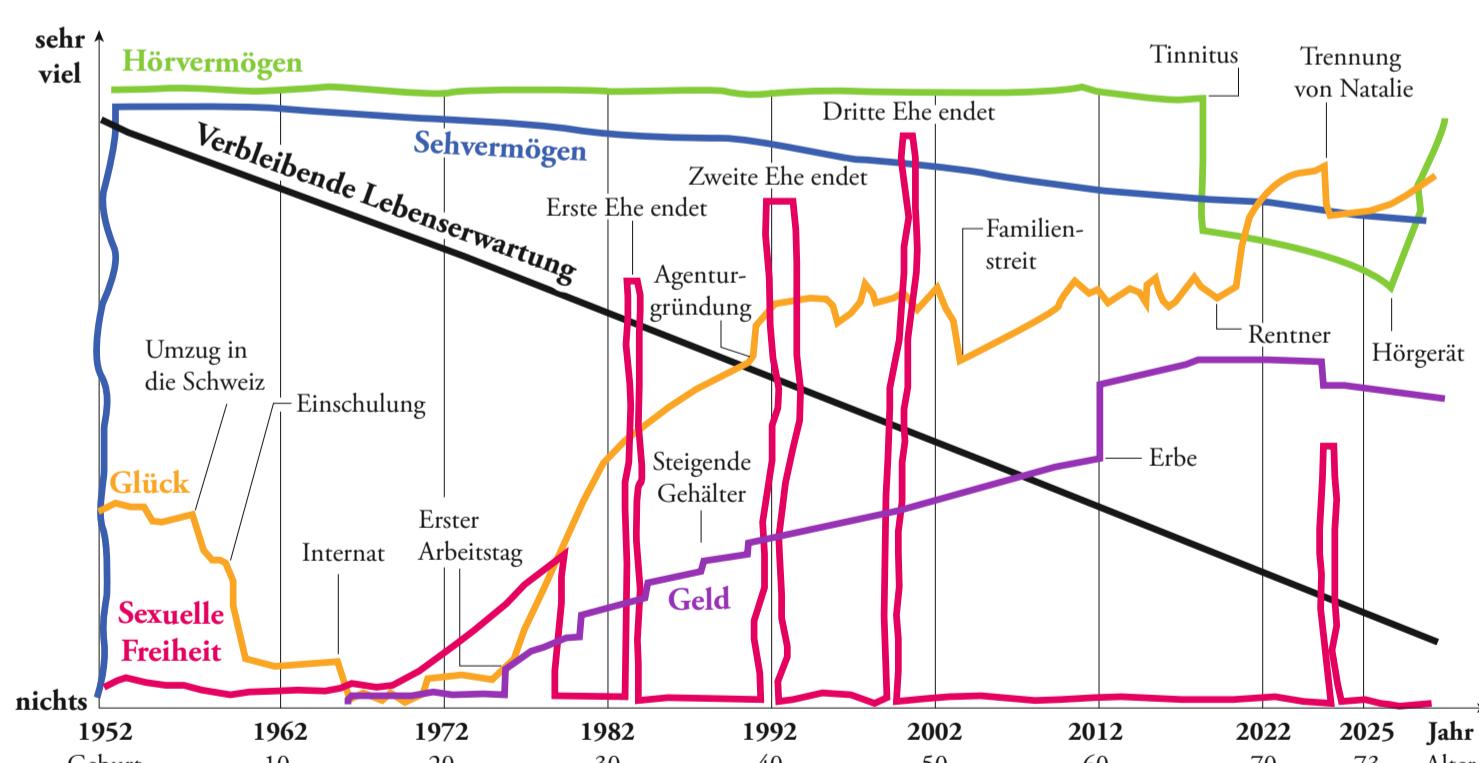
ZEIT: Was sehen Sie, wenn Sie auf die Linien schauen, die Sie gezeichnet haben?

Von Matt: Einiges sinkt, anderes steigt. Das sieht doch nach einem gut ausbalancierten Leben aus.

Das Gespräch führte Jens Tönnesmann



Jean-Remy von Matt, 73, in seiner Berliner Wohnung. So zeichnete er dort seine Lebenslinien:



ten auf eine Klosterschule, aber Sie haben das Abitur nicht geschafft. Haben Ihre Eltern versagt?

Von Matt: Die Klosterschule war ein klare Fehlentscheidung meiner Eltern, die meine Ausbildung komplett aus dem Takt gebracht hat. Ansonsten habe ich von ihnen mehr übernommen, als man denkt. Von meinem Vater Fleiß und Disziplin und von meiner Mutter die Freude an radikalen Lösungen. Und von beiden eine gewisse Bescheidenheit.

ZEIT: Bescheiden wirkt Ihr Penthouse nicht gerade.

Von Matt: Es ist vor allem freigeistig. Als meine Frau und ich es gestaltet haben, fühlten wir uns wie zwei Kinder im Sandkasten, die einfach schöne Dinge bauen wollen.

ZEIT: Von Natalie, Ihrer vierten Ehefrau, sind Sie inzwischen getrennt. Erlauben Sie die Frage: Sind Sie nicht nur beruflich, sondern auch privat ein Optimierer?

Von Matt: Da wurde leider gar nichts optimiert – von keiner der beiden Seiten. Es ist und bleibt

traurig, wenn man sich nach so langer Zeit trennt. Eine künstlerische Arbeit, die ich gerade in Hamburg ausstelle, trägt den Titel: *Make love not melt!*

Die Trennung von Natalie zeichnet von Matt als Knick in seiner Glückskurve, dank einer neuen Freundin erholt sie sich etwas. Von Matt möchte nun die Kurve seiner sexuellen Freiheit zeichnen. Bei jeder Trennung schlägt sie aus, während seiner Ehen verläuft sie nahe der Nulllinie.

ZEIT: Warum ist Ihnen diese Kurve so wichtig?

Von Matt: Nur deshalb, weil diese Grafik auch Spaß machen soll. Aber zum Thema: Sexuelle Freiheit ist überbewertet, ich habe mir nie etwas draus gemacht. Die langweiligsten Sex-Erlebnisse meines Lebens waren One-Night-Stands. Entweder war man zu betrunken oder zu gehemmt. Erfüllung findet man aus meiner Sicht nur in der Vertrautheit einer Ehe oder einer langfristigen Beziehung.

ZEIT: In Ihrem Buch kommen Worte wie Glück oder glücklich nur 13-mal vor, Geld aber 21-mal ...

Von Matt: Ich habe wenig Lust, über Geld zu reden, dann lieber weiter über Sex.

ZEIT: Ehrlich nicht? Als Unternehmer konnten Sie selbst festlegen, was Sie sich ausschütten.

Von Matt: Finanzielle Ziele hatten wir nie, wir wollten einfach nur die Besten sein. Natürlich hatten wir die Zuversicht, dass man dabei nicht leer ausgeht. Wichtig war uns vor allem, dass wir unabhängig bleiben können, ohne uns zu verschulden oder Anteile zu verkaufen. Übernahmangebote haben uns nie interessiert.

Seine Geldkurve malt von Matt als Linie, die mit etwa 14 beginnt: Taschengeld. Erst seine Karriere als Werber und seine Firma lassen sein Vermögen wachsen, 2012 kommt die Erbschaft der Eltern hinzu. 2018 verlässt von Matt seine Agentur, die Kurve stagniert.

Wie schwanken Vermögen und Zuf

Andrea Nahles,
Vorstandsvorsitzende und IT-Vorstand
der Bundesagentur für Arbeit

DIGITAL SOUVERÄN

„Digital souveräne Technologien sorgen dafür, dass
unsere Verwaltung auch künftig sicher und unabhängig
bleibt. Für eine moderne, kundenfreundliche Verwaltung.“



Bundesagentur
für Arbeit

Als Schwarz Digits sind wir überzeugt: Erfolgreiche Unternehmen müssen digital sicher und unabhängig agieren. Dazu tragen unter anderem unsere souveränen Lösungen bei. Wir freuen uns, dass die Bundesagentur für Arbeit in ihrer Multicloud-Strategie auch auf unsere souveräne STACKIT Cloud, zuverlässige Cybersecurity-Lösung von XM Cyber und die Künstliche Intelligenz von Aleph Alpha vertraut.

Gefangene der Bahn

Warum dauert es oft so lange, Fahrgäste aus feststeckenden Zügen zu befreien? Eine Recherche VON JONAS SCHULZE PALS

Man muss nicht lange nach den Schlagzeilen suchen: «Boah, Bahn! Fahrgäste 3 Stunden in Pannen-IC gefangen» titelte die *Bild-Zeitung* Ende Oktober. Wegen eines technischen Defekts war der Zug, unterwegs von Dresden nach Hannover, in der niedersächsischen Provinz bei Helmstadt liegen geblieben. Zwischendurch fiel sogar der Strom komplett aus, weshalb die etwa 200 Passagiere vorübergehend im Dunkeln saßen. Erst kurz vor Mitternacht konnten sie befreit werden.

Zwei Monate zuvor, im *Münchener Merkur*: »ICE kracht in Stromleitung: Hunderte Fahrgäste stundenlang bei Sommerhitze in Zug gefangen.« Diesmal traf es die Passagiere auf der kurzen Strecke zwischen Köln-Mülheim und Messe/Deutz. Bei Außentemperaturen von fast 30 Grad und ausgefallener Klimaanlage dauerte es vier Stunden, bis alle den Zug verlassen konnten. Eine Person musste anschließend mit Kreislaufproblemen ins Krankenhaus.

Nun könnte man sagen, dass es sich um ärgerliche Einzelfälle handelt. Nicht vermeidbar in einem komplexen Eisenbahnsystem. Eine kürzlich veröffentlichte Analyse des Eisenbahnbusindesamtes (EBA) kommt allerdings zu einem anderen Ergebnis: Statistisch gesehen bleibt demnach jeden Tag ein Reisezug in Deutschland mehr als 120 Minuten auf offener Strecke liegen.

Damit strapazieren die Verkehrsunternehmen nicht nur die Nerven ihrer Fahrgäste, sie scheitern auch an den eigenen Ansprüchen. Denn eigentlich sollen Passagiere nach spätestens zwei Stunden aus einer derart misslichen Lage befreit werden. Dieses Ziel haben sich die DB InfraGO als Betreiber des deutschen Schienennetzes, die Eisenbahnverkehrsunternehmen DB Fernverkehr, FlixTrain und die regionalen Anbieter selbst gesetzt. Warum gelingt es ihnen nicht?

Ganz konkret hat sich das EBA den Zeitraum zwischen dem 15. Mai 2023 und dem 14. Mai 2024 angeschaut. Grundlage für die Analyse sind Zahlen der DB InfraGO. Offenbar einsehbar sind die Statistiken zu liegen gebliebenen Zügen, im Bahnersprech »LiZus« genannt, allerdings nicht. Auf Anfrage der ZEIT wollte die Deutsche Bahn keine aktuellen Daten zur Verfügung stellen.

In genannten Zeitraum zählte das EBA insgesamt 545 Züge, die länger als 120 Minuten liegen geblieben waren. 117 dieser Fälle dauerten mehr als drei Stunden, 32 sogar mehr als vier. Wie groß die jeweiligen Anteile von ICes, FlixTrain- und Regionalzügen bei den LiZus sind, will die Behörde nicht verraten.

Dass ein Reisezug überhaupt ungeplant zum Stehen kommt, kann ganz unterschiedliche Gründe haben: Ein Drittel der Ereignisse wurde durch Personenunfälle ausgelöst. Bahnhofsfahrer kennen das als »Notarzteinsatz am Gleis«, und das meint: einen Suizid.

25 Prozent der Züge, die länger als 120 Minuten liegen geblieben waren, hatten Störungen am Fahrzeug.

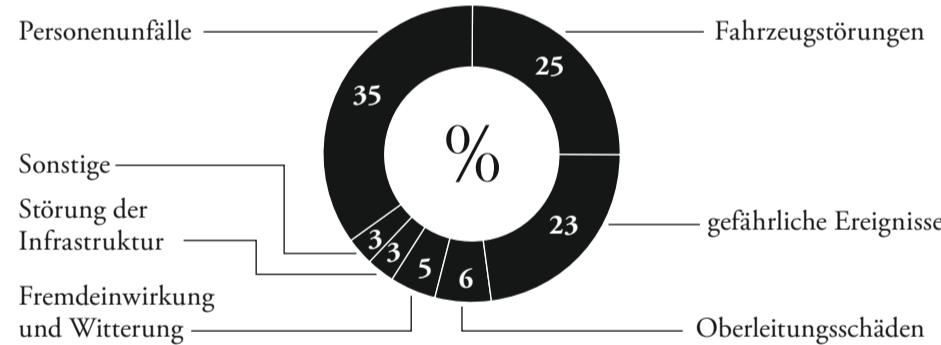
In 23 Prozent der Fälle war ein »gefährliches Ereignis« ursächlich. Damit sind zum Beispiel Kollisionen mit Bäumen, Sträuchern oder Wildtieren gemeint.



Manchmal müssen die Fahrgäste auf offener Strecke den Zug wechseln

Unfälle, Störungen und Schäden

Ursachen für liegen gebliebene Züge mit einer Ereignisdauer von mehr als 120 Minuten



ZEIT-GRAFIK/Quelle: EBA, DBInfraGO; Zeitraum: 15. Mai 2023 bis 14. Mai 2024

Ein Blick auf die Statistiken zeigt allerdings auch, dass die Gründe nicht ganz trennscharf aufgeschlüsselt werden. So gibt es zum Beispiel die Kategorie »Oberleitungsschäden«, obwohl auch die Kategorie »Störung Infrastruktur« existiert, zu der die Oberleitungen ja gehören (siehe Grafik).

Wenn ein Zug auf offener Strecke liegen bleibt, muss das Verkehrsunternehmen in Zusammenarbeit mit dem Infrastrukturbetreiber die Fahrgäste aus der misslichen Lage befreien. So schreibt es eine EU-Verordnung von 2018 vor. Dabei gibt es in der Regel drei Optionen. Erstens, den Zug rasch wieder fahrtüchtig machen. Also das Triebwerk reparieren oder den Baum, der die Strecke blockiert, entfernen.

Zweitens, den LiZu mit einer zusätzlichen Lok abschleppen. Wenn beides nicht geht, bleibt als letzter Ausweg die Evakuierung der Fahrgäste. In solchen Fällen werden oftmals sogenannte Notfallmanager der Unternehmen gerufen, um die Sicherheitslage vor Ort zu bewerten. Die Fahrgäste steigen dann entweder über eine spezielle Brücke in einen anderen Zug um, der auf dem Nachbargleis steht, oder sie nehmen einen Bus.

Voraussetzung dafür ist aber natürlich, dass es überhaupt genügend Abschlepploks, Ersatzzüge und Busse gibt.

Das ist nach Ansicht des Eisenbahnbusindesamtes oft nicht der Fall. Und selbst wenn die Fahrzeuge verfügbar sind, fehlt immer wieder das nötige Personal, um sie zu bedienen. Problematisch sei außerdem, schreibt die Behörde, dass die Notfallmanager bei einigen Unternehmen viel zu lange brauchten, um einen LiZu zu erreichen. Tatsächlich sind etwa die Notdienste bei DB Fernverkehr so über Deutschland verteilt, dass die Mitarbeiter »in maximal 120 Minuten« am Ereignisort eintreffen können. Wenn sie also sofort losfahren, ist in einigen Fällen ausgeschlossen, dass sie vor Ablauf der veranschlagten zwei Stunden am LiZu helfen können.

Bei seiner Analyse stellte das Eisenbahnbusindesamt zudem fest, dass die Zusammenarbeit zwischen den Verkehrsunternehmen und der DB InfraGO »nicht immer reibungslos« funktioniere. Das ist allerdings notwendig, da sich Abschlepploks oder Ersatzzüge nur in Abstimmung mit den Betriebszentralen der DB InfraGO im Netz bewegen dürfen. Doch statt gemeinsam an der Lösung eines Problems zu arbeiten, seien gegenseitige Schuldzuweisungen für Verspätungen »ein seltenes Phänomen«, schreibt die Bahnbehörde.

Nun gibt es in Deutschland mehr als 150 Unternehmen, die Menschen auf der Schiene befördern. Eines der größten ist die DB Fernverkehr. Ein Sprecher teilt auf Anfrage mit, dass man an 13 Standorten in Deutschland Abschlepploks geparkt habe und diese bei Bereitschaftsdiensten immer »prioritätär« besetzt würden. Außerdem gebe es ein eigenes Team, das sich um LiZus kümmere. Von 2022 bis 2024 sei die Zahl der LiZus mit einer Dauer von 120 Minuten um 15 Prozent gesunken. Absolute Zahlen will das Unternehmen allerdings nicht nennen.

Vielleicht spricht man also besser mit einem, dessen Mitarbeiter täglich mit gestrandeten Zügen aller möglichen Anbieter zu tun haben:

mit Dirk Brill, dem Verantwortlichen für das Notfallmanagement bei der DB InfraGO.

»Jeder liegen gebliebene Zug macht uns alle hochgradig unzufrieden, und wir tun alles, um eine schnelle Lösung für die Fahrgäste zu finden«, sagt Brill. Häufig sei das Prozedere aber eben hochkomplex.

Er erklärt das so: Wenn der Streckenabschnitt etwa nur über ein Gleis verfügt, kann nicht einfach ein zweiter Zug dazukommen, um die Fahrgäste zu evakuieren. Wenn der Zug mittan in einem Waldstück stecken geblieben ist, fehlen die Straßen, über die ein Bus heranfahren kann. Kommt beides zusammen, ist es noch komplizierter.

Häufig, sagt Brill, liege die Verantwortung für Verzögerungen auch gar nicht bei den Verkehrsunternehmen oder der Infrastruktur, sondern bei staatlichen Stellen.

»Bei einem Personenunfall sind automatisch die Polizei, der Kriminaldienst oder die Staatsanwaltschaft Herren des Verfahrens«, erklärt er. Im schlechtesten Fall dauert es lange, bis die Beamten vor Ort eintreffen. Und dann kommt es womöglich zu weiteren Verzögerungen: »Wir hatten auch schon mal Fälle, wo der Zug als Tatmittel für zwei bis drei Stunden beschlagnahmt wurde.«

Es stimme, dass einige Anbieter zu wenige Abschlepploks vorhalten würden, sagt Brill. In solchen Fällen darf die DB InfraGO andere Verkehrsunternehmen dazu verpflichten, zu helfen. Nur passten dann häufig die Kupplungen nicht zusammen. Selbst sogenannte Übergangskupplungen bringen neue Herausforderungen mit sich: »Wenn Sie mit einer klassischen Diesellok moderne Personenzüge abschleppen, kann es sein, dass Sie den Personenzug anschließend in die Werkstatt schicken müssen, weil die Bremsysteme beschädigt sein können«, sagt Brill. In der Eisenbahnbranche wünscht man sich daher mehr Normvorgaben für Kupplungssysteme.

Höre man sich unter den Verkehrsunternehmen um, gibt es außerdem großen Unmut darüber, dass sich das Eisenbahnbusindesamt auf der einen Seite öffentlich über ihr Störungsmanagement beklagt, es diese Systeme aber zuvor alle selbst abgenommen hat. Denn: Nur wer ein sogenanntes Sicherheitsmanagementsystem vorweisen kann, darf überhaupt das deutsche Schienennetz nutzen.

Ein Sprecher des EBA verweist darauf, dass nicht nur einmalig das Konzept geprüft werde, sondern auch dessen Umsetzung. In diesen jährlichen Audits schlägt die Behörde nur offenbar einen schärferen Ton an. Schon im Februar hatte das Eisenbahnbusindesamt eine sogenannte Fachmitteilung veröffentlicht. Darin wird ausführlich beschrieben, was in Zukunft besser laufen muss. Außerdem führte das Amt Anhörungen mit ausgewählten Verkehrsunternehmen durch. In zwei Fällen mündeten diese in behördlichen Anweisungen. Welche Unternehmen davon betroffen waren und zu welchen Maßnahmen diese genau verpflichtet wurden, möchte die Behörde allerdings nicht sagen.

www.zeit.de/vorgelesen

Foto: Larissa Freydep

ANZEIGE

IMMOBILIEN

EXPERTENBEITRAG

Kindergärten – Wohngesunde Neubauten und Erweiterungen mit leim- und metallfreien Vollholzelementen

Das patentierte Vollholzbausystem von holzius eignet sich besonders gut dazu, kommunale Bauprojekte wie Kindergärten wirtschaftlich, mit kurzen Bauzeiten und in einer ökologischen Vorreiter-Rolle umzusetzen.

Kindergärten haben elementare Bedeutung in der frühkindlichen Entwicklung. In dieser Phase lernen Kinder die Grundlagen der Wahrnehmung, Sprache, Bewegung, Koordination, des Denkens, der Emotionalität und der Empathie. Das Umfeld hat unmittelbaren Einfluss darauf, weshalb Kommunen, Bauträger, Planer und Architekten bei Neubauten und Erweiterungen auf naturnahe Bauweise Wert legen. holzius überzeugt mit höchsten baubio- logischen Standards: die Wand-, Decken- und Dachelemente werden sortenrein, leim- und metallfrei gefertigt. Die Vollholzelemente sind mit dem internationalen Nachhaltigkeitslabel Cradle to Cradle Certified™ Gold ausgezeichnet. Geschäftsführer Herbert Niederfriniger: »Durch die Verwendung der einstofflichen und dadurch in den Stoffkreislauf rückführbaren Elemente generieren wir keine Abfälle für die kommenden Generationen.«



holzius GmbH
Gewerbegebiet Erys 17,
Südtirol, 39023 Laas
www.holzius.com

FERTIGHÄUSER



FINGER HAUS
ALLES RICHTIG GEMACHT.

WIR MACHEN SCHLUSS MIT DEM UNERWARTETEN BEIM HAUSBAU.

Etwas lauert bei der Hausplanung immer im Verborgenen: das Unerwartete. FingerHaus sorgt für maximale Planungssicherheit bei Ihrem neuen Zuhause und bietet Ihnen dank preisgekrönter Service und innovativer Holzfertigbauweise höchste Qualität – von der ersten Planung bis zum fertigen Eigenheim.

Jetzt sorgenfrei ins eigene Zuhause!



Heute
↓
in der ZEIT und auf ZEIT ONLINE

Hier Infopaket anfordern: www.fingerhaus.de

GEWERBEIMMOBILIEN

Berliner Speckgürtel im Norden, Legebruch-250 m² Räumlichkeiten zu verkaufen/Fortbestand als Zahnrarzpraxis gewünscht | ZA 143711 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

BAYERN

Mein Glockenbach, München – Zuhause im Viertel: Erstbezug-ETW in Isarhalle, 4 Zimmer, Balkon, 140 m², luxuriöse Ausstattung, u.a. 2 Bäder + Master-Bedroom mit Ensuite-Bad. KP 3.690.000 € provisionsfrei + Stellplatz, EA-B, 58,7 kWh/m²a), FW. Real Treuhand Immobilien, Markus Pilzweger 0172 8333424 mein-glockenbach.de

ANLAGEOBJEKTE

WOHN- & GE-

SCHÄFTSHÄUSER

OST-Deutschland: Mehrfamilienhäuser & Gewerbeobjekte für unsere vorgeprüften Investoren gesucht.

verkaufen@oschinski-immobilien.de

OSCHINSKI Investment-Immobilien GmbH

0361/777 924 44

Kontakt für Anzeigenkunden

040 / 3280 1635

Ihre Ansprechpartnerin für Beratung und Verkauf von Immobilien.



@Nadine.Labudda@zeit.de

DIE ZEIT

Jetzt ersteigern - später reisen.

Attraktive Reiseangebote bis zu 40% unter Listenpreis.

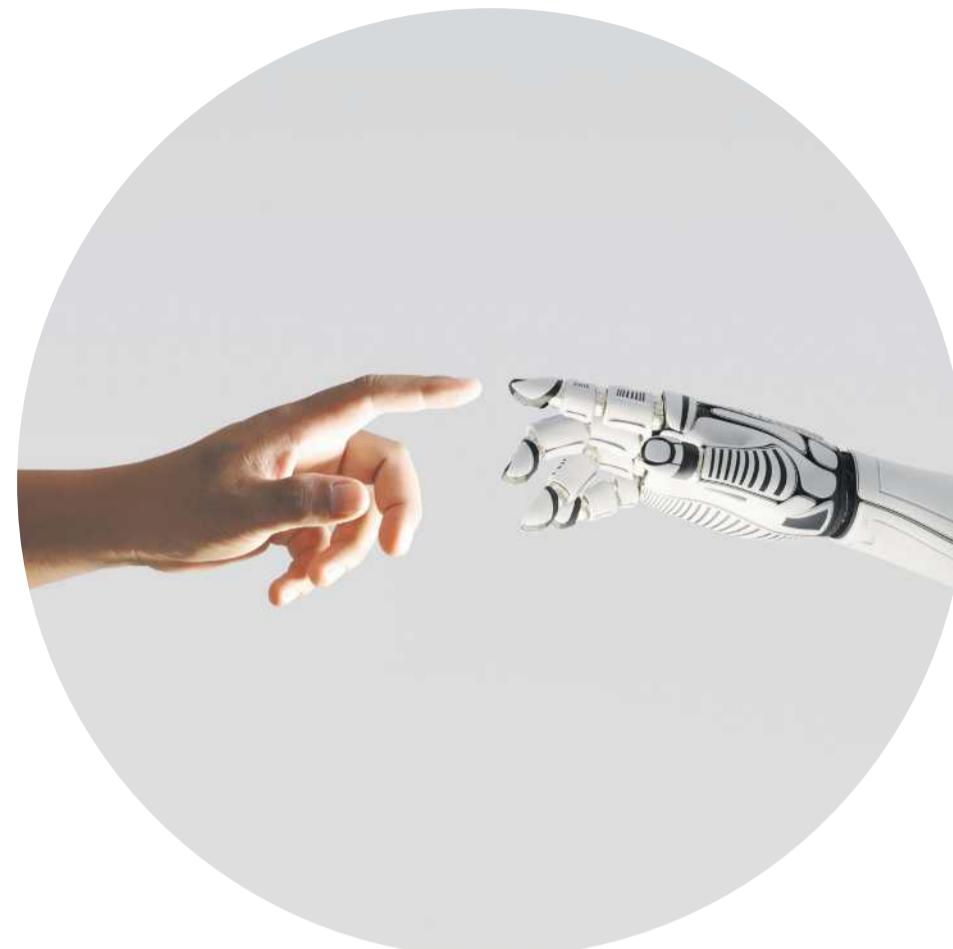
Alle Angebote unter:

zeit.de/angebote/reiseauktion

Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

MENSCH UND MASCHINE IM EINKLANG

Industrie 5.0 ist mehr als ein Schlagwort. Sie ist ein regelrechtes Zukunftsversprechen, das Mensch und Umwelt in den Mittelpunkt stellt.



Großes Potenzial für Wachstum und Wohlstand

FRANCOISE HAUSER

Effizienter und nachhaltiger arbeiten

Kaum ein Konzept der Zukunft dürfte so viel Einfluss auf den Arbeits- und Lebensalltag haben wie die Industrie 5.0, denn hinter diesem Begriff steckt eine ganz neue Verbindung zwischen Mensch und Maschine. Künstliche Intelligenz (KI), neue Technologien und hoch entwickelte Robotik sollen nicht nur die Produktivität steigern, sondern auch in Sachen Nachhaltigkeit einen entscheidenden Fortschritt bieten – und den Menschen das Leben leichter machen.

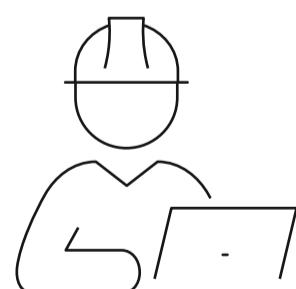
Laut dem Report 2025 des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln kommt derzeit Künstliche Intelligenz allerdings höchst unterschiedlich zum Einsatz: Auch wenn etwas mehr als ein Drittel aller deutschen Unternehmen damit arbeitet, ist der Anteil mit 66 Prozent unter den großen Unternehmen weitaus höher.

Vor allem unternehmensnahe Dienstleister stechen hier mit 55 Prozent hervor, gefolgt vom Maschinenbau, der Elektroindustrie und dem Fahrzeugbau mit knapp 40 Prozent. Viel Potenzial für Wachstum ist dagegen in der Bauwirtschaft, im Großhandel und in der Logistik, wo weniger als 25 Prozent der Unternehmen KI einsetzen. Gerade im Mittelstand, dem Rückgrat der deutschen Wirtschaft mit Millionen Beschäftigten, ist also noch viel Platz nach oben. Und es gibt gute Gründe, sich mit dem Thema zu beschäftigen, denn seine Bedeutung reicht tief in alle Bereiche des Lebens.



Neue Technologien versprechen auch beim Klima- und Umweltschutz große Fortschritte.

- J) dige Klimaneutralität bis 2045 ver-
- O lässlicher erreichen und gleichzeitig
- seine industrielle Wettbewerbsfä-
- higkeit sichern. Intelligente Kreis-
- laufwirtschaftssysteme können
- zudem helfen, durch effizientes
- Recycling die Umwelt zu entlasten
- und gleichzeitig Kosten zu sparen.



So macht Arbeit
mehr Freude – KI als
Diener des Menschen



Weniger gesundheitsschädliche und körperlich herausfordernde Tätigkeiten, weniger monotone Arbeiten verspricht die Künstliche Intelligenz und kann so die Arbeitswelt menschenfreundlicher machen

lag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmut-Schmidt-Haus, Speersort 1
ris Ostermaier, Nils von der Kall, Christian Röpke **Art Direction:**
alisierung: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der Zeitverlagsgruppe
ars Niemann **Projektmanagement:** Valentina Kleinz **Redaktion:**
fik: Jan Paschetag **Bilder:** iStockphoto.com **Senior Media Consultant:**

Industrie 5.0 ihre Umweltbilanz verbessern zu wollen. Und das Potenzial ist groß: Intelligente Systeme steuern beispielsweise den Energieverbrauch in Betrieben oder optimieren den Einsatz erneuerbarer Energien, indem sie schwankende Verfügbarkeiten ausgleichen. So kann Deutschland seine ambitionierten Klimaziele wie die vollständige

- weise durch die automatisierte Anpassung an schwankende Rohstoffpreise oder die Vermeidung von Überproduktion, entscheidende Vorteile bietet. Freilich geht es beim Einsatz Künstlicher Intelligenz nicht nur um Profit, sondern auch um soziale Errungenschaften.

Mensch und Maschine: Balance

penlich herausfordernde Tätigkeiten, weniger monotone Arbeiten verspricht die KI, sodass sich der Mensch auf die kreativen Bereiche spezialisieren kann. Insofern werden sich mit Sicherheit viele Arbeitsfelder verändern – zum Besseren!

Freilich bedeutet dies: Der Mensch muss für die Zusammenarbeit damit geschult werden,

A graphic icon consisting of a stylized gear on the right and a curved line on the left, both rendered in black outline.

Industrie 5.0 soll die Produktionsprozesse optimieren, Energie- und Ressourcenverbrauch senken und gleichzeitig die Umweltbelastung minimieren.

neue Bedeutung, von der Erstqualifikation bis hin zum lebenslangen Lernen über alle Bevölkerungsschichten hinweg, denn auch die Technologie entwickelt sich stets weiter und bietet immer wieder neue Herausforderungen vom Handling bis zur Datensicherheit. die Max-Planck-Gesellschaft, die Helmholtz-Gemeinschaft und die Fraunhofer-Gesellschaft, um nur einige zu nennen, gehören zu den international führenden wissenschaftlichen Einrichtungen. In der deutschen Bevölkerung dagegen sind bisher nur rund 45 Prozent

Handlung bis zur Datensicherheit. Die digitale Transformation reicht damit weit in die Gesellschaft hinein und erfordert eine generelle Offenheit – und eine leistungsfähige und innovative Forschungslandschaft. Die ist im Übrigen in Deutschland im internationalen Vergleich durchaus gut aufgestellt: Institutionen wie beispielsweise das Deutsche Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz, sind bisher nur rund 45 Prozent aller Menschen der Meinung, der Einsatz Künstlicher Intelligenz habe mehr Vor- als Nachteile. Im internationalen Vergleich eine recht kleine Gruppe, schaut man beispielsweise nach China (83 Prozent) oder Indonesien (80 Prozent). Sicher ist allerdings auch: Hält die Industrie 5.0 ihre Versprechen, dürfte sich diese Haltung weltweit zum Positiven verbessern ...



Veränderung

Durch gezielte Investitionen

gut aufgestellt in die Zukun

die Transformation Ihres Unternehmens
In Partnerschaft mit:
Deutsche Leasing | 

Weil's um mehr als Geld geht.



**Papier-Weihnachtsbaum**

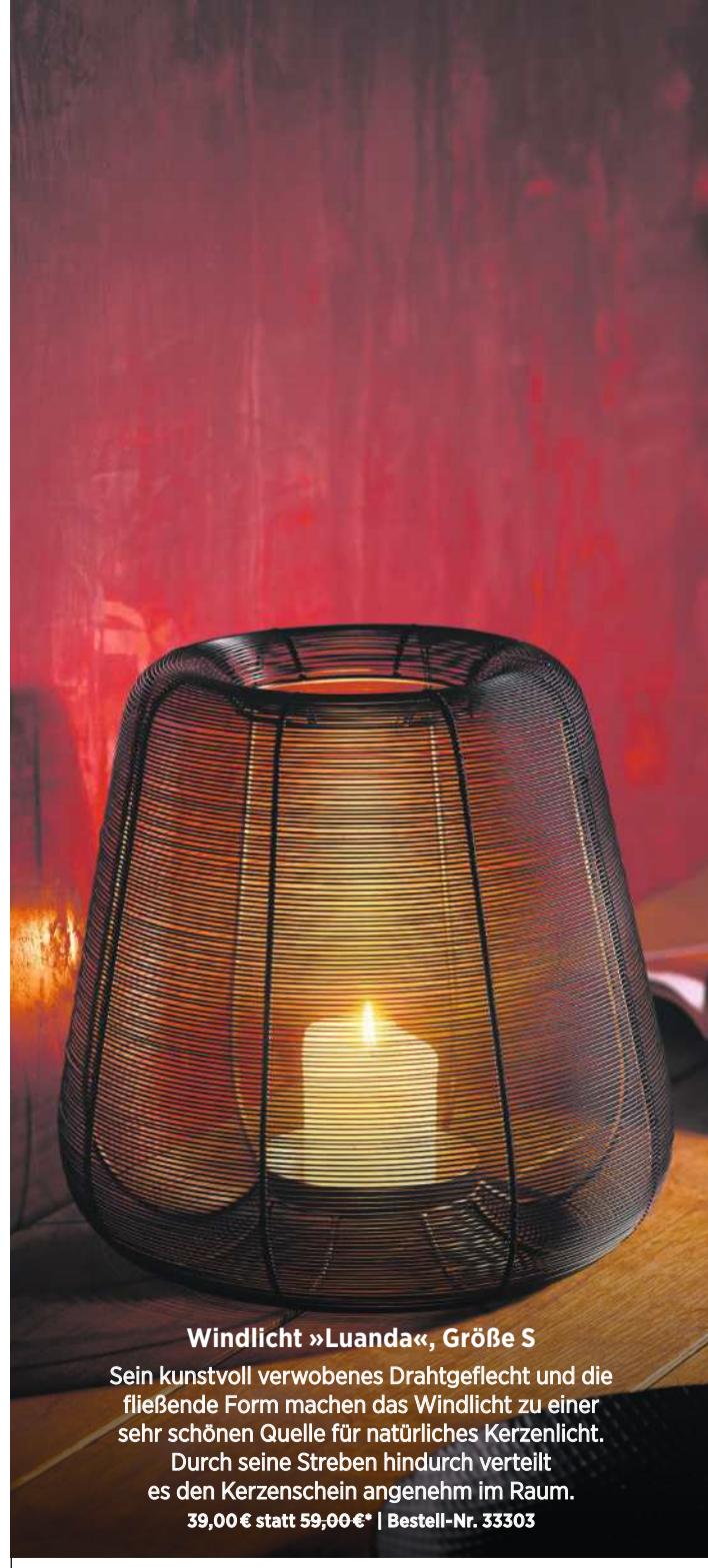
Weihnachtsfans können mit diesem wiederverwendbaren Weihnachtsbaum des Studios Carmela Bogman zu einem wirklich nachhaltigen Fest beitragen.

18,00 € statt 29,90 €* | Bestell-Nr. 44214

**Grillrost »FLAMES«**

Der unzerstörbare Grillrost verwandelt Ihre Feuerschale in einen Grill: Versammeln Sie sich mit Familie und Freunden, und genießen Sie einen gemütlichen Grillabend.

125,00 € statt 159,00 €* | Bestell-Nr. 43030

**Windlicht »Luanda«, Größe S**

Sein kunstvoll verarbeitetes Drahtgeflecht und die fließende Form machen das Windlicht zu einer sehr schönen Quelle für natürliches Kerzenlicht. Durch seine Strebens sind hingegen verteilt es den Kerzenschein angenehm im Raum.

39,00 € statt 59,00 € | Bestell-Nr. 33303

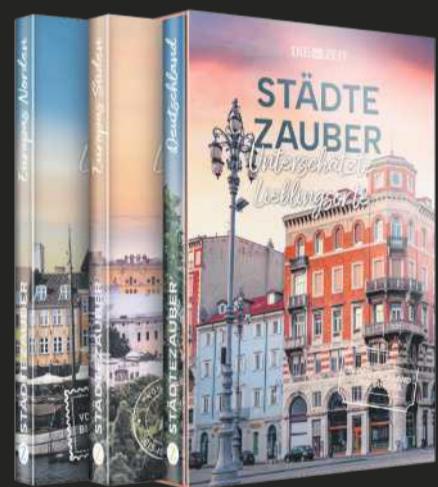
ZEIT SHOP

Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

Black Friday Sale

Bis zu
50%
Rabatt

 Jetzt entdecken:
shop.zeit.de/blackweek

**ZEIT-Edition »Städtezauber«**

Diese ZEIT-Edition bietet in 3 reich bebilderten Bänden zahlreiche Inspirationen für Erkundungen jenseits der berühmten Metropolen in Deutschland und Europa.

64,95 € statt 79,95 €* | Bestell-Nr. 47044

**Tischuhr »AJ City Hall«**

Design vom weltberühmten Architekten und Designer Arne Jacobsen mit Snoozefunktion und Lichtsensor ausgestattet.

108,00 € statt 134,95 €* | Bestell-Nr. 33631

**ZEIT-Sonderedition »DIE ZEIT 2«**

Qualität, Ästhetik und Funktionalität – diese ZEIT-Sonderedition des Taschenlabels PBO110 von Philipp Bree vereint diese Kriterien souverän.

239,00 € statt 379,00 €* | Bestell-Nr. 32628

**Gartenlicht »Lighthouse«**

Durch das an einen Leuchtturm angelehnte Design bringt es ein ganz besonderes Flair in jeden Außenbereich. Teelichter oder Blockkerzen sorgen hinter dem weiß gefärbten Glas für angenehm warme Lichteekte. Und das in 2 wahrhaft beeindruckenden Größen, die kombiniert am besten harmonieren.

159,00 € statt 199,00 €* | Bestell-Nr. 40602

**Pflanztopf »Hourglass«, Größe M**

Dieser Topf bietet Ihren Pflanzen einen erhöhten Stand und ein geräumiges Gefäß, in dem sie ihre Wurzeln ausbreiten können.

199,00 € statt 229,00 €* | Bestell-Nr. 47929



Foto: Raimundo Paccó/Laf

Außerhalb des Verhandlungsgeländes haben Indigene ein eigenes Camp errichtet, das »Aldeia COP«. Zur Eröffnung wird getanzt

KOMMENTAR

Zu viel Medizin ist keine Fürsorge

Warum Hendrik Streeck eine wichtige Debatte ausgelöst hat

Ein Aufschrei folgte, als der CDU-Politiker Hendrik Streeck in einer Talkshow folgenden Gedanken formulierte: ob eine fiktive 100-jährige Krebspatientin noch teuerste Medikamente erhalten sollte. Regierung und Gesundheitsminister distanzierten sich rasch.

Sicher, Streecks Beispiel ist mehr als unglücklich gewählt. Jeder Patient hat Anspruch auf bestmögliche Versorgung – unabhängig von Alter und Kosten. Im Grundgesetz steht die Menschenwürde an erster Stelle. Wer auf Streeck aber nur mit moralischer Empörung reagiert, macht es sich zu leicht. Sein ungeliebter Vorstoß wirft Fragen auf, die diskutiert werden müssen: Was ist am Lebensende das Beste? Wie sorgen wir dafür, dass jeder es bekommt – in einer alternden Gesellschaft, bei knappen Ressourcen?

Der Mensch gerät im medizinischen Alltag schnell aus dem Blick. Das deutsche Gesundheitssystem orientiert sich an Machbarkeit, weniger an Sinn und Würde. Eine vergangenes Jahr in einem *The-Lancet*-Fachjournal veröffentlichte Studie ergab: In Deutschland werden wesentlich mehr über 80-Jährige künstlich beatmet als in vergleichbaren Ländern. Trotzdem sterben fast 60 Prozent von ihnen noch in der Klinik, gefesselt an Schläuche und Maschinen. Eine andere Analyse, erhoben noch vor der Pandemie, zeigt einen wachsenden Anteil intensivmedizinischer Behandlungen vor dem Tod.

Die Zahlen spiegeln, was Ärzte und Pflegekräfte täglich erleben: In vielen Kliniken prägt nicht das Ethikkonzept, sondern der wirtschaftliche Druck den Umgang mit dem Lebensende. Am meisten verdienen sie mit aufwendigen Eingriffen, nicht mit Gesprächen oder Begleitung. Hinzu kommt ein Geflecht aus Erwartung, Angst und Routine: Angehörige, die sagen »Tun Sie alles«, um sich nichts vorwerfen zu müssen. Verunsicherte Ärzttinnen und Ärzte, die gelernt haben zu retten, nicht loszulassen. Chefarzte, die ihre Abteilungen vor Klagen schützen wollen.

Im von Zeit- und Personalmangel geprägten Klinikalltag ist es oft einfacher, pauschal alle Mittel anzuwenden, statt die einzelne Patientin zu betrachten, ihre Prognose, ihre Ziele. Anders gesagt: Ein Zuviel an Therapie ist kein Zeichen von Fürsorge, sondern von Hilflosigkeit. Das trifft nicht nur das Individuum in seiner Würde, sondern auch die Gesellschaft, die ihre begrenzten Mittel nicht nutzt, um wirklich zu helfen.

Darum ist eine ehrliche Debatte über das Sterben nötig – politisch, institutionell und im persönlichen Gespräch. Patienten, Angehörige und Behandelnde müssen klären, was eine Therapie noch leisten kann: heilen, lindern, Lebensqualität erhalten. Ein Nein zu Operation oder Chemotherapie wäre dann kein Scheitern, sondern eine bewusste Entscheidung und der Türöffner zur guten Palliativversorgung. Diese stärkt Selbstbestimmung, lindert Angst und Schmerz – und muss endlich so vergütet werden wie invasive Eingriffe. Gleichzeitig muss es möglich bleiben, bewusst eine aufwendige Therapie zu wählen. Manche sagen am Lebensende: »Für mich zählt jeder Tag.«

Voraussetzung für diese Kultur des Einvernehmens ist es, sich rechtzeitig mit dem eigenen Ende zu befassen. Nicht nur in einer einmal geschriebenen Verfügung, sondern in regelmäßigen Gesprächen, klar dokumentiert. Nötig sind Strukturen, die sicherstellen, dass tatsächlich der Patientenwillen entscheidet und nicht die Routine. Es gibt einen Begriff dafür: Advance Care Planning. Das Prinzip steht sogar im Gesetz. Dass es zu selten umgesetzt wird, muss sich ändern. Denn es geht nicht darum, einer Hundertjährigen ein Medikament zu verweigern – sondern sie zu fragen, ob sie es noch möchte.

HANNA GRABBE

Bringt das was? Und ob!

Wie erfolgreich Proteste gegen die weltweite Klimapolitik sind, ist gar nicht so leicht zu messen. Was die Forschung über die Wirksamkeit sozialer Bewegungen weiß

VON ELENA ERDMANN UND PETRA PINZLER

Auch die Ahnen sollen teilnehmen an diesem Protest. Der Marsch der Indigenen beginnt deswegen mit einem traditionellen Tanz. Frauen wiederholen immer wieder eine Melodie, Männer sorgen mit ihren Maracas, den traditionellen Rasselns, für den Rhythmus. Es ist noch früh an diesem Montagmorgen Mitte November, trotzdem ist die Hitze schon kaum auszuhalten. Vom Protestcamp aus setzt sich ihr Marsch in Bewegung, hin zum Gelände der Weltklimakonferenz COP30 im brasilianischen Belém.

Aus der Menge ragen papiere Tierköpfe: ein Tiger, ein Faultier, ein Wasserschwein. Viele Menschen tragen Kopfschmuck aus Federn und traditionelle Gesichtsbemalung. Eine riesige Schlange aus Pappmaché reitet auf den Schultern der Demonstranten. Zweieinhalbtausend Menschen kommen zusammen, am Ende rufen sie: »Die Antwort sind wir! Also diejenigen, die Wälder, Tiere und Pflanzen schützen – und damit auch das Klima. Deshalb fordern sie Selbstverwaltung für ihre Territorien und ein Mitspracherecht bei den Verhandlungen.

Ein Protestmarsch, kann man nun fragen, was soll der schon bewirken?

Doch es gibt eine Macht, die nicht von Regierungen oder Parteien ausgeht, nicht von Konzernen und auch nicht von sendungsbewussten Internetmilliardären – sondern von lauter einzelnen, eigentlich machtlosen Menschen, die ein gemeinsames Ziel gemeinsame Sache machen. Von »sozialen Bewegungen« sprechen Fachleute verallgemeinernd, aber jede ist anders, schon optisch: Hier in Belém tanzen sie federgeschmückt; in den USA der 1960er-Jahre erhoben sie schwarze Fäuste zum stummen Protest; in der Bundesrepublik der 1970er demonstrierten sie langhaarig im Parka. Bei allen Unterschieden wollen Forscher herausfinden: Verändern diese Machtlosen die Politik? Wann haben sie Erfolg?

Seit mehr als 30 Jahren finden UN-Klimakonferenzen statt. Stets waren Umweltgruppen, Naturschützerinnen und Menschenrechtlern dabei, organisierten Happenings, Demos und Blockaden. So wie heute die Tänzer von Belém. Gleichzeitig stieg die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre immer weiter, für 2025 erwarten Fachleute einen neuen Rekord. Wurder werden abgeholt, Arten sterben aus, die Meere heizen sich auf. Was daran zweifeln lässt, dass der ganze bunte Protest irgendwann bringt.

Durchregieren per Federstrich, triumphieren bei einer Wahl, Fakten schaffen per Milliardeninvestitionen – diese Arten von Erfolg bleiben sozialen Bewegungen verschlossen. Und so fragen sich Sozialwissenschaftler, was überhaupt ein Kriterium ist, um vom Scheitern einer Bewegung sprechen zu können – oder eben von ihrem Erfolg.

»Soziale Bewegungen bündeln imaginäre Zukünfte«, sagt Stefan Berger. Er ist der Direktor des Bochumer Instituts für soziale Bewegungen. Er

hat die Geschichte der Arbeiter-, der Frauen-, der Friedens- und der Umweltbewegung erforscht. Vorstellungen von einer besseren Zukunft hat jeder. Eine Bewegung beginnt, wenn Menschen etwas tun, um sie umzusetzen. Ohne diesen Impuls, so Berger, sähe die Gesellschaft heute ganz anders aus; viele der Errungenschaften der vergangenen Jahrzehnte, gleich ob soziale, demokratische oder ökologische, gäbe es nicht. Das gelte für die Sozialversicherung, das Frauenwahlrecht und für so manchen Nationalpark.

»Die wenigsten Proteste hatten allerdings sofort Erfolg«, sagt Berger, »und keine Bewegung zu hundert Prozent.« Bis heute sähen sich weder die Frauen- noch die Arbeiterbewegung, noch viele der weltweiten Demokratiebewegungen am Ziel.

Eindeutig fällt das Urteil der Fachleute nicht einmal bei der Mutter aller sozialen Bewegungen aus, der Französischen Revolution. Sie beendete zwar die absolutistische Monarchie und die Unterdrückung des Dritten Standes – ein gigantischer Erfolg. Doch bald kippte sie in die Schreckensherrschaft Robespierres, der am Ende selbst unter der Guillotine landete. Immerhin hinterließ sie den großen Gedanken, dass jeder Mensch ein Recht auf persönliche und politische Freiheit hat. Werte wie Solidarität, Selbstbestimmung und sogar die Grundrechte leiten sich von ihr ab.

Wie lange Ideen selbst in demokratischen Gesellschaften benötigen, um Wirklichkeit zu werden, zeigt exemplarisch die Geschichte der Umweltbewegung: Bereits in den frühen 1970er-Jahren protestierten hierzulande Aktivisten gegen Atomkraftwerke. Doch erst 2023, also ein halbes Jahrhundert später, wurde das letzte deutsche AKW abgeschaltet. Da war längst die Enkelgeneration der Protestler von damals als Fridays for Future auf der Straße. Sie demonstrierten gegen die Untätigkeit der Regierungen in der Klimakrise. Und heute gilt ihre Bewegung vielen als passé, weil sie keine Massen mehr mobilisiert.

Wissenschaftler sind da vorsichtiger. Denn sie unterscheiden zwischen Protest und Bewegung. Das eine sei quasi die Voraussetzung für das andere, sagt Sebastian Haunss vom Forschungsinstitut Socium der Universität Bremen. »Proteste sind nur die Spitze des Eisbergs.« Die eigentliche Arbeit finde darunter statt: Ortsgruppen aufzubauen, diskutieren, mobilisieren. Das alles braucht einen langen Atem. Haunss' Team hat jüngst die Beichterstattung deutscher Lokalzeitungen zwischen 2000 und 2020 zu Stichworten wie »Protest«, »Boykott«, »Versammlung« oder »Kampagne« untersucht. Gerade in einem dezentralen Staat wie der Bundesrepublik verstehe man auf dieser Basis

besser, was viele Menschen bewegen. Denn die meisten lokalen Anliegen würden nie überregional sichtbar. Oft gehe es um Soziales oder Umwelt- und Bauvorhaben, national hingegen viel häufiger um kulturelle Fragen. Auch organisierten sich lokale Bewegungen, so Haunss, oft gegen sehr konkrete Veränderungen oder Probleme.

Was zu der Frage führt, wann ein Funke zündet. Welche Themen treiben nicht nur die Leute in einer Kleinstadt auf die Straße, sondern bringen Hunderttausende vor das Brandenburger Tor? »Wir haben noch Tage vorher nicht damit gerechnet, dass sich plötzlich so viele Leute unserem Protest anschließen würden«, sagt Indigo Drau, die im Jahr 2018 das Protestcamp im Hambacher Forst mitorganisiert hatte, um den Wald gegen die Bagger von RWE zu verteidigen. Im Oktober erinnert sich Drau bei der Konferenz »Geschichte und die Erfolge sozialer Bewegungen« in der Evangelischen Akademie Tützing so: Lange hätten sich nur wenige für ihre Demos im Rheinischen Braunkohlerevier interessiert. Binnen Wochen seien die Demos dann immer größer geworden, bis sich zu einer davon 50.000 Menschen versammelten. Der Forst blieb stehen. Das Erfolgsrezept? Man habe, so Drau, vorher monatelang in der ganzen Republik für das Anliegen geworben.

Welche generellen Lehren aus Protesterfahrungen gezogen werden können, damit haben sich die Politologinnen Erica Chenoweth und Maria Stephan aus Harvard beschäftigt. 2011 veröffentlichten sie das Buch *Warum ziviler Widerstand funktioniert*, längst ein Standardwerk für empirisch arbeitende Protestforscher. Chenoweth und Stephan hatten dafür zivilen Widerstand und soziale Bewegungen aus über einhundert Jahren (nämlich von 1900 bis 2006) untersucht: Daten zu 323 Kampagnen gesammelt. Darunter waren sowohl große wie kleine Proteste, gewalttätige wie gewaltfreie: etwa die Samtene Revolution der Tschechoslowaken, die 1989 von rund 500.000 Menschen ausging; der brasilianische Aufstand, der in den 1980er-Jahren rund eine Million Menschen mobilisierte und zum Sturz der Diktatur führte; und die philippinische People-Power-Kampagne gegen das Marcos-Regime, bei der auf ihrem Höhepunkt zwei Millionen Menschen auf die Straße gingen.

Die Analyse der Harvard-Forscherinnen lautete: Sobald etwa 3,5 Prozent einer Gesamtbevölkerung aktiv teilnehmen, sei der Erfolg einer Bewegung nahezu sicher. Eine überraschend geringe Zahl! Und ebenso überraschend: Nur gut ein Viertel (26 Prozent) der gewalttätigen Proteste sorgte für politischen Wandel, aber gut die Hälfte (53

Prozent) der friedlichen. Chenoweth und Stephan erklären Friedlichkeit als Erfolgsfaktor so: An solchen Demos könnten Menschen jeden Alters teilnehmen, während gewalttätige Proteste vor allem junge Männer anziehen.

Diese frohe Botschaft der Geschichte aber trübt Erica Chenoweth heute selbst ein: Sie will die 3,5 Prozent nicht mehr als eisernes Gesetz verstehen, sondern eher als Daumenregel, sagte sie jüngst dem *Harvard Magazine*. Gerade schreibt sie an einem neuen Buch, Arbeitstitel: »The End of People Power«. Warum? Sie beobachte, dass die Erfolgsrate zu sinken scheint. Die Gegenseite, also etwa autoritäre Regime, habe wohl dazugelernt, wie man Widerstand bricht.

Welches Risiko Menschen an vielen Orten der Welt eingehen, wenn sie ihre imaginierte Zukunft zu einer echten machen wollen, das zeigt der jüngste Report der Organisation Global Witness, die Umweltkriminalität dokumentiert. Seit 2012 zählt sie 2.253 getötete und verschwundene Umweltschützer. Allein 2024 wurden 146 Aktivisten zu Opfern – vier Fünftel davon in Lateinamerika. Viele von ihnen waren Indigene.

In Belém ist der Protest ausdrücklich erwünscht, nachdem der Klimagipfel drei Jahre lang in autoritären Staaten stattgefunden hat. Szenen wie jene, als gleich zum Gipfelbeginn Dutzende Indigene das Konferenzgelände stürmten, hatte es in Baku oder Dubai nicht gegeben. Auch so etwas nicht: Ein paar Kilometer von der COP entfernt findet auf dem Universitätscampus die Cúpula dos Povos statt, der »Gipfel der Menschen«. An manchen Tagen sind 20.000 Leute auf dem Gelände. 1.200 Organisationen aus aller Welt haben seit Juni zusammengetragen, was weltweit falsch läuft. Das dokumentieren sie hier – auch eine Form des Protests.

Wie in Belém geht es bei den allermeisten Protesten auf der Welt nicht ums große Ganze wie den Sturz der Regierung, sondern um konkrete Anliegen. Bei denen warnen die Politikwissenschaftlerin Hahrie Han von der Johns Hopkins University davor, hohe Demobeteiligung mit einem Kampagnenerfolg gleichzusetzen. Vielmehr sei wichtig, dass die Organisatoren gleichzeitig »mutig und pragmatisch« seien. Und gut vernetzt.

Tatsächlich lässt sich der jüngste, geradezu kuriose Erfolg einer deutschen Umweltbewegung nur so erklären: Die Gruppe BaumEntscheid hatte so lange Kontakte geknüpft und Proteste vorbereitet, dass sie am Ende nur mit der Mobilisierung drohen musste, um den Berliner Senat in diesem Herbst zur Verabschiedung eines Umweltgesetzes zu bringen. Das verpflichtet die Stadt, bis 2040 für eine Million gesunde Bäume zu sorgen. Ganz ohne Großdemo.

Wie lautet also das Fazit aus den Erkenntnissen der Protestforschung? Vielleicht so: Das Erfolgsrezept einer sozialen Bewegung sind nicht nur bunte Proteste. Ein langer Atem ist auch nötig. Und man sollte nicht überrascht sein, falls der Erfolg einmal doch ganz schnell kommt.

»Sollte es Leben außerhalb der Erde geben, ist das ein guter Ort, um danach zu suchen«

Josef Aschbacher plant eine Mission zum Saturnmond Enceladus und träumt von europäischen Astronauten in eigenen Raketen. Fürs Erste muss sich der Chef der Raumfahrtagentur Esa aber mit einem anderen Thema beschäftigen: der Verteidigung

DIE ZEIT: Herr Aschbacher, von Ihnen stammt die Geschichte einer fiktiven europäischen Astronautin namens Aurora, die im Jahr 2035 zum Mond fliegt. Die erzählen Sie einmal bei einer Esa-Veranstaltung. Wenn hingegen derzeit übers All gesprochen wird, geht es vor allem um Geopolitik und Souveränität. Haben wir die schönen Visionen verloren?

Josef Aschbacher: Nein, die Vision lebt. Die aktuelle Strategie der Europäischen Raumfahrtagentur bis zum Jahr 2040 enthält den Aufbau einer Mondökonomie mit Astronauten und Robotern, auch die Erkundung des Mars und anderer Teile des Universums.

ZEIT: In Bremen kommen nun Ministerinnen und Minister aus den 23 Mitgliedsländern der Esa zusammen, um über deren künftige Ausrichtung zu entscheiden. Schon vor drei Jahren hieß es, die europäische Raumfahrt stehe »an einem Scheideweg globaler Veränderungen«. Und heute?

Aschbacher: Europa muss in vielen Bereichen stärker und unabhängiger werden: auch im Weltraum und in der Verteidigung. Russlands Angriff auf die Ukraine hat unser Sicherheitsbewusstsein komplett verändert.

ZEIT: Auch das Verhältnis zu den USA ändert sich. Hätte Europa früher reagieren müssen?

Aschbacher: Ja. Europas Anteil an den weltweiten öffentlichen Investitionen in den Weltraumsektor ist sogar geschrumpft: 2019 lag er noch bei 15 Prozent, 2024 waren es zehn Prozent. So riskieren wir, die besten Unternehmen und Leute zu verlieren.

ZEIT: Unabhängiger werden, was heißt das konkret?

Aschbacher: Das heißt mit anderen zusammenarbeiten, aber nicht auf sie angewiesen sein. Die Nasa ist und wird ein wichtiger Partner bleiben. Wir arbeiten auch mit Indien, Japan, Südkorea, den Vereinigten Arabischen Emiraten und vielen anderen Ländern zusammen. Kanada spielt eine wichtige Rolle als einziges nichteuropäisches Land, das direkt an optionalen Esa-Programmen teilnehmen kann. Aber Europa muss Eigenes aufbauen. Bei der Satellitennavigation und der Erdbeobachtung ist uns das schon gelungen. Da sind unsere Systeme Galileo und Copernicus weltweit führend.

ZEIT: Wo herrscht noch Nachholbedarf?

Aschbacher: In der Telekommunikation.

ZEIT: Hier baut Elon Musk mit Starlink gerade ein globales Datennetz auf.

Aschbacher: Die EU wird gemeinsam mit einem kommerziellen Konsortium mit dem Satellitenprogramm Iris² Internet aus dem Weltraum bereitstellen, und wir unterstützen sie dabei. Für die Raketen ist es unser Ziel, häufiger starten zu können. Bei unserer European Launcher Challenge sind bereits fünf Firmen im Rennen, zwei davon aus Deutschland, Isar Aerospace und Rocket Factory Augsburg. Sie werden dazu beitragen, die europäische Autonomie langfristig zu stärken, mit kostengünstigen Raketen – und potenziell auch mit wiederverwendbaren.

ZEIT: Was glauben Sie, wann die erste wiederverwendbare Rakete aus Europa fliegt?

Aschbacher: Darüber entscheidet die Industrie. Die Esa ist die Kundin, die für Raketenstarts bezahlt. Wir helfen aber in der Technologieentwicklung, insbesondere beim Komplexesten: dem Raketenantrieb. Ein Beispiel dafür ist das Prometheus-Triebwerk, das mit der einstufigen, wiederverwendbaren Rakete Thémis getestet wird. Ein erstes Mal kurz abheben soll sie Anfang 2026.

ZEIT: Solche Raketen sollen schnell und günstig Satelliten in den Orbit bringen. Gibt es auch Pläne für Systeme, die Menschen transportieren können?

Aschbacher: Bislang können das nur die USA, China und Russland, bald wird Indien dazukommen. Ich wünsche mir sehr, dass wir Europäer diese Fähigkeit auch entwickeln. Das ist eines meiner Herzensthemen.

ZEIT: Man könnte auch argumentieren, Europa solle sich eine teure Eigenentwicklung sparen.

Aschbacher: Europa wäre doch technisch und wirtschaftlich absolut dazu imstande! Wir könnten europäische Astronauten mit eigenen Raketen ins All bringen, in eigenen Kapseln, vielleicht auch zum Mond – aber dafür benötigt es politische Entscheidungen auf höchster Ebene.

ZEIT: Die Politik beschäftigt sich derzeit allerdings stärker mit der militärischen Dimension des Weltraums. Die Esa scheut sich traditionell davor, sich mit militärischen Zielen zu identifizieren.

Aschbacher: Da wird sich etwas verändern. Die Mitgliedsländer haben mich beauftragt, einen



Foto: Laura Stevens für DIE ZEIT

Josef Aschbacher, 63, in der Esa-Zentrale in Paris: Der Sohn von Bergbauern aus Ellmau in Tirol studierte Meteorologie und Geophysik. Für die Europäische Raumfahrtagentur (Esa) und die EU baute er das Umweltsatelliten-Programm Copernicus auf. Im Jahr 2021 übernahm er das Amt des Esa-Generaldirektors

Vorschlag zu machen, was die Esa für die Verteidigung tun kann.

ZEIT: Was haben Sie vor?

Aschbacher: Nehmen wir Militärsatelliten, deren Radar- oder optische Aufnahmen vielleicht nur zur Hälfte genutzt werden. Werden die Daten gegenseitig mit anderen Partnern geteilt, ist der Nutzen des gesamten Systems viel höher. Wir bauen also ein System, um Mitgliedsstaaten anzubieten, ihre Kapazität mit anderen zu teilen. Wir nennen das Programm European Resilience from Space. Der Vorschlag hat einen Umfang von einer Milliarde Euro für Erdbeobachtung, Navigation und Telekommunikation. Das ist Schritt eins. Der zweite Schritt ist, zusätzliche Kapazitäten aufzubauen und eventuell neue Technologie zu entwickeln.

ZEIT: Mehr militärische Kapazitäten im All, das wollen viele Staaten derzeit. In Deutschland hat Verteidigungsminister Boris Pistorius dafür kürzlich 35 Milliarden Euro angekündigt. Wollen Sie von diesem Budget etwas abhaben?

Aschbacher: Das entscheidet allein das Ministerium. Ich kann aber sagen, dass mehrere europäische Verteidigungsminister die Absicht haben, sich an unserem Programm zu beteiligen. Und wenn ein Land in Vorhaben der Esa investiert, dann fließt über Industrieraufträge das Geld in dieses Land zurück.

ZEIT: Das kann übrigens auch auf die Nato-Verpflichtung angerechnet werden, nach der alle Staaten in Zukunft fünf Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts für Verteidigung aufwenden sollen.

ZEIT: Bei der Nasa herrschte in den vergangenen Monaten Chaos. Der frühere Chef trat zurück, es folgten zwei kommissarische Leitungen. Wäh-

Zusammenarbeit mit der Nasa. Wie geht die Esa damit um?

Aschbacher: Mit der Nasa arbeiten wir in erster Linie im Rahmen des Explorationsprogramms zusammen, das sind fünf Prozent meines Budgets – ein überschaubarer Anteil. Die Risiken sind beherrschbar.

ZEIT: Aber diese Risiken beziehen sich auf besonders prestigeträchtige Vorhaben!

Aschbacher: Das stimmt, da geht es um Flüge zur Internationalen Raumstation und um das Mondprogramm Artemis. Wir stehen mit der Nasa in guten Verhandlungen. Unser Plan A ist, die Kooperation fortzusetzen.

ZEIT: Bei der Nasa herrschte in den vergangenen Monaten Chaos. Der frühere Chef trat zurück, es folgten zwei kommissarische Leitungen. Wäh-

renddessen hatte Donald Trump Jared Isaacman für den Chefposten zuerst nominiert, dann abgesagt, ihn nun erneut nominiert ...

Aschbacher: Die Nasa ist ein starker Partner, und wir werden uns den Umständen entsprechend anpassen.

ZEIT: Bislang haben Nasa und Esa gemeinsam daran gearbeitet, erstmals Gesteinsproben vom Planeten Mars zur Erde zu bringen. Jetzt steht das Projekt infrage. Falls die Nasa aussteigt, haben Sie dann einen Plan B?

Aschbacher: Ja, sollte es so weit kommen, wäre eine Option, unseren Earth Return Orbiter in eine neue Mission umzuwandeln, die eventuell Messungen der Marsatmosphäre oder der inneren Struktur machen könnte.

ZEIT: Die Trump-Regierung will das Forschungsbudget der Nasa halbieren. Wäre das nicht die Gelegenheit für Europa, selbstbewusst in diese Lücke zu springen?

Aschbacher: Genau das habe ich dem Ministerrat vorgeschlagen: zum ersten Mal seit Jahrzehnten das Wissenschaftsprogramm der Esa deutlich zu erhöhen.

ZEIT: Wofür wollen Sie das Geld ausgeben?

Aschbacher: Derzeit bauen wir Lisa, ein Welt Raumobservatorium, um Gravitationswellen im All zu beobachten. Außerdem bereiten wir das Röntgenteleskop NewAthena vor, um Schwarze Löcher zu untersuchen. Und wir arbeiten an einer Lande-Mission zu einem Eismond des Saturns, Enceladus. Unter dessen dicker Eisschicht liegen riesige Ozeane. Sollte es Leben außerhalb der Erde geben, ist das ein guter Ort, um danach zu suchen.

ZEIT: Dann könnte Europa die erste Entdeckung außerirdischen Lebens für sich reklamieren?

Aschbacher: Das wäre doch was! Aber wir sind noch weit davon entfernt. Allein der Flug dauert zehn Jahre, geschweige denn die Planung und Entwicklung.

ZEIT: Kehren wir zurück zur Erde. Klimaschutz hat politisch derzeit einen schweren Stand, die EU hat gerade ihre Ziele abgeschwächt. Wie reagiert die Esa darauf?

Aschbacher: Der Klimawandel bleibt die größte Bedrohung für Europa und die Welt. Auch nach dem Krieg, auch in zehn oder hundert Jahren. Wir brauchen ein exzellentes Satellitensystem, um zu verstehen, was auf unserem Planeten passiert! Der Klimawandel steht also ganz oben auf unserer Agenda – und wird dort immer bleiben. Übrigens, unsere Erdbeobachtungssatelliten, die wir für Klimamessungen nutzen, wurden von Anfang an so konzipiert, dass sie auch andere Fragen beantworten. Sie liefern beispielsweise Daten zur Luftverschmutzung, die für die öffentliche Gesundheit wichtig sind. Und sie messen Flächennutzungen für Landwirtschaft und Stadtplanung.

ZEIT: Bundesforschungsministerin Dorothee Bär hat angekündigt, den deutschen Beitrag zur Finanzierung der Europäischen Raumfahrtagentur zu erhöhen, von bislang rund 3,5 auf fünf Milliarden Euro. Und in einem Podcast hat sie gesagt, vielleicht lege sie sogar »noch eine Schippe drauf«.

Aschbacher: Das wäre schön. Ich wünsche mir in der Esa ein starkes Deutschland, weil es sehr viel anzubieten hat.

ZEIT: Zum Schluss zurück zur Astronautin Aurora. Werden wir in den nächsten zehn Jahren eine Europäerin oder einen Europäer auf dem Mond sehen?

Aschbacher: Bei Artemis werden drei europäische Astronauten zu Gateway mitfliegen, einer zukünftigen Station in der Mondumlaufbahn. Ob davon tatsächlich jemand auf dem Mond landet, ist noch offen.

ZEIT: Ebenso wie die Frage, ob diese Station tatsächlich wie geplant in den Mondorbit kommt! Aber es gibt ja auch noch andere Ziele. Als die Esa Ende 2022 ihren Astronautennachwuchs vorgestellt hat, war auch der Mars auf der Bühne abgebildet ...

Aschbacher: Um Menschen auf den Mars zu bringen, müssen noch viele technische Hürden bewältigt werden! Ob das in zehn Jahren gelingt, will ich nicht vorhersagen.

Das Gespräch führten **Sibylle Anderl** und **Philip-Johann Moser**

Exoplaneten erforschen

Seit Ende 2019 untersucht das Weltraumobservatorium Cheops in 700 Kilometer Höhe über der Erde **ferne Planeten**, wenn diese vor ihren Heimatsternen vorbeiziehen und deren Licht dimmen.

Sonnenausbrüche vorhersagen

Seit 2020 umkreist die Raumsonde **Solar Orbiter** in Ellipsen die **Sonne** und untersucht ihre **Pole** und ihr **Magnetfeld**. Auch den Ausbruch energiereicher Partikel (»Weltraumwetter«) beobachtet sie.

Vier Missionen der Esa

Eismonde auskundschaften

Zu drei eisigen Monden des Planeten Jupiter ist die Raumsonde **Juice** unterwegs: **Europa**, **Ganymed** und **Kallisto**. Im Jahr 2023 gestartet, soll sie 2031 ankommen und bis 2035 Daten sammeln.

Unsichtbares verstehen

Seit Anfang 2024 scannt das Teleskop **Euclid** den Himmel ab. Seine Aufnahmen im sichtbaren und infraroten Bereich sollen Aufschluss geben über **Dunkle Energie** und **Dunkle Materie**.

Ernährung



Foto: [M] Louise Hagger und Lucy-Ruth Hattaway (Food-Styling)

Schmeckt verdächtig gut

Die Liste der Zusätze in Lebensmitteln ist oft erschreckend lang. Forscher wollen nun den Beweis führen, wie schädlich hoch verarbeitete Produkte wirklich sind. Antworten auf die wichtigsten Fragen VON JAN SCHWEITZER

Gleich drei Artikel hat die britische Fachzeitschrift *The Lancet* am Mittwoch zu einem Thema veröffentlicht, das sehr viele Menschen betrifft: hoch verarbeitete Lebensmittel. Eine internationale Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beschreibt darin, wie diese Nahrungsmittel frische und wenig verarbeitete Lebensmittel und Mahlzeiten verdrängt hätten, dass sie die Ernährung verschlechtert hätten und dass sie mit einem erhöhten Risiko für verschiedene chronische Krankheiten verbunden seien. Als Konsequenz daraus fordern die 43 Forscherinnen und Forscher gezielte Maßnahmen, um den Konsum solcher Lebensmittel zu begrenzen. Nur: Ganz sei eindeutig und klar, wie die Autoren behaupten, ist es nicht. Das Thema ist in der Wissenschaft stark umstritten.

Welche Lebensmittel gelten als »hoch verarbeitet«?

Schon diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Auch deshalb haben viele Forscher ein Problem mit dem Thema. In der Kritik steht vor allem die sogenannte Nova-Klassifikation – die die Grundlage für die Veröffentlichungen in *The Lancet* bildet. Die Klassifikation wurde 2010 vom brasilianischen Mediziner und Epidemiologen Carlos Monteiro veröffentlicht, der auch zum Autorenteam der aktuellen Artikel gehört. Danach kann man hoch verarbeitete Lebensmittel vor allem an ihren Zusätzen erkennen: Aromen, Süßungsmitteln, Emulgatoren, modifizierter Stärke, Proteineisolaten, bestimmten Fetten, Emulgatoren und Farbstoffen. Aber auch Zucker, Fett oder Salz findet man darin, oft in höheren Konzentrationen als in weniger verarbeiteten Lebensmitteln.

Beispiele sind Kartoffelchips, Tiefkühlkost wie Pizzen oder Fischstäbchen, pflanzliche Getränke aus Hafer oder Erbsen, Fleischersatzprodukte, Kekse, Plätzchen und Gebäck wie etwa Donuts, Schokolade und Eismilch, Softdrinks und Limonaden, Hotdogs, Burger und Würstchen, süße Riegel, Frühstücksflocken, Margarine, Fertigsoßen, Tütenuppen sowie Fertiggerichte. Aber auch industriell gefertigte Säuglingsnahrung gehört dazu, verzehrfertiges Sauerkraut, Milchprodukte mit bestimmten Zusatzstoffen, Snacks auf Nussbasis, Tofuprodukte, verzehrfertige Linsen, verpacktes (Vollkorn-)Brot oder Vollkornbrot vom Bäcker, wenn es mit Jodsalz angereichert ist. Auch der Zusatz von Vitamin C, Folsäure oder Rote-Bete-Extrakt kann zur Einordnung »hoch verarbeitet« führen.

Viele Ernährungswissenschaftler fragen sich deswegen, warum ein Lebensmittel als hoch verarbeitet eingestuft wird, nur weil es einen bestimmten Zusatzstoff enthält, der noch nicht einmal die Gesundheit schädigt, oder warum Babynahrung als hoch verarbeitet gilt, die nicht ungesund ist.

Ein weiteres Problem: Es ist nicht einfach, ein Lebensmittel anhand der Nova-Klassifikation als »hoch verarbeitet« zu erkennen, daran scheitern selbst Experten. Konsumenten im Supermarkt fällt das erst recht schwer.

Zudem kommt kaum jemand an ihnen vorbei: In einer repräsentativen Marktanalyse des Ernährungsmediziners Matthias Fasshauer von der Justus-Liebig-Universität Gießen waren in Deutschland von insgesamt 24.905 Produkten 12.843 hoch verarbeitet, also etwas mehr als die Hälfte.

Warum sind solche Lebensmittel problematisch?

Viele dieser Nahrungsmittel enthalten bezogen auf ihr Gewicht viele Kalorien. Zudem sind sie häufig weicher, man muss nicht viel kauen und schluckt sie deswegen schnell hinunter – sie machen also nicht so schnell satt. Und sie schmecken häufig intensiver, viele Menschen würden sagen: besser. Denn häufig bestehen sie aus einer verführerischen Kombination aus Fett, Zucker, Salz, aber auch Süßungsmitteln und Aromen. Zudem sehen sie oft besser aus. Die *Lancet*-Autoren beschreiben es so: »Aromen, Farbstoffe, Emulgatoren und andere Arten von Zusatzstoffen mit kosmetischer Funktion werden verwendet, um das Endprodukt gut aussehen, es gut anzuflöhnen, gut klingen, gut riechen und gut schmecken zu lassen, oft sogar übermäßig gut.« Das alles führt laut den Autoren dazu, dass diese Lebensmittel übermäßig konsumiert werden.

Auf lange Sicht sollen sie das Risiko erhöhen, diverse Krankheiten zu bekommen. Das zeigte auch der erste Artikel des Forscherteams. Mehr als 100 Langzeitstudien überprüften es dafür, darin zeigten sich Zusammenhänge für verschiedene Erkrankungen, darunter Fettleibigkeit, Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Depressionen, chronische Nierenerkrankungen und Bluthochdruck. Es steigt sogar das Risiko für einen vorzeitigen Tod.

Woran aber liegt das? Daraan, dass solche Lebensmittel weniger natürlich sind und deswegen weniger gesundheitsfördernde Pflanzenstoffe enthalten? Dass sie kalorienreicher sind und deswegen zu Übergewicht führen? Dass es eventuell giftige Verunreinigungen gibt, weil die Zusätze ja künstlich hergestellt wurden? Dass die Zusatzstoffe Entzündungen im Körper verursachen? Dass das Mikrobiom des Darms gestört wird? Man weiß es nicht.

Ist denn bewiesen, dass sie schädlich sind?

Menschen, die hoch verarbeitete Lebensmittel verzehren, erkranken häufiger an den beschriebenen Krankheiten: Dieser Zusammenhang ist in vielen Untersuchungen belegt. Er beweist allerdings nicht, dass der Konsum dieser Lebensmittel auch wirklich verantwortlich ist für die Erkrankungen. Ein Zusammenhang könnte sich auch deswegen zeigen, weil die Menschen, die solche Lebensmittel essen, insgesamt weniger gesund leben, also auch häufiger rauchen oder sich weniger bewegen. Solche verzerrenden Einflüsse auf das Studienergebnis versuchen Wissenschaftler herauszurechnen – doch das gelingt meist nicht ganz.

Immer wieder wird von anderen Ernährungswissenschaftlern angeführt, dass hoch verarbeitete Lebensmittel häufig kalorienreich und salzig sind, dass sie viel Zucker und Fett enthalten – Inhaltsstoffe, die bekanntermaßen negativ auf die Gesundheit wirken können. Wenn es also tatsächlich einen schädlichen Einfluss auf die Gesundheit gibt, ist dann wirklich die Verarbeitung dafür verantwortlich? Oder ist es einfach die Zusammensetzung?

Zudem ist schon lange bekannt, dass sich gesüßte Getränke und verarbeitetes rotes Fleisch negativ auf die Gesundheit auswirken können. Ließe man diese beiden hoch verarbeiteten Lebensmittelarten heraus, fände man kaum noch Belege für eine gesundheitsschädliche Wirkung hoch verarbeiteter Lebensmittel, sagen viele Kritiker.

Sind hoch verarbeitete Lebensmittel möglicherweise doch unschädlich?

Nein, das kann man so pauschal nicht sagen. Es gibt nur keine Beweise dafür, dass es an der Verarbeitung liegt. Vielleicht ist der eindeutige wissenschaftliche Nachweis für den Einzelnen aber auch gar nicht so entscheidend. Denn eines ist ja klar, das würden wohl auch die meisten Kritiker unterschreiben: Viele hoch verarbeitete Lebensmittel sind ungesund. Ob sie es wegen ihrer Verarbeitung sind, wegen ihrer Zusammensetzung oder aus anderen Gründen, spielt keine Rolle bei der Entscheidung, was man essen sollte und was besser nicht.

ANZEIGE

Was kann man selbst tun?

Hoch verarbeitete Lebensmittel meiden. Dass klingt einfacher, als es ist, weil sie so verbreitet sind. Aber es gibt ein paar eingängige Regeln, die der amerikanische Wissenschaftsjournalist Michael Pollan schon vor Jahren aufgestellt hat und die den Einkauf erleichtern. Die wichtigste lautet: »Eat food. Not too much. Mostly plants.« Essen Sie (frische) Lebensmittel, in Maßen und vor allem Pflanzen. Und im Detail können noch diese Tipps helfen: Vermeiden Sie Produkte mit mehr als fünf Zutaten; meiden Sie Produkte mit Zutaten, die ein Grundschulkind nicht aussprechen kann; essen

Sie nur Lebensmittel, die irgendwann verderben – unverarbeitetes Essen wird schlecht; essen Sie nichts, was Ihre Urgroßmutter nicht als Essen erkannt hätte.

Und zuletzt: Brechen Sie ab und an ruhig mal die Regeln. Denn natürlich schadet es niemanden, wenn er auch mal Wurst isst oder eine Tiefkühlpizza.

Hören Sie den Podcast

Woher weißt Du das? Unser Wissens-Podcast über Wissenschaft, Alltag und Gesellschaft. Jetzt anhören unter www.zeit.de/zw-podcast

**EIN BISSCHEN
HANDMADE
PASST IN JEDES
PAKET.**

Freude verschicken
als Päckchen ab
4,19 €

Versende Selbstgemachtes:
Jetzt online frankieren – per
App oder auf dhl.de/passt

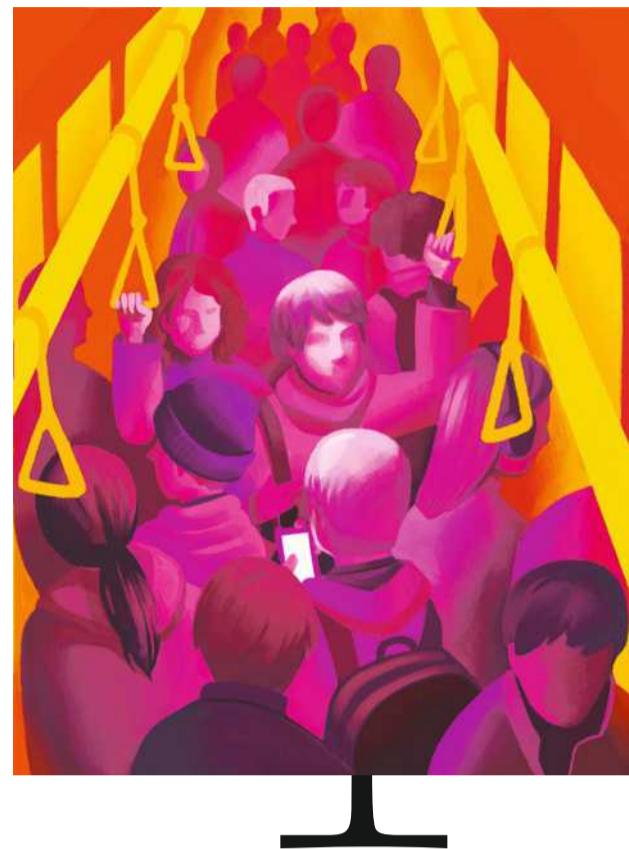
Deutsche Post DHL

Psychotherapie

Bei einer Panikstörung erleben die Betroffenen oft plötzliche Attacken von Herzrasen, Schwindel oder Atemnot



Agoraphobie ist die Angst vor Situationen, denen man schlecht entkommen kann, etwa in Menschenmengen



Wer unter einer Sozialphobie leidet, fürchtet das negative Urteil anderer



Angststörungen sind die häufigste psychische Krankheit. Dabei gibt es eine Therapie, die vielen Menschen helfen könnte –

Jana Busch ist heute Bus gefahren, eine Stunde lang. »Ich bin superstolz!« Normalerweise vermeidet sie Busse, Bahnen, auch Autofahrten und Cafés. Einen Monat lang ist sie überhaupt nicht rausgegangen. Aus Angst.

Es geht los mit einem Kribbeln im ganzen Körper, ihr Herz pumpt, der Atem jagt und ein Gedanke hinterher: Wie kommst du hier wieder raus? Ihre Hände verkrampten, sie kann ihr Handy nicht benutzen, keine Hilfe rufen. »Und dann habe ich Angst zu sterben.«

Jana Busch leidet an einer Panikstörung, die ersten Attacken hatte sie vor zwei Jahren. Eigentlich heißt die 26-jährige Mode-Stylistin anders. Sie möchte nicht, dass ihr echter Name in der Zeitung steht, damit ihre Krankengeschichte privat bleibt.

Millionen Menschen in Deutschland leiden so sehr unter Ängsten, Phobien, Sorgen, dass sie Hilfe brauchen. Angsterkrankungen sind die häufigsten psychischen Störungen. Die letzte umfassende Studie zur psychischen Gesundheit in Deutschland stammt aus den Jahren von 2008 bis 2011. Damals hatten insge-

samt 15 Prozent der Erwachsenen eine Angststörung. Danach gab es hierzulande keine weiteren derartigen Erhebungen. In den Niederlanden schon – dort nahmen Angsterkrankungen deutlich zu.

Warum das so ist, können Wissenschaftler nur vermuten. Liegt es an der Veränderung der Welt jedes Einzelnen – der Beschleunigung des Lebens, dem Leistungsdruck, dem Zwang zur Mobilität? An den schlechten Nachrichten aus der Welt draußen – Kriege, Katastrophen, Klimakrise? Überprüfen lässt sich das kaum.

Bei jedem Betroffenen können verschiedene Faktoren zusammenspielen: genetische Veranlagung, übermäßig ängstliche oder besorgte Eltern, eine belastende Lebenssituation. Stress kann die Alarmanlage des Körpers so scharf schalten, dass sie sogar dann anschlägt, wenn etwas völlig Harmloses ansteht. Wie eine Fahrt mit dem Bus.

Jana Busch will das nicht mehr. »Ich möchte bestimmen, was ich tue, nicht die Panik«, sagt sie. Die junge Frau wirkt offen, entschlossen. Völlig aufgelöst vor Angst, so kann man sie sich kaum vorstellen. Doch vor ein paar Wochen erging es ihr genau so.

»Ich war auf der Autobahn unterwegs, da kam alles wieder hoch«, erzählt sie. Nach den ersten Attacken vor zwei Jahren war die Panik zunächst abgeflaut. Bis zu dieser Autofahrt. »Ich hatte eine Attacke nach der anderen, musste immer wieder runter von der Autobahn, fünf, sechs Mal. Dann habe ich geschafft, meine Eltern anzurufen. Ich hab nur noch geweint.«

Sie landet in der Notaufnahme des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, auf einen Platz in der Tagesklinik hätte sie ein halbes Jahr warten müssen. Die Therapeutin in der Notaufnahme macht ihr einen Vorschlag: An der Uniklinik werde gerade eine neue Therapie gegen Panikstörungen erprobt, nur vier Tage dauere sie. Busch sagt sofort zu.

Nur vier Tage, kann das funktionieren? Viele Patienten leiden schließlich seit Jahren unter der Panik. »Mit dieser Methode kann man in kurzer Zeit erstaunlich viel erreichen«, sagt die Psychologin Lena Jelinek, die zum Behandlungssteam des UKE gehört. Außerdem hätten die Patienten gar nicht weniger Stunden als bei einer herkömmlichen Therapie, da würden sie nur über ein halbes Jahr verteilt.

Das Programm kommt aus Norwegen, dort ist es bereits in Pilotstudien erprobt. Die Symptome der Teilnehmer reduzierten sich auf weniger als ein Viertel des Ausgangsniveaus – und der Effekt hielt nicht nur an, sondern verstärkte sich sogar mit der Zeit. Eineinhalb Jahre nach der Blitztherapie galten 90 Prozent der Patienten als symptomfrei.

»Zentral ist die Exposition, also dass die Patienten sich den Dingen aussetzen, vor denen sie Angst haben«, erklärt Jelinek. Dabei erfahren sie, dass sie das schaffen und dass die Angst wieder abnimmt. »Es geht ums Machen: Just do it!« Das ist das genaue Gegenteil von dem, was Menschen mit starken Ängsten meist automatisch tun: allem aus dem Weg gehen, was eine Attacke auslösen könnte.

Doch die Vermeidung ist eine Komplizin der Angst. Das gilt für alle Arten von Angsterkrankungen: für Panikstörungen wie die von Jana Busch, für spezifische Phobien, also Ängste vor konkreten Dingen oder Situationen. Spinnen etwa, Höhe oder dem Fliegen. Für die Agoraphobie, die Angst vor öffentlichen Plätzen und Menschenmengen. Für die Sozialphobie, die übertriebene Sorge, von anderen negativ bewertet zu werden. Und für die generalisierte Angststörung, bei der die Patienten ständig fürchten, dass irgendetwas Schlimmes passieren könnte. Doch wer seiner Angst aus dem Weg geht, lernt mehr und mehr, mit ihr umzugehen. Und jedes »Lieber nicht« fürtet die Angst sogar.

Exposition wiederum ist das Mittel der Wahl in den meisten Fällen. »Wir wissen, dass das sehr gut wirkt«, sagt die Psychologin Jelinek. »Aber egal, wie viele Studien ich dazu publiziere, es wird viel zu selten angewendet.«

Eine Umfrage unter Hunderten Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten ergab vor einigen Jahren, dass nicht einmal bei jeder zweiten

Angsttherapie die Exposition zum Einsatz kam. Als Gründe nannten die Befragten unter anderem, die Exposition koste zu viel Zeit, rechtliche und versicherungstechnische Aspekte seien unklar, und der erhöhte Aufwand werde nicht durch die Vergütung gerechtfertigt.

Dahinter stecke aber oft etwas anderes, sagt Jelinek: »Viele trauen sich diese Methode nicht zu, weil sie sehr intensive Emotionen bei den Patienten auslöst. Da muss man begleiten können.« Nicht wenige Therapeuten haben offenbar selbst Angst – vor der Angst ihrer Patienten. Jelinek nennt das »Phobie à deux«. Was den Behandlern helfen könnte: Dasselbe wie den Patienten: Exposition. »Sie müssen das selbst erleben«, sagt Jelinek, »mit echten Patienten, nicht bloß im Rollenspiel.«

Bei der Kompakttherapie am UKE kann sich keiner wegdrücken, weder Patienten noch Therapeutinnen. An jedem Viertagekurs nehmen drei bis vier Erkrankte teil, für jeden ist ein Behandler dabei, aber die Paarungen wechseln, und vieles läuft in der Gruppe. »So können wir uns gegenseitig auf die Finger schauen«, erklärt Jelinek. »Da gibt es kein Rumvermeiden.«

Für Jana Busch war heute Tag 3. Sie ist nicht nur Bus gefahren, sie war auch im Café, mit einer Therapeutin, erzählt sie. Bei den Expositionen darf die Journalistin nicht dabei sein, damit die Patientin sich ganz auf ihre Therapie konzentriert kann. Was sie dabei lerne, sei für sie ein ganz neuer Ansatz, sagt Busch. »In der Verhaltenstherapie geht es sonst oft darum, sich zu regulieren, sich zu beruhigen«, erklärt sie. »Hier ist der Trick, sich den Sachen auszusetzen und die Reaktion so anzunehmen, wie sie ist.«

Am nächsten Tag steht ihr Endgegner an: der Hamburger Hauptbahnhof. »Da am Gleis zu

»Schluckt man diese Pillen, kommt die Angst bald umso heftiger zurück«

DIE ZEIT: Frau Domschke, fünf Monate warten Patienten im Schnitt auf eine Psychotherapie, das zeigen Zahlen der gesetzlichen Krankenkassen. Können auch Medikamente gegen eine Angststörung helfen?

Katharina Domschke: Angsterkrankungen entstehen auf zwei Ebenen, auf der psychosozialen, also in unserem Umfeld, und auf der biologischen. Deshalb ist es auch sinnvoll, auf beiden Ebenen anzusetzen – auf der psychosozialen mit Psychotherapie und auf der biologischen mit Medikamenten.

ZEIT: Welche Medikamente wirken denn gut? **Domschke:** Antidepressiva, das wissen wir aus wissenschaftlichen Studien. Diese Mittel wurden auch für Angsterkrankungen erprobt, sie sind meist gut verträglich und machen nicht abhängig. Es dauert etwa drei Wochen, bis sie wirken, danach helfen sie gut, etwa in der Wartezeit auf einen Therapieplatz oder in Kombination mit einer Psychotherapie. Manchmal ermöglichen sie so eine Therapie sogar erst.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Domschke: Viele Patienten sind von Angsterkrankungen so schwer betroffen, dass sie überhaupt keine Psychotherapie schaffen. Denn da ist die wirksamste Methode die Exposition, bei der stellen sich die Patienten jenen Dingen, die sie fürchten, und lernen dabei, die Angst auszuhalten. Das ist sehr anstrengend! Das geht nicht ohne eine gewisse Stabilität.

ZEIT: Sollten Angstpatienten Antidepressiva immer mit einer Psychotherapie kombinieren?

Domschke: Nicht unbedingt. Grundsätzlich empfehlen die Leitlinien entweder eine Psychotherapie oder Antidepressiva – und eine Kombination dann, wenn eines allein nicht hilft oder die Erkrankung schwerer ausgeprägt ist.

ZEIT: Früher hat man auch oft Beruhigungsmittel wie Benzodiazepine verschrieben. Heute wird in den ärztlichen Leitlinien nur noch in Ausnahmefällen dazu geraten. Weshalb?

Domschke: Benzodiazepine machen schnell abhängig. Sie sollten deshalb nur im Notfall verschrieben werden und auch nur für einen kurzen Zeitraum. Allerdings nehmen die Verordnungen auf Privatrezept sogar zu, besonders von Hausärzten. Das ist wirklich ein Problem. Diese Medikamente sind sehr heikel, sie können nämlich auch dazu führen, dass sich Ängste verstetigen.

ZEIT: Wie das?

Domschke: Schluckt man diese Pillen, nimmt die Angst erst einmal ab, aber bald kommt sie dann umso heftiger zurück. Denn man lernt nicht, mit ihr umzugehen. Damit sie dauerhaft zurückgeht, muss man die Erfahrung machen, dass man eine Situation trotz Angst überlebt: dass sie einen nicht killt! Wenn man stattdessen die Angst killt, etwa mit Benzodiazepinen, gibt es diesen Lerneffekt nicht.

ZEIT: Diese Medikamente sind also so etwas wie Vermeidung?

Domschke: Ganz genau. Und dass die Zahl der Privatrezepte zunimmt, also die Verschreibungen auf eigene Kosten, spricht dafür, dass viele Menschen gezielt danach fragen. Das heißt auch, dass

**DER NEUE,
VOLLELEKTRISCHE MAZDA6e**

MIT BESTER AUSSTATTUNG FÜR 44.900 €*

Ein elektrisches Fahrerlebnis, geprägt durch japanische Handwerkskunst.
Mit bis zu 552 km** Reichweite.

Energieverbrauch kombiniert für den Mazda6e EV Takumi: 16,6 kWh/100km.
CO₂-Emissionen kombiniert im Fahrbetrieb: 0 g/km. CO₂-Klasse: A.

Energieverbrauch kombiniert für den Mazda6e EV Long Range: 16,5 kWh/100km.
CO₂-Emissionen kombiniert im Fahrbetrieb: 0 g/km. CO₂-Klasse: A.

Weitere Informationen zur elektrischen Reichweite, Energiekosten, KFZ-Steuer und CO₂-Kosten finden Sie unter www.mazda.de/energieverbrauch

6 JAHRE MAZDA GARANTIE



Psychotherapie

Spezifische Phobien
sind Ängste vor ganz
konkreten Dingen ...

... oder Situationen,
wie einer Reise im Flugzeug
oder großer Höhe

Bei einer generalisierten Angststörung
tauchen im Kopf immer neue Sorgen
auf und drehen Runde um Runde



wenn man sie bloß häufiger anwenden würde VON STEFANIE KARA

stehen und auf die Bahn zu warten, das ist meine größte Horrorvorstellung«, sagt Busch, »das Gedränge und dann der Gedanke: Was ist, wenn ich jetzt eine Attacke bekomme?..« Zuletzt hatte sie eine heftige Panikattacke, als sie auf den Zug nach Süddeutschland wartete. »Aber ich will mit dem ICE irgendwohin fahren können.«

Bei der Busfahrt hatte noch eine Therapeutin neben ihr gestanden, hatte sie gefragt, was ihr durch den Kopf gehe, was sie fühle, ob sich eine Panikattacke meldete – und sie provoziert: Was wäre, wenn wir jetzt zehn Minuten im Stau stehen? Den Hauptbahnhof will Jana Busch allein meistern. »Das ist für mich viel schlimmer als in Begleitung«, erklärt sie. »Wir sollten die fieseste Situation aussuchen, das ist das beste Training.«

Nach der Exposition schickt sie eine Mail: »Ich war zwar aufgeregter, aber ich konnte irgendwie super mit der Situation umgehen, indem ich mir gesagt habe: ›Dein Herz klopft zwar gerade schneller, und du atmest schwerer, und es kann sein, dass das Gefühl noch etwas anhalten wird, kann aber auch sein, dass es gleich wieder weggeht. Ich akzeptiere, dass es da ist, und kämpfe nicht dagegen an. Das hat super geklappt.«

Befreit sei sie nicht von ihrer Angst, sagt sie einige Wochen später am Telefon, aber es helfe ihr, zu wissen, dass da mit der Akzeptanz funktioniere. »Am Anfang der vier Tage haben wir Patientinnen gedacht, das kann es ja wohl nicht sein, einfach akzeptieren«, erklärt sie. »Wir dachten, wir müssten ganz viele Sachen machen. Aber es ist eigentlich ziemlich simpel.«

Simpel schon – aber nicht einfach. Die Exposition kostet Überwindung und Kraft, schließlich müssen die Patienten genau dorthin gehen, wo ihnen der Schweiß ausbricht. Genau das machen, was ihre Angst nicht will.

Aber was, wenn man sich nicht vor dem Busfahren fürchtet, vor Spinnen, Menschenmengen oder schiefen Blicken – sondern vor allem Möglichen? Davor, dass man krank werden könnte, dass die Liebsten verunglücken könnten, dass man den Job verlieren könnte, die Wohnung und am Ende verarmt in der Gosse landet. Genau so funktioniert die generalisierte Angststörung: Die Sorgen haben kaum etwas mit realen Dingen oder Situationen zu tun, sondern drehen im Kopf Runde um Runde. Wenn die Exposition so erfolgreich ist – können auch diese Patienten davon profitieren? Wie setzt man sich einer Angst aus, die allein im Kopf stattfindet?

Die Fachfrau für diese Frage ist Eni Becker von der Radboud-Universität in Nijmegen. »Als ich anfing, mit Patienten mit generalisierter Angststörung zu arbeiten, fand ich die rätselhaft«, erzählt die Psychologin. »Diese Menschen sorgen sich acht bis zehn Stunden am Tag und dazu nachts, oft Jahre- oder sogar Jahrzehntelang. Warum wird das nicht irgendwann langweilig?«

Dann begann sie zu verstehen, wie die Betroffenen dieses Dauersorgen durchhalten: Sie wechseln ständig das Thema, denken keine Sorge zu Ende, sondern springen dauernd zur nächsten. »Das hilft ihnen, keine große Angst oder Trauer oder Wut zu fühlen. Stattdessen empfinden sie ein gleichbleibendes Unglück, das kann erst mal angenehmer sein«, erklärt Becker. Das Sorgen selbst wird zur Vermeidung.

Doch ab wann sind Sorgen eine Krankheit? Befürchtungen rund um die Liebsten, den Job, die Weltlage – das kennt schließlich fast jeder. »Wenn jemand ständig so angespannt ist wie vor einer Prüfung, dauernd müde, weil er vor Sorgen kaum schlafst, dann sollte er etwas unternehmen«, sagt Becker. Zur Diagnose stelle sie den Patien-

ten auch eine Frage, die in keiner Leitlinie steht: Was machen Sie gegen Ihre Sorgen? »Wenn jemand dann wie aus der Pistole geschossen sagt: Sudoku, Putzen, Fernsehen – dann horche ich auf. Denn wer sich nur hin und wieder sorgt, der unternehmerisch nicht so gezielt etwas dagegen.«

Die Behandlung der generalisierten Angststörung sei komplizierter als die anderer Angsterkrankungen, sagt die Psychologin. »Viele Therapeuten hassen diese Störung, weil die Patienten ständig etwas Neues finden, über das sie sich sorgen können.« Becker hat deshalb zusammen mit dem Psychologen Jürgen Margraf von der Ruhr-Universität Bochum ein Programm entwickelt, das das Prinzip der Exposition auf die Welt der Gedanken überträgt.

»Die Patienten müssen sich ihre schlimmste Sorge so konkret wie irgend möglich ausmalen und sie zu Ende denken«, erklärt Becker. Die Gefühle, die dabei aufkommen, sollen sie aushalten, statt zur nächsten Sorge zu springen. »Bei so einer Exposition in Gedanken können die Patienten natürlich leichter ausweichen, als wenn ich ihnen eine Spinne vor die Nase halte. Sie müssen selbst dran-

bleiben.« Die Psychologin unterstützt sie dabei – auch indem sie im Gespräch die Vorstellung noch ein bisschen schlimmer macht. »Da muss man auch als Therapeutin Mut haben und ein bisschen gnadenlos sein.« Das werde belohnt. Eni Becker hat dieselbe Erfahrung gemacht wie ihre Kollegin Lena Jelinek in Hamburg: »Es verändert sich sehr viel in kurzer Zeit.«

Bei dieser Therapietechnik geht es nicht um die Inhalte der Sorgen – Armut, Tod, Weltuntergang –, sondern ums Prinzip: die Angst vor Emotionen. Auch wenn die Störung kommt, sei für die Behandlung nicht entscheidend, sagt Becker: »Natürlich kann es entlasten, etwas darüber zu erfahren, schließlich sind wir Menschen erzählende Wesen.« Viel wichtiger aber sei, was die Störung aufrechterhält: das Sorgen als Vermeidungstaktik.

Da ist sie wieder, die Komplizin der Angst. Fast jeder kennt sie – wer vermeidet nicht lieber, was er fürchtet? Tatsächlich nehmen nicht nur Angststörungen zu, sondern auch Ängste und Sorgen, die quälen, ohne schon eine Krankheit zu sein. Das zeigen Zahlen des Robert Koch-Instituts. Es befragt

regelmäßig am Telefon Menschen nach zwei einzelnen Symptomen von Ängsten, hier geht es also nicht um die Diagnose von Krankheiten. Von 2021 bis 2024 hat sich der Anteil derjenigen, die solche Anzeichen bei sich wahrnehmen, mehr als verdoppelt, auf fast 15 Prozent.

Könnte das auch daran liegen, dass angesichts der zunehmenden Verücktheiten der Welt der Rückzug immer verlockender erscheint? Ist nicht auch das Scrollen von einer Katastrophe zur nächsten so etwas wie paradoxe Vermeidung? – Und könnten wir uns dann nicht alle ein bisschen was von der Bevölkerung für Angststörungen abgucken?

Eni Becker findet schon, »Wenn man sich sorgt, dann richtig. Also: die Sorgen zu Ende denken. Was kann schlimmstenfalls passieren? Dabei hilft Aufschreiben.« Und man solle sich fragen, ob das Sorgen überhaupt etwas bringt. Hilft es, eine Lösung zu finden? Führt es dazu, dass man sich engagiert? Kann man etwas ändern? Falls ja machen! Falls nicht, empfiehlt die Psychologin, sich darauf zu konzentrieren, was es tatsächlich zu tun gibt: »Dann kann man auch weiter Butterbrote schmieren.«

ANZEIGE

**EIN BISSCHEN
WOOW
PASST IN JEDES
PAKET.**

Freude auspacken
als Päckchen ab
4,19 €

Überrasche deine Liebsten:
Jetzt online frankieren – per
App oder auf [dhl.de/passt](#)

Deutsche Post DHL

Was tun, wenn man monatelang auf einen Therapieplatz warten muss?

Die Psychiaterin Katharina Domschke erklärt, wann auch Medikamente helfen können – und welche das Problem vergrößern

sie sich ihren Ängsten nicht aussetzen. Im Gehirn wirkt übrigens am selben Rezeptor wie die Benzodiazepine auch der Alkohol. Und auch er kann extrem abhängig machen, neben allen anderen Gesundheitsrisiken, die er mit sich bringt.

ZEIT: Manche Menschen möchten keine Antidepressiva nehmen, sie ziehen naturbasierte Mittel vor, etwa Cannabis-Öle. Helfen diese? **Domschke:** Es gibt keinerlei wissenschaftliche Belege dafür, dass Cannabis bei der Behandlung von Angsterkrankungen sinnvoll ist. Im Gegenteil: Viele Studien zeigen, dass regelmäßiger Cannabiskonsum das Risiko für Angststörungen vervielfacht. Ein anderer Wirkstoff, nach dem Patienten häufig fragen, ist Johanniskraut. Das ist aber nur für die Behandlung von Depressionen zugelassen, nicht für Angststörungen. Und Johanniskraut ist nicht ungefährlich, nur weil es Natur ist: Es beeinflusst die Enzyme in der Leber und verursacht viele Wechselwirkungen mit anderen Medikamenten, übrigens auch mit der Antibabypille. Für leichte Ängste und depressive Verstimmungen kann man allenfalls Mittel mit Lavendelöl-Extrakt empfehlen.

ZEIT: Stars wie die britische Schauspielerin Olivia Colman oder die Sängerin Katy Perry behaupten seit einiger Zeit in Interviews und in den sozialen Medien, dass Betablocker, also Medikamente gegen Bluthochdruck, ihnen so gut



Katharina Domschke

Das Interview führte Clara Hellner

Katharina Domschke ist Professorin an der Universität Freiburg und ärztliche Direktorin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am dortigen Universitätsklinikum. Gemeinsam mit dem Psychiater Peter Zwanzger hat sie 2025 das Buch »Das Alphabet der Angst« veröffentlicht.



Familienforschung



Adriana Metz Romero zeigt ein Foto aus ihrer Kindheit. Sie ist bei ihrer Großmutter aufgewachsen, nachdem die Militärjunta ihre Eltern entführt hatte

Foto: Ignacio Coloma für DIE ZEIT; ZEIT-Grafik

Spuren im Blut

Einst verschleppte die argentinische Militärdiktatur Kinder. Nun helfen Genforscher, sie wieder mit ihren Familien zu vereinen. Doch das Projekt hat mächtige Gegner **VON MARTIN NEJEZCHLEBA**

Wie findet man jemanden, der noch vor seiner Geburt verschwand? Und was, wenn ein ganzes Leben auf einer Lüge aufgebaut war, auf einem Verbrechen?

48 Jahre, so lange sollte es dauern, bis Adriana Metz Romero Antworten fand. So lange suchte sie, nach ihrem Bruder. Geboren am 17. April 1977 in einem geheimen Foltergefängnis der letzten argentinischen Militärdiktatur. Dort, wo sich die Spur ihrer Eltern verlor. Wo sich seine Verlor. Bis jetzt.

Es ist ein Nachmittag im Juli, als Adriana Metz Romero in Buenos Aires vor einen überfüllten Saal tritt. Sie sagt: »Von nun an ist alles gewonnen für die Familie Metz Romero, aber auch für die Gesellschaft. Denn jeder Enkel, der seine Identität zurückgewinnt, bringt uns ein Stückchen näher ans Licht.«

Unter trotzigem Jubel verkündet sie der Öffentlichkeit, dass ihr Bruder gefunden wurde. Enkel Nummer 140, so nennen sie ihn hier. Weil er unerkannt bleiben will. Und weil er der hundertvierzigste ist, der dank der Bemühungen der Menschenrechtsorganisation »Großmütter der Plaza del Mayo« seine wahre Identität erfuhr. Enkel Nummer 140 war eines von Hunderten Babys, die während der Herrschaft der Militärjunta zwischen 1976 und 1983 Regimegegnern geraubt und Regimegetreuen übergeben wurden. Und die seither gesucht werden.

»Oma Elisa hat immer gesagt: Das Blut ruft«, sagt Metz Romero. Und auch, wenn ihre verstorbene Großmutter keine Ahnung gehabt habe, was die DNA ist, so sollte sie doch recht behalten. Enkel 140 konnte gefunden werden, indem man sein Blut mit der DNA von Oma Elisa und weiteren Angehörigen verglich. An einem Ort, den man als ein Labor gegen das Vergessen bezeichnen könnte: in Argentiniens Nationaler Bank für genetische Daten. Dort sind die Genprofile der Großmütter und ihrer Familien hinterlegt, damit auch noch Enkel gefunden werden können, wenn die Großmütter längst gestorben sind.

Wenn die Datenbank dann noch existiert.

Präsident Javier Milei geht seit seiner Amtseinführung mit drastischen Kürzungen gegen Wissenschaft und staatliche Behörden vor. Davor ist auch die Gendatenbank betroffen. Und erst Ende August, nach öffentlichem Protest, wurde im Kongress ein Dekret überstimmt, das der Gendatenbank die Eingeständigung genommen hätte. Die Arbeit der Genforscher und das Archiv bleiben dennoch gefährdet.

Ohne die Datenbank hätte Adriana Metz Romero ihren Brüder nie gefunden, würde wohl kein einziger Enkel mehr auftauchen. Ein besonderes makabres Verbrechen der Junta würde zu den Akten gelegt. Javier Milei käme das wohl nicht ganz ungelegen.

Es war im ersten Jahr der Militärdiktatur, am 16. Dezember 1976, als Adrianas Vater Raúl Metz und

ihre Mutter Graciela Romero aus ihrer Wohnung gezerrt wurden. In einem Städtchen in Patagonien waren beide in einer marxistisch-leninistischen Partei aktiv, die auch mit Guerilla-Gruppen agierte. Die Mutter war im fünften Monat schwanger, als sie verschwand, Adriana ein Jahr und zwei Monate alt. Sie wuchs bei den Großeltern auf – und in der Gemeinschaft der Suchenden. Sie habe immer gewusst, sagt sie heute, dass sie Tochter von *desaparecidos* sei, von Verschwundenen, wie die Opfer genannt werden. Und dass sie einen kleinen Bruder habe.

Ende 1981, noch bevor die Demokratie nach Argentinien zurückkehrte, erreichte die Familie ein erster Hinweis auf dessen Schicksal.

»Ich wünsche mir, dass Sie meinen Brief mit der größtmöglichen Ruhe lesen und vor allem, dass Sie wissen, wie nah ich mich Ihnen fühle, dass Ihr Schmerz auch mein Schmerz ist.«

Geschrieben hat den Brief, aus dem Exil in den USA, eine einstige Mitgefange in dem Lager, in das Adrianas Eltern abtransportiert worden waren. Sie beschreibt, dass der Vater mit verbundenen Augen und auf dem Rücken gefesselten Händen auf dem Zellenboden liegen musste, bevor er eines Tages weggebracht wurde. Sie schreibt von Folter an der schwangeren Mutter – dass es sich um Elektroschocks am Bauch handelte, verschwieg sie im Brief an die Familie. Für die Geburt sei ein Wohnwagen in den Hof des Folterlagers gestellt worden.

»Am 22. oder am 23. April wurde Graciela dort abgeholt, und sie haben mir nie gesagt, wohin sie gebracht wurde. Ich habe oft nach dem Jungen gefragt, und sie sagten mir, dass ein Mann, der die Verhöre machte, ihn mitgenommen habe.«

Bis zu 30.000 Oppositionelle, so lauten die Schätzungen der Menschenrechtliter, ließ die Junta verschwinden. Ihren Staatsträger nannten die Generäle »Prozess der nationalen Reorganisation«. Ziel war es, Unruhen im Land niederzuschlagen, eine neoliberalen Wirtschaftsordnung einzuführen und Argentinien in der »westlichen und christlichen Welt« zu verankern. Kommunisten, linke Aktivisten, Guerilleros, aber auch Arbeiterführer und Intellektuelle wurden in geheimen Gefängnissen gefoltert. Die meisten verscharrte man in Massengräbern oder warf sie vor der Küste aus Flugzeugen.

Den Gefangenen ihre Kinder zu nehmen, war Teil eines Plans. Das haben argentinische Gerichte später festgestellt. Die Paare, die sich der Neugeborenen annahmen, waren oft Mittäter oder Mitwisser der Morde an den leiblichen Eltern.

Aber es scheint, als hätte die Junta eines unterschätzt: Man kann Menschen töten und verschwinden lassen, aber man kann nicht alles an ihnen auslöschen. Manches ist für die Ewigkeit. Die Identität gehört dazu. Und die Verbindung einer Mutter zu ihren Kindern, einer Großmutter zu ihren Enkeln.

Die Frauen begannen schon während der Diktatur, die Verbrechen anzuklagen. Sie trafen sich, trotz

Demonstrationsverbots, vor dem Präsidentenpalast in Buenos Aires, trugen weiße Kopftücher und Fotos der Verschwundenen. Später benannten sie ihre Organisation nach diesem Platz, der Plaza del Mayo.

»Wir fingen an, ohne zu wissen, was zu tun ist«, sagt die Vorsitzende der Großmütterorganisation, Estela de Carlotto, »mit dummen Aktionen. Wir haben uns an den Ausgang von Schulen gestellt, in der Hoffnung, wir würden die Enkel wiedererkennen.« Sie verkleideten sich als Vertreterinnen für Kinderspielzeug oder ließen sich als Haushaltshilfen anstellen, um Kindern, von denen sie annahmen, dass sie ihre Enkel sein könnten, näher zu kommen. 1979 dann erfuhren sie durch einen Zeitungsbericht, dass erstmals Blutproben für gerichtsfeste Nachweise von Vaterschaften verwendet wurden.

Im Gegensatz zum Erbgut in den Zellkernen, das von beiden Elternteilen vererbt wird, wird jenes in den Mitochondrien ausschließlich von Müttern weitergegeben und bleibt von Generation zu Generation nahezu unverändert.

Von King ist der Scherz überliefert, dies sei ein Beweis dafür, dass Gott eine Frau ist. Sicher ist, dass die Mitochondrien-DNA ein wissenschaftlich präzises Werkzeug ist, wie gemacht für die Suche der Großmütter. Nach einigem Druck auf die Regierung wurde dann eine Lösung für ein weiteres Problem gefunden: das fortgeschritten Alter. 1987 wurde die Nationale Bank für genetische Daten gegründet. Noch immer warten dort die Proben von 263 Familien auf eine Übereinstimmung – mit potenziell 263 Menschen, die vielleicht noch nicht einmal ahnen, dass sie ihren Eltern nach der Geburt geraubt wurden.

Kurz nach dem Prozess fing Adriana Metz Romero an, im örtlichen Büro der Großmütter der Plaza del Mayo zu arbeiten, auch wenn es im Falle ihres eigenen Bruders damals keine losen Enden gab, die sie verfolgen konnte. Sie sagt: »Es sind die Suche und vor allem das Wiederfinden, die uns daran erinnern, dass all diese Verbrechen in unserem Land passiert sind.«

Javier Milei relativiert die Verbrechen immer wieder. Er spricht im Duktus der Junta von einem »Krieg gegen die Subversion«, den man damals geführt habe; wobei es zu »einigen Exzessen« gekommen sei. Er zweifelt die Zahl der Verschwundenen an, spricht von einer »verdrehten Sichtweise« auf die Vergangenheit. Milei möchte, so sagt er, die Argentinier von »Komplexen und Scham« befreien. »Es ist schmerhaft«, sagt Estela de Carlotto, die Vorsitzende der Großmütter, »in unserem Argentinien vom Präsidenten derart verachtet zu werden.« Sie ist eine von zwei Großmüttern der Plaza del Mayo, die noch am Leben sind. Beide haben ihre Enkel über die Gendatenbank gefunden. Kürzlich ist Estela de Carlotto 95 Jahre alt geworden. Bei der Pressekonferenz im Juli sagte sie: »Wir kämpfen dafür, dass die Wahrheit niemals erlischt.«

Am selben Abend umarmte Adriana Metz Romero erstmals ihren Bruder. Seitdem überlegt sie oft, was sie ihm auf WhatsApp schreiben soll. Ob sie ihm schreiben soll. Wann. Wie oft. Nicht, dass es ihm zu viel wird. Nicht, dass er sich zurückzieht. Sie ist gerade 50 Jahre alt geworden und lernt, eine große Schwester zu sein. »Ich weiß nicht, wie man es macht«, sagt sie, »hast du Geschwister? Schreibst du denen ständig?« Und: »Wenn er mir etwas erzählen will, dann wird er es mir schon schreiben.«

Im September haben sich die beiden wieder getroffen. Sie hat ihn begleitet, als er in Buenos Aires etwas entgegennahm, das sich »Biografisches Archiv der Familien« nennt. Es ist eine Art Oral History über die Eltern der beiden, über Raúl Metz und Graciela Romero – gesammelte Erzählungen von Familienangehörigen, Kollegen, Mitgefangenen. Danach erzählt Adriana davon, dass ihr Bruder, wenn er von Mutter und Vater spricht, jene meint, zu denen er gegeben worden war. Sie schweigt dann. Ob sich das ändern wird? »Ich weiß es ehrlich gesagt nicht«, sagt sie. »Wichtig ist, dass er sich seiner Geschichte aus der Wahrheit heraus nähern kann.«

Er habe ihr erzählt, dass er die Kiste mit dem Familienarchiv in seinem Haus lagere. Sie liege sichtbar da. Geöffnet habe er das Archiv noch nicht.



Adriana Metz Romero, 50, suchte jahrzehntlang nach ihrem Bruder

Die Frauen suchten den Kontakt zu Genforschern, um herauszufinden, ob man Verwandtschaft auch nachweisen könne, wenn eine Generation fehlt – denn dass die Eltern wieder auftauchen würden, das erschien schon damals unwahrscheinlich. Die DNA-Sequenzierung steckte noch in den Anfängen. Aber eine Gruppe internationaler Wissenschaftler half den Großmüttern. 1984 konnte die Identität der ersten Enkelin über den Vergleich von Merkmalen im Blut wie bestimmten Proteinen nachgewiesen werden. Der eigentliche Durchbruch aber kam erst einige Jahre später, als die US-amerikanische Forscherin Mary-Claire King die Entschlüsselung von mitochondrialer DNA in einem argentinischen Labor ermöglichte.



Wir feiern Unternehmertum

Mut, Leidenschaft und Hingabe: Wer selbstständig ist, arbeitet tagtäglich an der Erfüllung eines Traums. Doch zwischen Bürokratie, Fachkräftemangel und wirtschaftlicher Unsicherheit gerät dieser Mut in Deutschland selten ins Rampenlicht. Genau dafür haben wir „Tell Your Story“ von Lexware ins Leben gerufen. Dieses Format macht Selbstständigkeit sichtbar und feiert sie. Ein Teil davon ist unser Festival, diesmal in Berlin, das Unternehmertum dorthin rückt, wo es hingehört: in die Mitte der Gesellschaft.

Mehr als 1.000 Unternehmer:innen kamen zum dritten Lexware Festival nach Berlin, um zu erleben, was Selbstständigkeit heute bedeutet. Mit inspirierenden Stimmen aus der Gründerszene, von Unternehmer:innen und Kreativen wurde deutlich, wie vielfältig Unternehmertum in Deutschland ist. Auf der Bühne standen unter anderem Verena Pausder, Vorsitzende des Startup-Verbands Deutschland, Unternehmer und Content Creator wie Felix von der Laden und Fabian Walter aka „Steuerfabi“, sowie Emma Svensson, Gründerin von Melrose Coffee.

Christian Steiger, Geschäftsführer von Lexware, erklärt, warum diese Haltung für das Unternehmen so wichtig ist.

»Selbstständigkeit ist das Rückgrat unserer Wirtschaft.«

Christian, warum organisiert Lexware ein solches Festival?

„Weil Selbstständigkeit gefeiert werden muss. Unsere Gesellschaft lebt von Menschen, die mutig sind, Verantwortung übernehmen und Neues wagen. In Deutschland gibt es über 4 Millionen Selbstständige und Kleinunternehmen mit rund 12,5 Millionen Beschäftigten. Sie machen 97 Prozent der Wirtschaft aus und sichern mit ihrer Kreativität und ihrem Engagement einen großen Teil unseres Wohlstands. Trotzdem wird zu selten über sie gesprochen.“

Das Festival ist eine Bühne für genau diese Menschen: für Gründer:innen, Freigeister und Unternehmer:innen, die Wirtschaft und Gesellschaft jeden Tag gestalten. Genau diese Macherinnen und Macher wollen wir zusammenbringen.“

Sichtbarkeit war eines der zentralen Themen des Festivals. Warum ist sie so wichtig?

„Sichtbarkeit entscheidet heute über den

Erfolg eines Unternehmens. Exzellente Produkte und Dienstleistungen allein reichen nicht aus. In einer Zeit, in der Technologien allen zugänglich sind, ähneln sich viele Angebote. Erst durch Markenbildung, Kommunikation und Präsenz entsteht echte Differenzierung. Sie macht den Unterschied zwischen einem guten Angebot und einem erfolgreichen Unternehmen.“

Was nimmst du persönlich vom Festival mit?

„Mich hat die Energie dieses Abends tief beeindruckt. So viele mutige, kreative Menschen an einem Ort zu erleben, war unglaublich inspirierend. Ich habe gespürt, wie stark Unternehmertum über Branchen und Hintergründe hinweg verbindet.“

Besonders hängen geblieben ist mir ein Satz von Verena Pausder: „It's not that deep.“ Er erinnert mich daran, dass wir bei allem Anspruch an Perfektion manchmal mehr Leichtigkeit brauchen. Entscheidungen treffen, Neues ausprobieren, einfach machen.

Genau das ist für mich der Kern von Unternehmertum und genau diese Haltung leben wir bei Lexware. Gemeinsam schaffen wir Räume, in denen Geschichten sichtbar werden. In denen Selbständige im Mittelpunkt stehen. Ihre Träume, ihre Leidenschaft, ihre Story zählt!“

Wie geht es nach diesem erfolgreichen Event weiter? Gibt es Pläne für 2026?

„Absolut. Wir können es kaum erwarten: Am 1. Oktober 2026 findet das nächste Lexware Festival in Hamburg statt. Mit dieser Veranstaltung als Teil von „Tell Your Story“ möchten wir erneut klarmachen: Selbstständigkeit verdient nicht nur Anerkennung, sondern Bühne und Sichtbarkeit. Wer den Schritt in die Eigenständigkeit wagt, trägt Verantwortung für Wirtschaft und Gesellschaft zugleich. Und das feiern wir gemeinsam. Mit Unternehmer:innen, ihren Geschichten und Träumen!“



Auf der „Story Stage“ hat Christian Steiger über die Zukunft des Unternehmertums in Zeiten von Künstlicher Intelligenz gesprochen.



»Ein großartiges Event, das mit Liebe zum Detail und echten Überraschungsmomenten begeistert hat. Mich beeindruckt, wie stark Lexware Gründer:innen sichtbar macht und Selbstständigkeit feiert.«



»Was das Lexware Team mit dem Festival abgeliefert hat, ist eine Masterclass und der Beweis: Marken sind keine Logos, sondern die Summe von Erinnerungen in den Köpfen von Menschen!«

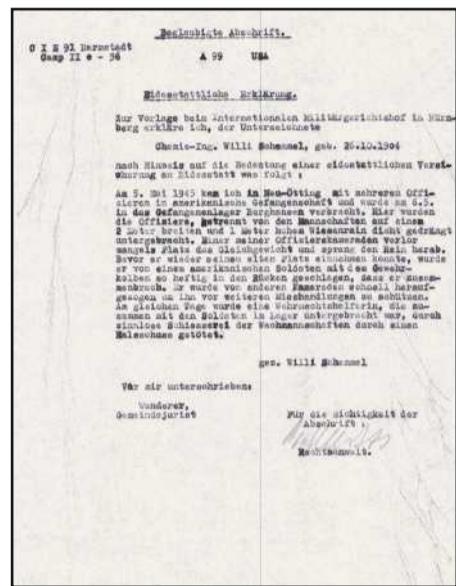


»So viele Gründungsgeschichten, so unterschiedlich, so echt: Lexware bietet Unternehmer:innen eine Bühne und zeigt, wie viel Power in einer guten Story steckt!«



Du willst beim Festival 2026 dabei sein?
Dann jetzt vormerken unter lexware.de/festival2026

Lexware

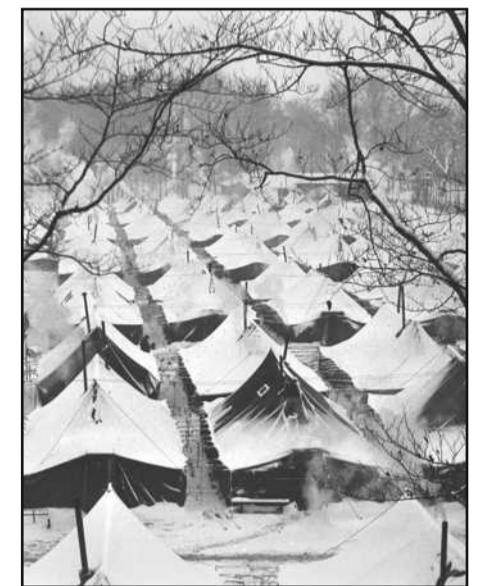


Gegen die Alliierten:
Eine Zeugenaussage
aus den im Darmstädter
Internierungslager
verfassten Protokollen



In Nürnberg vor Gericht: Hermann Göring, Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop und Wilhelm Keitel (v. l., erste Reihe), Karl Dönitz, Erich Raeder, Baldur von Schirach, Fritz Sauckel und Alfred Jodl (dahinter)

Abb. (l): Stadtarchiv Darmstadt; Foto: Frankfurter (M.)/Boris Spahn/dpa (r)



Winter 1946:
Im Internierungscamp
in Darmstadt waren
zahlreiche hohe NS-
Funktionäre inhaftiert

Wie aus Tätern Opfer werden sollten

Während vor 80 Jahren die Nürnberger Prozesse begannen, verfassten ehemalige Nazis in einem US-Internierungslager eine 4.000-seitige Anklageschrift gegen die Alliierten. Bis heute befeuert sie die rechte Geschichtspropaganda **von NICOLAI HANNIG**

Alein der Umfang sollte Eindruck machen: Verbrechen der Besatzer auf 4.000 Schreibmaschinenseiten, von der harmlosen Schikane bis zu Mord und Vergewaltigung. Zusammengetragen hat die Vorwürfe eine Gruppe in Darmstadt internerter Nationalsozialisten. Sie wollten die Alliierten, die in Nürnberg gerade über die nationalsozialistischen Hauptkriegsverbrecher zu Gericht saßen, auf der Anklagebank sehen. Und Nürnberg als Bühne nutzen, um die Deutschen als Opfer darzustellen.

In der Nachkriegszeit gelangte das Konvolut bis nach Südamerika; einschlägige Verlage haben die darin gesammelten Vorwürfe immer wieder auszugsweise publiziert. Bis heute zieht eine rechts-extreme Geschichtspropaganda von ihnen, die sich über Zeitschriften wie das Magazin *Compact* verbreitet (»Die Todeslager der Amerikaner«) und auf YouTube und anderen Plattformen teils mehrere Hunderttausend Aufrufe erzielt.

Die Dokumente selbst haben lange Zeit verschollen. 2020 tauchten sie erstmals wieder auf, lose Blätter mürben Durchschlagpapiere, in Holzkisten auf einem Dachboden verwahrt; mittlerweile sind sie digitalisiert, bald gehen sie ans Stadtarchiv Darmstadt – eine auf abenteuerlichem Wege überlieferte Sammlung voller Halbwahrheiten, die um so mehr über die deutschen Mechanismen der Schuldabwehr verrät, von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart.

Das Internierungslager, in dem die Dokumente verfasst wurden, war wie eine eigene Stadt. Civil Internment Enclosure 91 hieß es offiziell, das größte Internierungslager der US-Armee. Bis zu 25.000 Inhaftierte befanden sich nach Kriegsende auf dem eingezäunten Areal im Westen Darmstadts, unter ihnen viele schwer belastete SS- und Gestapo-Mitglieder, Parteidirektoren und Generalstabsoffiziere.

Im Lager hatten sie durchaus etwas zu sagen. Im Zuge ihrer Reeducation-Politik förderten die Amerikaner dessen Selbstverwaltung – mit einem Oberbürgermeister, Stadträten und Gerichten. Das Lager sollte ein Ort demokratischer Umerziehung sein. Die Insassen gründeten eine Lagerzeitung und betrieben eine Lageruniversität, deren Programm von der Einführung ins Altenglische bis zur Chemischen Apparatekunde reichte. Zur Unterhaltung richteten die Internierten zwei Theaterbühnen ein und gaben bunte Revuen, in denen SS-Männer in Frauenkleidern ihre Mitinsassen unterhielten.

Obwohl die Versorgung verhältnismäßig gut war – die Inhaftierten erhielten im Schnitt 1.700 Kalorien am Tag –, war das Wehklagen groß, und wiederholten gelangten Schauergeschichten an die Öffentlichkeit. Manche hatten einen wahren Kern. Vor allem unmittelbar nach Kriegsende kam es zu Schikanen und Misshandlungen durch Besatzungssoldaten. Oft hatten diese kurz zuvor deutsche Konzentrationslager befreit und standen unter dem Eindruck des Leids, das sie vorgefunden hatten. In einem Fall stellten sie ehemalige SS-Männer vor eine Wand mit KZ-Bildern und schlugen ihre Gesichter darauf blutig.

Da die Gerüchte nicht abrissen, schickten die hessischen Behörden im Januar 1947 den Publizisten

Eugen Kogon als Berichterstatter nach Darmstadt. Der NS-Gegner Kogon war im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert gewesen; bereits 1946 hatte er seine Studie *Der SS-Staat – Das System der deutschen Konzentrationslager* veröffentlicht. In seinem Bericht über das Darmstädter Civil Internment Enclosure übte er durchaus Kritik an den Amerikanern, weil sie, wie er schrieb, auch viele Verschreite und ehemals Verfolgte festhielten. Die Larmoyanz der Häftlinge aber stieß ihn ab, bei aller Empathie, die er aufbrachte. Viele schrien nach Gerechtigkeit, hätten jedoch keinerlei Schuldbewusstsein; die meisten behaupteten, sie hätten von nichts gewusst und nichts verbrochen, außerdem seien die Amerikaner genauso schlimm. »Die Haft wird meist als Rache und Vernichtungswille empfunden«, resümierte Kogon.

Er erfasste damit exakt den Geist der Aufrechnung, aus dem heraus sich im Camp eine Gruppe von Juristen und anderen Mitgliedern der NS-Funktionseliten zusammenfand, um Anklagepunkte gegen die Alliierten zu komplizieren. Ihr gehörten rund 15 Männer an, Staatssekretäre und Landräte, Notare und Staatsanwälte. Da war etwa Ludwig Scriba, bis zum Einmarsch der Amerikaner Präsident des Oberlandesgerichts in Hessen, der 1965 zusammen mit anderen NS-Juristen von Fritz Bauer angeklagt wurde. Oder Ferdinand Neubauer, ein Weilburger Rechtsanwalt und Notar, der 1933 in die NSDAP und die SS eintrat und bei Kriegsbeginn das Wohnungseigentum deutscher Juden zum Spottpreis erworb. Auch die Übrigen hatten sich als Juristen und Politiker im Nationalsozialismus hervorgetragen.

Im Sommer 1946 vernahmen die Mitglieder der Gruppe rund 4.000 Insassen des Camps, die ihnen von Willkür und Verbrechen der Alliierten berichteten, überschrieben die in mehreren Durchschlägen angefertigten Protokolle mit »Eidesstattliche Erklärung zur Vorlage beim Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg« und unterzeichneten als Regierungsdirektoren, Amtsgerichtsräte und Staatssekretäre – als seien sie noch in Amt und Würden. Ihr Ziel war es, die Darmstädter Dokumentation den Verteidigern im Nürnberger Prozess angeklagten Hauptkriegsverbrecher vorzulegen – gewissermaßen als Handreichung für Hermann Göring und dessen Schlusspläoyer, das er freilich nie hielt. »Aufrechnen statt Sühne« lautete das Motto.

Die groteske These eines amerikanischen Völkermonds an den Deutschen war rasch widerlegt, wurde in rechtsextremen Kreisen aber munter weitergesponnen. 2013 behauptete der Holocaustleugner Michael Palomino, Bilder von Häftlingen aus Konzentrations-

lagern zeigten in Wirklichkeit Leichen deutscher Soldaten aus den Rheinwiesenlagern, die man in die bekannte KZ-Häftlingskleidung gesteckt habe. Die immer wieder vorgebrachte Behauptung, die Kriegsverbrechen der Alliierten seien verleugnet und vertuscht und sowohl von der Wissenschaft als auch medial beschwiegen worden, ist nachweislich falsch. Dass zum Beispiel Gläser nach der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau 39 SS-Männer umbrachten, ist kein Geheimnis. Kein ernst zu nehmender Historiker bestreitet, dass auch die Truppen, die Deutschland 1945 besetzten und befreiten, Kriegsverbrechen verübt haben. Es würde aber auch keiner auf die Idee verfallen, diese gegen den Holocaust und andere deutsche Verbrechen aufzurechnen.

Daneben stehen gut dokumentierte Großereignisse – allen voran das Schicksal deutscher Kriegsgefangener in den Rheinwiesenlagern der drei Westmächte. Zwischen April und September 1945 wurden in diesen Lagern entlang des Rheins rund eine Million Soldaten sowie einige Zivilisten unter erbärmlichen hygienischen Umständen interniert. Der Alltag war von Hunger, Gewalt und Krankheit geprägt. Wissenschaftlichen Schätzungen zufolge kamen 8.000 bis 40.000 Lagerinsassen ums Leben. Revisionistische Autoren versuchen die Zahlen seit je hochzutreiben, so wie der kanadische Publizist James Bacque. In seinem 1989 bei Ullstein verlegten Buch *Der geplante Tod* behauptet er, die Amerikaner hätten planmäßig etwa eine Million deutsche Soldaten verhungern lassen.

Diese groteske These eines amerikanischen Völkermonds an den Deutschen war rasch widerlegt, wurde in rechtsextremen Kreisen aber munter weitergesponnen. 2013 behauptete der Holocaustleugner Michael Palomino, Bilder von Häftlingen aus Konzentrations-

lagern zeigten in Wirklichkeit Leichen deutscher Soldaten aus den Rheinwiesenlagern, die man in die bekannte KZ-Häftlingskleidung gesteckt habe.

Die immer wieder vorgebrachte Behauptung, die Kriegsverbrechen der Alliierten seien verleugnet und vertuscht und sowohl von der Wissenschaft als auch medial beschwiegen worden, ist nachweislich falsch. Dass zum Beispiel Gläser nach der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau 39 SS-Männer umbrachten, ist kein Geheimnis. Kein ernst zu nehmender Historiker bestreitet, dass auch die Truppen, die Deutschland 1945 besetzten und befreiten, Kriegsverbrechen verübt haben. Es würde aber auch keiner auf die Idee verfallen, diese gegen den Holocaust und andere deutsche Verbrechen aufzurechnen.

Die NS-Propaganda betrieb dieses Geschäft von Kriegsbeginn an. Bereits im September 1939 ließ Wilhelm Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht die Untersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegsverbrechens einrichten, die Zeugenberichte über tatsächliche und vermeintliche Kriegsverbrechen des Gegners sammelte, sie nach Belieben aufbauschte und an das Propagandaministerium weiterleitete. Keitel wurde 1946 in Nürnberg schuldig gesprochen, zum Tode verurteilt und wenig später hingerichtet. In Gestalt der Darmstädter Lagerjuristen aber lebte seine Untersuchungsstelle weiter. Sie setzten die NS-Propaganda fort und machten die Gegenanklage zu einem populären Vehikel der Schuldenkehr.

Nach Kräften bemühten sich die Autoren, den Alliierten eine Vernichtungswillen anzudichten, wie sie ihn selbst noch wenige Jahre zuvor mit vollrostigem Geschäft betrieben. In einem der Protokolle hieß es, die Amerikaner arbeiteten mit ihren Internierungscamps auf den »biologischen Mord an den deutschen Intelligenzschicht« hin. So entstand unmittelbar nach dem Krieg eine Verschwörungslegende, die zum Evergreen des rechtsextremen Geschichtsrevisionismus wurde: dass die USA und ihre Verbündeten nach 1945 den 1939 begonnenen »jüdischen Krieg« gegen das deutsche Volk fortgesetzt hätten.

Solche Erzählungen verfingen bei vielen Nachkriegsdeutschen. Eine Mehrheit hatte zwar den Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher noch gutgeheißen – gegen Männer wie den berüchtigten Generalgouverneur im besetzten Polen Hans Frank, den Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer* Julius Streicher oder gegen Hermann Göring, der sich dem Nürnberger Urteil durch Suizid entzog. Doch als sich in den verhassten Spruchkammerverfahren zur Entnazifizierung und in den Nürnberger Nachfolgeprozessen auch »ganz normale« Deutsche verantworten mussten, wuchs der Widerstand gegen die vermeintliche »Siegerjustiz«.

Anfang der Fünfzigerjahre hielten einige nach Argentinien geflohenen Nazis um den ehemaligen Geschichtsprofessor und NS-Propagandisten Johann von Leers die Zeit für reif, um mit dem Darmstädter Material an die Öffentlichkeit zu gehen. Leers war selbst in Darmstadt interniert gewesen und hatte wohl zu den Initiatoren der Anklageschrift gehört. Nun arbeitete er in Argentinien für den Dürer-Verlag, der seit 1947 die Zeitschrift *Der Weg* herausbrachte – ein Monatsblatt, für das NS-Größen wie Rudolf Heß und, unter Pseudonym, der Lagerarzt von Auschwitz

Josef Mengele schrieben. Da passte eine Dokumentation alliierter Kriegsverbrechen gut ins Programm.

Doch außerhalb der walten Rechten weckte sie wenig Interesse. Als das Buch *Allierte Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit* 1953 in der Bundesrepublik erschien, war die Westintegration in vollem Gange, die Empörung über die Nürnberger Nachfolgeprozesse ebbe ab, viele der noch in alliierten Gefangen eingesetzenden Kriegsverbrecher kamen auf Betreiben von Lobbygruppen und der Bundesregierung vorzeitig frei. Die meisten Deutschen blieben nach vorne und spürten: Es geht bergauf.

In rechtsextremen Kreisen entwickelte sich die Dokumentation unterdessen zu einer beliebten Lektüre. Nachdem der Dürer-Verlag 1957 in Konkurs gegangen war, brachten der englische Verlag Castle Hill Publishers, gegründet von dem Holocaustleugner Germar Rudolf, oder der Kieler Arndt-Verlag das Buch wieder auf den Markt. In dessen Neuauflage von 1997 ist von einem »Hungerholocaust« in den Nachkriegslagern die Rede und von Opfern alliierter Kriegsverbrechen in unbekannter Millionenhöhe.

Und dann war da noch der in Deutschland verbliebene Durchschlag des Originalmaterials. Auch ihn konnten Internierte 1946 aus dem Lager schmuggeln und in treue Hände übergeben – an Otto Schnell, vormals NSDAP-Kreisleiter in Soest, der gleichfalls in Darmstadt interniert gewesen war. Nach seiner Freilassung setzte er sich für Entnazifizierungs geschädigte ein und ließ sich als Spitzenkandidat für die rechtsextreme Deutsche Reichspartei aufstellen. Die Darmstädter Lagerdokumente verwahrte er in Kisten auf dem Dachboden – bis sie nach seinem Tod 1972 in den Besitz seiner Enkelin fielen. Diese inserierte das Material vor fünf Jahren in einer nordhessischen Lokalzeitung. Daraufhin meldete sich ein Hofschauspieler, Horst Gömpel, der seit Jahren daran arbeitete, die Rheinwiesenlager als deutsche Tragödie zu verklären. Vor einiger Zeit stellte er die Protokolle der Wissenschaft zur Verfügung.

Zur Erforschung tatsächlicher Kriegsverbrechen werden sie kaum beitragen, denn sie sagen weniger über ihren Gegenstand aus als über ihre Verfasser und das Klima der Nachkriegszeit. Sie zeugen von der Ignoranz der NS-Täter gegenüber ihren Verbrechen und deren Opfern. Und sie sind ein Dokument der Selbstdiskriminierung – der Transformation der NS-Volksgemeinschaft in eine Opfergemeinschaft.

Auch für die Forschung zur Geschichte des Rechtsextremismus seit 1945 sind sie eine aufschlussreiche Quelle. Ihre Rezeption und Aufbereitung stehen exemplarisch für einen deutschen Revanchismus, der sich an der Entnazifizierung als einen Akt amerikanischer und jüdischer Willkür abarbeitet. Dass solche Behauptungen 80 Jahre nach Beginn der Nürnberger Prozesse nicht mehr nur eine eingeschworene Szene erreichen, sondern über digitale Kanäle ein Massenpublikum, ist eine beklemmende Entwicklung. Umso wichtiger ist es, die alten Quellen der neu rechten Geschichtsverdrehung kritisch aufzuarbeiten.

Nicolai Hannig lehrt Neuere Geschichte an der Technischen Universität Darmstadt

Ab dem 28. November im Handel



Jetzt gratis lesen:
www.zeit.de/zg-heft

Der Podcast zum Magazin:
www.zeit.de/zg-podcast

STELLENMARKT

Die Position: Canceln? Nutzt die Spannungen!

Wir haben die Neigung erforscht, kontroverse Standpunkte an Universitäten zu verbannen **von CLAUDIA DIEHL UND RICHARD TRAUNMÜLLER**



Claudia Diehl von der Uni Konstanz ist Co-Sprecherin des Exzellenzclusters »Die politische Dimension von Ungleichheit«

Der Streit um Wahrheit gehört zum Kern akademischer Forschung und Lehre. Doch wie offen sind Universitäten tatsächlich? In der Debatte um »Cancel-Culture« sprechen die einen von illiberaler Tugendterror, die anderen vom Schutz marginalisierter Gruppen.

Wie lässt sich dieses kontroverse Thema erforschen, ohne dass beide Seiten nur ihre eigene Position bestätigen? Zusammen mit Kollegen der Universitäten Konstanz, Mannheim, Hamburg und der LMU München haben wir dafür ein Format gewählt, das sich gerade bei politisch umstrittenen Themen eignet: eine sogenannte *adversarial collaboration* (gegnerische Zusammenarbeit). Dabei formulieren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die widersprechende Positionen vertreten, bereits vor der Datenerhebung Hypothesen und Auswertungsstrategien und legen fest, durch welches Ergebnis Team A und durch welches Team B bestätigt würde.

In unserem Fall war Team A der Ansicht, dass Studierende politisch unliebsame Standpunkte

vom Campus verbannen möchten. Etwa wenn ein Professor in einem Vortrag die Meinung vertreibt, es gebe nur zwei Geschlechter, deren Zugehörigkeit biologisch festgelegt ist.

Mit einer entsprechenden Publikation hatte es vor einigen Jahren eine kontroverse Debatte ausgelöst. Team B kritisierte diese Publikation und argumentierte: Studierende wollen nicht Wissenschaft canceln, sondern Vorträge mit negativen politischen Auswirkungen, durch die sich Minoritäten auf dem Campus angegriffen fühlen.

Im Rahmen unserer gegnerischen Zusammenarbeit haben wir mehr als 3.000 Studierenden an deutschen Hochschulen verschiedene Szenarien vorgelegt und gefragt, ob die Unis umstrittene Gastvorträge absagen sollten. Die Vortragsinhalte griffen kontroverse Themen auf: Genderidentität, das muslimische Kopftuch, Israel und Palästina. Jedes Vortragsthema wurde in einer progressiven und einer konservativen Version präsentiert.

Das Ergebnis war eindeutig: Wird eine Position in ihrer konservativen Variante präs-

tiert, steigt die Bereitschaft zur Einschränkung akademischer Freiheit deutlich.

Doch geht es hier im Kern um die Ablehnung wissenschaftlicher Thesen, selbst wenn sie das Ergebnis von Forschung sind? Oder beschränkt sich die vermeintliche Cancel-Bereitschaft auf nichtwissenschaftliche Vorträge, in denen politische Meinungen etwa von journalistischer Seite geäußert werden? Und welche Rolle spielt die Befürchtung, dass ein Vortrag schädliche Auswirkungen auf marginalisierte Gruppen hat?

Unsere Analysen zeigen: Wird ein Thema als journalistische Meinung mit politischen Konsequenzen erwähnt, steigt die Ablehnung – bei konservativen Positionen. Ein progressiver Journalist, der auf der universitären Bühne seine Meinung und politische Forderungen äußert, wird immer noch eher toleriert als ein konservativer Professor, der lediglich seine Forschungsergebnisse präsentiert – und dessen Vortrag dennoch 23 Prozent der Befragten absagen würden. Gleichzeitig zeigt sich aber auch: Konservative Thesen werden zum

Teil deshalb gecancelled, weil sie als Bedrohung für marginalisierte Gruppen wahrgenommen werden. In dieser Hinsicht legen unsere Ergebnisse nahe: Sowohl Team A als auch Team B haben ein Stück weit recht.

Universitäten muss es gelingen, diese Spannung produktiv zu machen: durch Formate, in denen nicht nur Argumente bewertet werden, sondern auch moralische Reflexe. Wer fordert, eine Stimme müsse verstummen, sollte begründen können: Welcher Schaden entsteht, wenn sie gehörte würde? Worin genau bestünde dieser? Und wer entscheidet hier eigentlich, was schädlich ist?

Gerade in Zeiten, in denen die Angriffe auf die akademische Freiheit nicht nur von innen (durch Studierende), sondern auch von außen (durch Regierungen) ausgehen, sollte klar sein, was für ein fragiles Gut sie darstellt. Nicht zuletzt zeigt unsere gegnerische Zusammenarbeit: Wissenschaft ist selbst in der Lage, auf Einschränkungen ihrer Freiheit zu reagieren. Den harten Besen autoritärer Politik braucht es dafür nicht.



Richard Traunmüller ist Professor für empirische Demografieforschung an der Universität Mannheim
Fotos: privat

ANZEIGE

WISSENSCHAFTLICHER STELLENMARKT

www.jobs.zeit.de



Die Hochschule der Deutschen Bundesbank mit Sitz auf Schloss Hohenburg bildet als staatlich anerkannte Hochschule in freier Trägerschaft ca. 400 Studierende aus.

Wir suchen zum nächstmöglichen Zeitpunkt, befristet bis 31.12.2028, eine/einen

Professorin/Professor (m/w/d) als hauptamtliche Lehrkraft

mit Schwerpunkt Allgemeine BWL und Zentralbankbetriebslehre
für die fachspezifische Qualifizierung nach § 38 BLV.



Bitte rufen Sie die vollständige Stellenausschreibung über den QR-Code oder unsere Jobbörse auf und bewerben Sie sich bis zum 7. Dezember 2025!
www.bundesbank.de/karriere

LEHREN - FORSCHEN - NEU ENTDECKEN

KOMMEN SIE ALS PROFESSOR_IN AN DIE JADE HOCHSCHULE



Die Jade Hochschule in Wilhelmshaven, Oldenburg und Emsfleth zeichnet sich durch innovative Ansätze, kooperative Zusammenarbeit und eine zugewandte Haltung aus. In allen Bereichen fördert die Hochschule Kompetenz und Vielfalt.

Fachbereich Ingenieurwissenschaften am Campus Wilhelmshaven:

Professur (m/w/d) für das Gebiet Elektronik für die Medizintechnik

Bes.-Gr. W2 | Kennziffer I53-1

Bewerbungsschluss: 18. Dezember 2025

BEWERBUNGEN AN



E-Mail: berufungen@jade-hs.de

Die Stellenausschreibung finden Sie unter jade-hs.de/professen

jade-hs.de



POLIZEIAKADEMIE
NIEDERSACHSEN

An der Polizeiakademie Niedersachsen, dem Träger von Aus- und Fortbildung in der niedersächsischen Polizei, ist am Studienort Hann. Münden zum nächstmöglichen Zeitpunkt

eine Professur im Fachbereich Rechtswissenschaften

mit der Besoldungsgruppe W2 NBesG zu besetzen.

Zu den wesentlichen Aufgaben einer Professorin/eines Professors an der Polizeiakademie zählen die Durchführung von Lehrveranstaltungen in der Ausbildung der Polizeikommissaranwärterinnen und -anwärter im Bachelorstudiengang sowie der Polizeivollzugsbeamten und -beamten im Masterstudiengang. Zu dem Tätigkeitsbereich gehören ebenso Prüfungstätigkeiten, die Forschungstätigkeit im Sinne des Gesetzes über die Polizeiakademie Niedersachsen und die Durchführung von Lehrveranstaltungen in der Fortbildung.

Zu den Aufgaben gehören ferner die Mitwirkung bei der Erstellung und Umsetzung von Konzepten, die ein selbstgesteuertes, arbeitsplatznahe und computergestütztes Lernen in der Aus- und Fortbildung ermöglichen.

Als moderne Bildungsreinrichtung entwickelt die Polizeiakademie Niedersachsen die aktuellen Prozesse weiter und nutzt die sich bietenden Möglichkeiten der Digitalisierung. Es wird erwartet, sich auch unter Berücksichtigung dieser Entwicklung im Rahmen der übertragenden Aufgabengebiete zu qualifizieren und das Fachwissen fortlaufend auf dem aktuellen Stand zu halten.

Die Einstellungsvoraussetzungen entnehmen Sie bitte der ausführlichen Ausschreibung auf der Internetpräsenz der Polizeiakademie Niedersachsen

<https://www.pa.polizei-nds.de/aktuelles/stellenausschreibungen/>

Aussagekräftige Bewerbungen sind unter der Nennung unseres Zeichens: 23.11.-03041-Profausw2025/70 bis zum 17.12.2025 bei der

Polizeiakademie Niedersachsen
Dezernat 23 / Personal
Bürgermeister-Stahn-Wall 9
31582 Nienburg/Weser

einzureichen oder per E-Mail an persplan@pa.polizei.niedersachsen.de zu senden.



Die Technische Hochschule Deggendorf bietet ab dem Sommersemester 2025 oder später die folgende Stelle:

Nachwuchsprofessor/in (m/w/d)

für das Lehrgebiet Internationales Marketing,
Internationales Personalmanagement und
Interkulturelles Management

BesGr. W1

Mehr Infos unter
www.th-deg.de/stellenangebote



Pädagogische Hochschule
Ludwigsburg
University of Education

An der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg ist folgende Stelle zu besetzen:

W3-Professur für Musik und Musikdidaktik (25-33)

Ihre Aufgaben:

- Lehre (9 SWS) im Fach Musik in den Lehramtsstudiengängen (Grundschule, Sek. I. Europalehramt, Sonderpädagogik) sowie in außerschulischen Studiengängen
- Forschung im Bereich Musikpädagogik/Musikdidaktik
- Betreuung von Schulpraktika
- Prüfungstätigkeiten
- Aktive Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung
- Einwerbung von Drittmitteln und regelmäßige Publikationsaktivitäten
- Mitarbeit in der konzeptionellen Weiterentwicklung des Studienfaches Musik
- Ihr Profil:
- Abgeschlossenes Lehramtsstudium im Fach Musik
- Schulpraxiserfahrungen nach § 47 Abs. 3 Satz 1 Landeshochschulgesetz BW
- Mehrjährige Erfahrung in der Hochschule im Rahmen der Musikkleiner/innenbildung
- Überdurchschnittliche Promotion in Musikpädagogik/Musikdidaktik
- Habilitation oder gleichwertige wissenschaftliche Leistungen
- Einschlägige Forschungsbeiträge
- In Forschung und Lehre Bezugnahme auf ein breites Spektrum von Musikrichtungen (einschließlich populärer Musik) gemäß den Anforderungen einer zeitgemäßen Musikdidaktik
- Erfahrungen im Bereich der Didaktik des bilingualen Unterrichts des Faches Musik erwünscht
- Möglichst Erfahrungen in der Einwerbung von Drittmitteln
- Bereitschaft zur Mitwirkung in der wissenschaftlichen Weiterbildung
- Kompetenzen in moderner Hochschuldidaktik erwünscht
- Es wird erwartet, dass Veranstaltungen sowohl in deutscher als auch englischer Sprache gehalten werden

Im Übrigen gelten die in §§ 46 und 47 Landeshochschulgesetz BW genannten Dienstaufgaben und Einstellungsvoraussetzungen in ihrer jeweils gültigen Fassung.

Detaillierte Stellenausschreibungen im Internet unter:

<https://www.ph-ludwigsburg.de/hochschule/verwaltung/personalangelegenheiten/stellenangebote>

Detaillierte Informationen zu den fachlichen Anforderungen und Einstellungsvoraussetzungen finden Sie unter:

www.hfwu.de/stellenangebote



Hochschule
für Wirtschaft und Umwelt
Nürnberg-Geslingen

An der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürnberg-Geslingen (HFWU) besetzen wir am Standort Geislingen zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Professuren (w/m/d):

W2-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Immobilienmarketing

W2-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Entrepreneurship

W2-Professur für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre

Bewerbungsschluss: 17. Dezember 2025

Detaillierte Informationen zu den fachlichen Anforderungen und den Einstellungsvoraussetzungen finden Sie unter:

www.hfwu.de/stellenangebote



UNIVERSITÄT
PADERBORN

Die Universität Paderborn ist eine leistungsstarke und international orientierte Campus-Universität. In interdisziplinären Teams gestalten wir zukunftsweisende Forschung, innovative Lehre sowie den aktiven Wissenstransfer in die Gesellschaft. Als wichtige Forschungs- und Kooperationspartner prägt die Universität auch regionale Entwicklungsstrategien. Unsere Beschäftigten in Forschung, Lehre, Technik und Verwaltung bieten ein lebendiges, familienfreundliches und chancengerechtes Arbeitsumfeld mit kurzen Entscheidungswegen und vielfältigen Möglichkeiten. Gestalten Sie mit uns die Zukunft!

In der Fakultät für Elektrotechnik, Informatik und Mathematik ist am Institut für Informatik die folgende Professur zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen:

W3-Universitätsprofessor (w/m/d) für Software Engineering

Anforderungen:

Erfolgreiche Bewerber*innen sollen die Themen der bestehenden Softwaretechnik-Professuren – Secure Software Engineering, Empirical Software Engineering und Software Resilience – sinnvoll ergänzen und somit beispielweise in einem oder mehreren der folgenden Bereiche des Software Engineering hervorragend ausgewiesen sein: Software-Design und -Konstruktion, Software-Konfigurationsmanagement, Software-Qualität und -Testing oder Programmiersprachen und Compiler.

Wir erwarten die Bereitschaft und das Interesse, mit den Arbeitsgruppen der Softwaretechnik, den strategischen Schwerpunktberufen des Instituts (Data Science, IT-Security und Domain-Specific Computing) und darüber hinaus zusammenzuarbeiten.

Die wissenschaftliche Qualifikation soll durch Veröffentlichungen auf international führenden Konferenzen und in Journals des Software Engineering belegt sein. Bewerber*innen sollen über einschlägige Erfahrung in der Grundlehre verfügen. Wir erwarten Erfahrung in der Einwerbung und Durchführung von Drittmittelprojekten. Von der*dem Stelleninhaber*in erwarten wir die Bereitschaft und das Interesse, an der Beantragung von – insbesondere interdisziplinären – Großprojekten mitzuwirken und diese auch zu initiieren und sich in vorhandene Forschungseinrichtungen zu integrieren. Hierfür bietet die Universität Paderborn mit Forschungseinrichtungen wie z. B. dem Software Innovation Campus Paderborn (SICP), dem Joint Artificial Intelligence Institute (JAI) oder dem Paderborn Center for Parallel Computing (PC²) hervorragende Möglichkeiten, ggf. in leitenden Rollen. Zudem besteht die Möglichkeit für Kollaborationen mit dem Heinz Nixdorf Institut (HNI) und dem Fraunhofer-Institut für Entwurfstechnik Mechatronik (IEM). Weiterhin erwarten wir die Bereitschaft zur fächerübergreifenden Zusammenarbeit, einschlägige Lehrerfahrung und die Fähigkeit, Lehrveranstaltungen in englischer und zumindest mittelfristig auch in deutscher Sprache zu halten.

Mit 11 interdisziplinären Forschungseinrichtungen und einer Beteiligung an 5 Sonderforschungsbereichen (davon 4 in Spracherfunktion), 1 DFG-Forschungsgruppe, 6 ortsübergreifenden Graduiertenkollegs und 2 DFG-Schwerpunktprogrammen ist die Universität Paderborn die ideale Umgebung für die Umsetzung kühner Forschungsideen. Als Standort eines nationalen Hochleistungszentren für Rechenressourcen bietet die Universität herausragende Rechenressourcen zur Umsetzung dieser Ideen.

Einstellungsvoraussetzungen: § 36 Abs. 1 Ziff. 1 bis 4 HG NRW (abgeschlossenes Hochschulstudium, pädagogische Eignung, einschlägige Promotion und zusätzliche wissenschaftliche Leistungen).

Die Universität Paderborn strebt eine Erhöhung des Anteils an Hochschullehrerinnen an und fordert daher qualifizierte Wissenschaftlerinnen nachdrücklich zur Bewerbung auf. Frauen werden gem. Landesgleichstellungsgesetz NRW (LGG) bei gleicher Eignung, Befähigung und f

Universität Münster

Am Institut für Neuro- und Verhaltensbiologie im Fachbereich Biologie der Universität Münster ist zum 1. September 2027 eine **W3-Professur für Systemische Neurowissenschaften** zu besetzen.

Die Ausschreibung richtet sich an herausragende, international ausgewiesene Wissenschaftler*innen mit exzellenten Qualifikationen auf dem Gebiet der modernen Neurowissenschaften. Der/Die Kandidat*in hat ein ausgeprägtes Forschungsprofil in einem aktuellen Forschungsbereich der systemischen Neurowissenschaften (z.B. Erforschung der sensorischen und neuronalen Netzwerke, die komplexen Verhalten zu Grunde liegen) und arbeitet vorzugsweise an einem Invertebraten-Modell. Die wissenschaftlichen Arbeiten kombinieren zeitgemäße neurowissenschaftliche Methoden (z.B. Optogenetik, Chemogenetik, Connectomics, Elektrophysiologie, Live-imaging neuronaler Aktivität, Kl-gestütztes behavioral tracking) und sollen dabei insbesondere moderne bildgebende Verfahren integrieren.

Die Professor ist am Multiscale Imaging Centre (MIC) und am Institut für Neuro- und Verhaltensbiologie der Universität Münster angesiedelt, wo sie an der bestehenden Infrastruktur partizipieren und von den vielfältigen und hochauflösenden bildgebenden Systemen profitieren kann. Zukünftige Kooperationen innerhalb des Fachbereichs Biologie, dem MIC sowie dem Otto Creutzfeldt Center for Cognitive and Behavioral Neuroscience (OCC) sind erwünscht. Die Beteiligung an geplanten, größeren Forschungsverbünden bzw. deren Initiierung sowie die Förderung neuer interdisziplinärer Strukturen werden erwartet.

In der Lehre vertritt der/die Stelleninhaber*in das gesamte Spektrum der Neurobiologie. Es wird eine aktive und angemessene Beteiligung an den Lehraktivitäten im Rahmen der Bachelor- und Master-Studiengänge des Fachbereichs Biologie gefordert. Die Beteiligung an Grundvorlesungen und Praktika, die theoretische und experimentelle Grundlagen der Neurobiologie vermitteln, wird erwartet.

Weiterhin werden die Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung der Universität und die Einwerbung von Drittmiteln erwartet. Insgesamt werden exzellente wissenschaftliche Leistungen und Drittmittförderung sowie ausgewiesene didaktische Kompetenzen vorausgesetzt.

Voraussetzungen für die Bewerbung sind Lehrerfahrung und wissenschaftliche Leistungen, die im Rahmen einer Juniorprofessur, einer Habilitation oder einer Tätigkeit als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in an einer Hochschule oder außeruniversitären Einrichtung oder im Rahmen einer wissenschaftlichen Tätigkeit in Wirtschaft, Verwaltung oder in einem anderen gesellschaftlichen Bereich im In- und Ausland erbracht worden sind.

Die Universität Münster setzt sich für Chancengerechtigkeit und Vielfalt ein. Wir begrüßen alle Bewerben unabhängig von Geschlecht, Nationalität, ethnischer oder sozialer Herkunft, der Religion oder Weltanschauung, Beeinträchtigung, Alter sowie sexueller Orientierung oder Identität. Eine familiengerechte Gestaltung der Arbeitsbedingungen ist uns ein selbstverständliches Anliegen.

Bewerbungen von Frauen sind ausdrücklich erwünscht; Frauen werden bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt berücksichtigt, sofern nicht in der Person eines Mitbewerbers liegende Gründe überwiegen.

Bewerbungen enthalten den Lebenslauf, eine Publikationsliste, Zusammenfassung von Forschungsinteressen, ein Forschungskonzept sowie eine Übersicht über die Lehrerfahrung mit einem Lehrkonzept. Darüber hinaus ist ein Statement zu den Themenbereichen „Gleichstellung“ und „Diversität“ wünschenswert.

Alle Unterlagen sind per E-Mail in **einem PDF-Dokument** bis zum **5. Januar 2026** zu richten an:

Universität Münster
Dekan des Fachbereichs Biologie
Herrn Prof. Dr. Jürgen Gadau
E-Mail: application.bio@uni-muenster.de

www.uni-muenster.de

RWTH AACHEN UNIVERSITY

Thinking the Future Zukunft denken

W2-Universitätsprofessor (Tenure Track W2) Experimentelle Astroteilchenphysik
Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften

Die RWTH Aachen ist eine der Exzellenzuniversitäten Deutschlands und genießt weltweit ein hohes Ansehen in Forschung und Lehre. Zum nächstmöglichen Zeitpunkt wird an der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften eine W2-Universitätsprofessur besetzt, die das Fach Experimentelle Astroteilchenphysik in Forschung und Lehre vertritt.

Der/die Bewerber/in betreibt experimentelle Forschung auf dem Gebiet der Astroteilchenphysik im weiteren Sinne. Die Forschungsarbeiten können sich auf die Entwicklung von Detektoren oder Datenanalyse in einem oder mehreren der folgenden Bereiche konzentrieren: kosmische Strahlung, Gammastrahlung, Neutrinos, Dunkle Materie, Axionen, Gravitationswellen.

Weitere Informationen erhalten Sie unter: www.rwth-aachen.de/jobs/professuren
Bewerbungsfrist ist der **14.01.2026**.

An der KL ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt folgende Professur zu besetzen:
Professor für Biostatistics and Data Science (M/W/D)

Die Karl Landsteiner Privatuniversität für Gesundheitswissenschaften (KL) ist im Umfeld einer erfolgreichen Lehr- und Forschungslandschaft am Campus Krems und im Universitätsklinik-Verbund St. Pölten, Krems, Tulln angesiedelt. Durch die Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern in Wiener Neustadt sowie weiteren strategischen Partnerinstitutionen in Wissenschaft und Forschung wird eine Profilbildung in definierten Schwerpunkten der biomedizinischen und biopsychosozialen Wissenschaften angestrebt. Zur Ausschreibung gelangt eine unbefristete Stelle zur Weiterentwicklung des bestehenden Fachbereichs für Biostatistics & Data Science. Die Bewerber*innen sind aufgrund ihrer bisherigen beruflichen Laufbahn in der Lage, das Fachgebiet in Lehre und Forschung zu vertreten und dieses organisatorisch und didaktisch im klinischen Kontext der KL sowie im Zusammenhang mit der Lehre umzusetzen. Passend zur strategischen Positionierung der KL in den Gesundheitswissenschaften ist Forscherfahrung in der statistischen Methodik und deren Anwendung mit klinischen Studien und Vorhaben im medizinischen sowie psychologischen Bereich unabdingbar. Erwartet werden zusätzlich die Fähigkeit und Bereitschaft zur Lehre in allen curriculären Stufen (Bachelor, Master, Doktorat).

Detaillierte Anstellungsvoraussetzungen sowie zum Bewerbungsprozess finden Sie unter www.kl.ac.at/karriere. Die KL führt sich einer antidiskriminatorischen Anstellungs-politik verpflichtet und legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Die KL ermutigt qualifizierte Menschen mit unterschiedlichen Diversitätsmerkmalen (Gender, Alter, Ethnie, Konfession, sexuelle Orientierung, etc.) ausdrücklich zur Bewerbung. Bei gleicher Qualifikation werden Frauen vorrangig aufgenommen.

Die Bewerbung schicken Sie bitte per Mail in einem einzelnen PDF zusammengefasst bis spätestens 6. Jänner 2026 an den Rektor der Karl Landsteiner Privatuniversität für Gesundheitswissenschaften, Dr. Karl Dorrek Straße 30, A-3500 Krems a.d.D., Austria (rektorat@kl.ac.at)

KARL LANDSTEINER KL
PRIVATUNIVERSITÄT FÜR
GESUNDHEITSWISSENSCHAFTEN

Universität Konstanz

Early Career Rescue Fellowship Programme

The Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), the Tübingen College of Fellows (CoF), and the Zukunftskolleg Konstanz (ZuKo) invite early career researchers, whose work in the USA is restricted due to political pressure, to apply for the Baden-Württemberg Early Career Rescue Fellowships 2026-2028.

14 Postdoctoral Fellowships (2 years)

Fellowship Period: between July 2026 – September 2028
Application Deadline: 9 January 2026, 11:00 AM (CET)

For application and more details, please visit the homepages of the three institutes.

FRIAS
FRIEDRICH-KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN

COLLEGE OF FELLOWS

Zukunftskolleg

AZV
Ausbildungszentrum
für Verwaltung

Das Ausbildungszentrum für Verwaltung sucht für die Verwaltung in Altenholz unbefristet in Vollzeit zum nächstmöglichen Zeitpunkt **eine Sachbereichsleiterin / einen Sachbereichsleiter für die Wirtschaftsführung (w, m, d)** (EG 12 TVöD-VKA)

Alle weiteren Informationen finden Sie unter www.azv-sh.de. Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung bis zum **30.11.2025**.

AZV Kompetenz für die Verwaltung

RECKLINGHAUSEN sucht ...

Bei der Stadt Recklinghausen ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die Stelle der

Fachbereichsleitung (m/w/d) Ingenieurwesen

unbefristet in Vollzeit zu besetzen. Die Bezüge richten sich nach Besoldungsgruppe A 16 Landesbesoldungsgesetz NRW beziehungsweise Entgeltruppe 15 TVöD.

Bewerbungsfrist: 5. Januar 2026
Details unter: www.recklinghausen.de/stellen
Telefon: 0 23 61 / 50 25 00 oder 50 13 00

Abteilungsleiter/in Verwaltung & Digitales (m/w/d)

Die Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt (DSEE) in Neustrelitz sucht eine erfahrene Führungspersönlichkeit für die gesamtverantwortliche Leitung und strategische Steuerung der Bereiche Personal, Finanzen, Vergabe, IT, Liegenschaften und Justiziarat.

Die Abteilung umfasst derzeit zwölf Mitarbeitende.

Bewerbungsschluss: 12.12.2025
ausführliche Informationen auf www.d-s-e-e.de.

BITTE BEACHTEN:

Vorgezogene Termine für Anzeigen- und Druckunterlagenschlüsse:

• ZEIT	vom 17.12.2025:	Freitag, 12.12.2025	- 12 Uhr
• ZEIT	vom 23.12.2025:	Donnerstag, 18.12.2025	- 12 Uhr
• ZEIT	vom 30.12.2025:	Dienstag, 23.12.2025	- 12 Uhr

ZEIT *leo*

»Mama, bekommen Geparden Seitenstechen?«

**Das große ZEIT LEO-Buch der Tiere
gibt auf (fast) jede Frage eine Antwort**



Von gigantischen Meeressäugern bis zu winzigen Insekten – in diesem großformatigen Nachschlagewerk werden über 250 Tiere mit **spektakulären 3D-Bildern, brillanten Fotos und verblüffenden Fakten** lebendig gemacht.

Dazu gibt es spannende ZEIT LEO-Geschichten und **kindgerechte Texte** zu Evolution und Ökosystemen.

Das perfekte Geschenk für kleine Tierfreunde mit großen Fragen! Ab 8 Jahren – **nur im ZEIT Shop**.

Jetzt für 29,95 €* bestellen: shop.zeit.de/tiere

*zzgl. 4,95 € Versandkosten, Auslandspreise auf Anfrage | Bestellnr. 50147
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



Infografik: Heizen

Schön aufgepumpt!

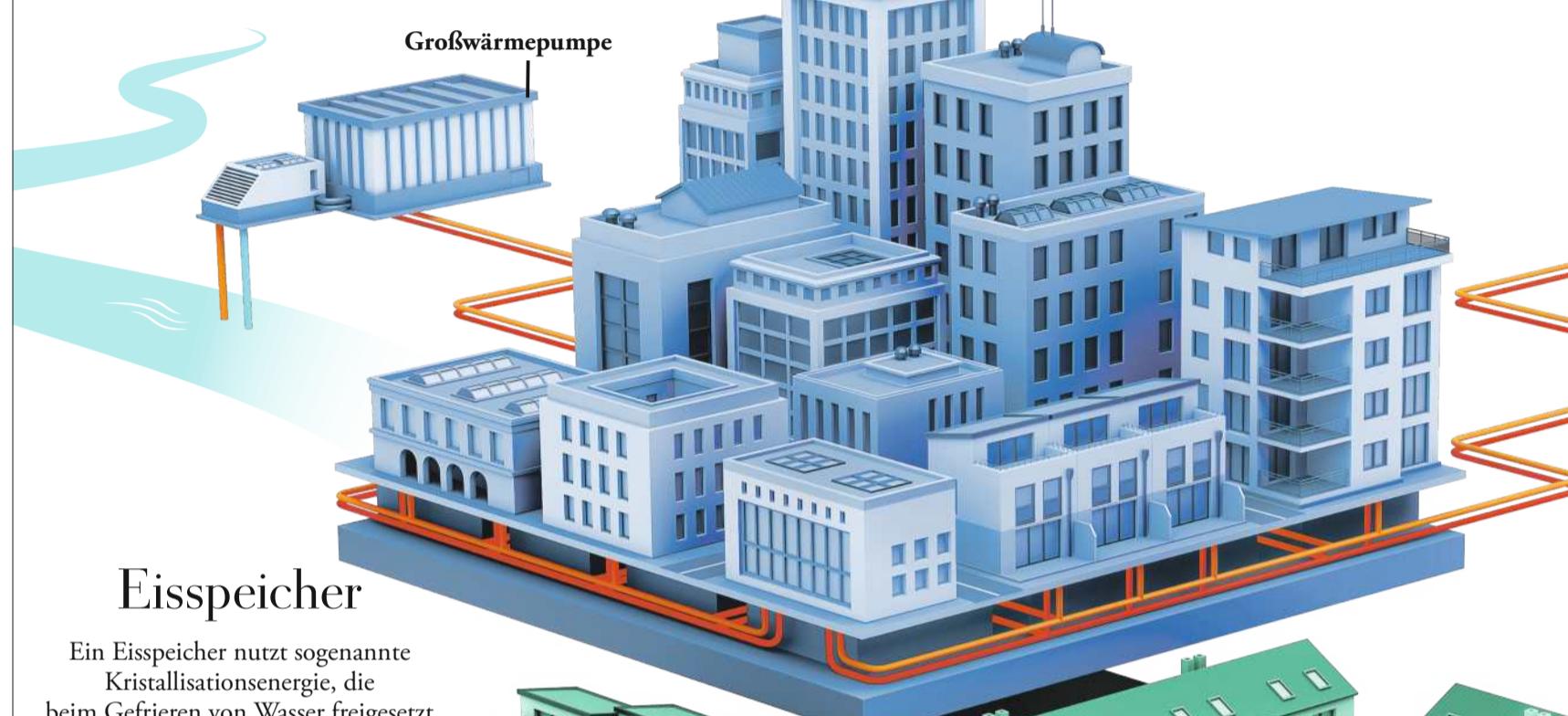
Sie ließ Bürger zürnen und eine Regierung wackeln – doch heute ist die Wärmepumpe die am häufigsten verkaufte Heizungstechnik. Sie versorgt nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch ganze Fernwärmennetze

von CYPRIAN LOTHRINGER (GRAFIK) UND DIRK ASENDORPF (RECHERCHE)

N°
854

Aquathermie

Flüsse, Seen, Abwasserkanäle oder das Meer eignen sich als Quelle für Umweltwärme. Die weltgrößte Wärmepumpe nutzt Meerwasser, um im dänischen Esbjerg 25.000 Haushalte zu versorgen.



Eisspeicher

Ein Eisspeicher nutzt sogenannte Kristallisierungsenergie, die beim Gefrieren von Wasser freigesetzt wird. Ein Leitungsnetz transportiert sie zu Wärmepumpen in den Häusern. Im Sommer kann der Eisspeicher zur Kühlung dienen.



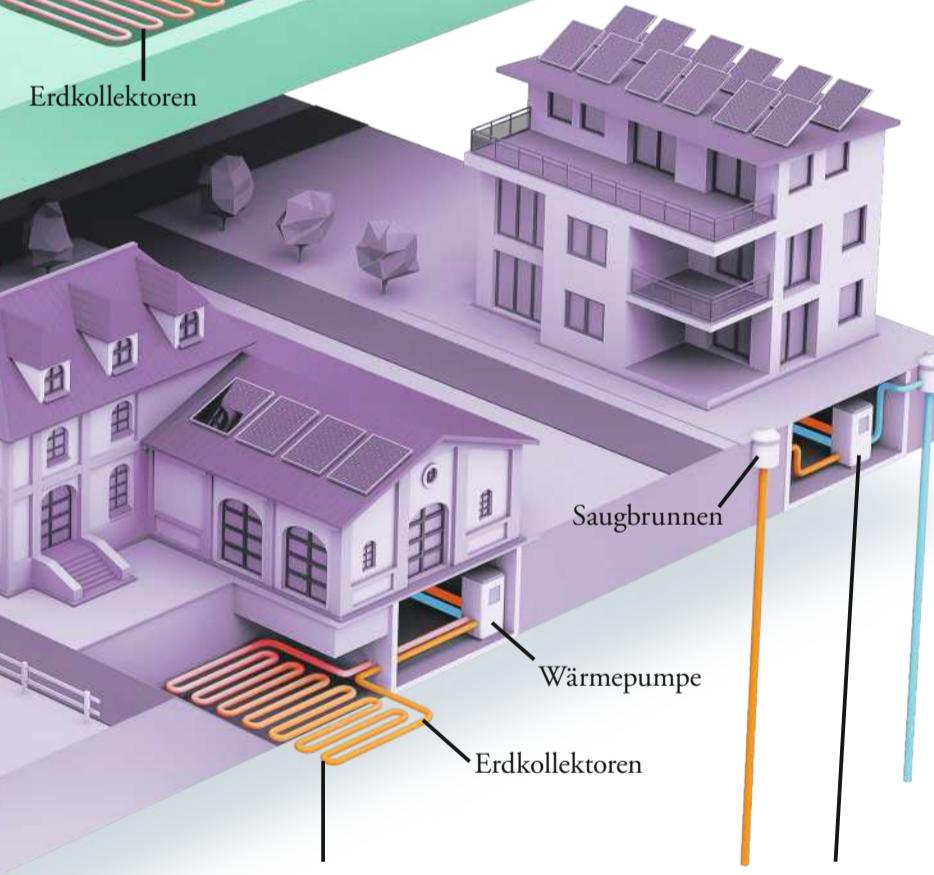
Geothermie

Eine Großwärmepumpe verwendet Thermalwasser aus der Tiefe, um ein Fernwärmennetz auf die nötige Vorlauftemperatur von über 80 Grad Celsius zu bringen.



Kalte Nahwärme

Tiefbohrungen oder Kollektoren unter Freiflächen liefern bis zu 15 Grad warme Sole.* Wärmepumpen in den Häusern erhöhen diese Wärme auf Heiztemperatur.



Luft-Luft

Diese Wärmepumpe nutzt Außenluft, um das Haus über ein Lüftungssystem zu erwärmen. Dabei entstehen Ventilatorgeräusche. Installationsaufwand, Kosten und Effizienz sind vergleichsweise gering. Die Technik eignet sich gut für Passivhäuser, nicht jedoch für Altbauten.

Luft-Wasser

Außenluft speist eine Wärmepumpe; die Hitze gelangt ins Heizungssystem. Gut geeignet für Fußbodenheizungen, alte Rippenheizkörper müssen meist ausgetauscht werden. Das Außengerät verursacht Ventilatorgeräusche. Kostengünstige Installation und Wartung. Mit sinkender Außentemperatur sinkt die Effizienz.

Sole-Wasser

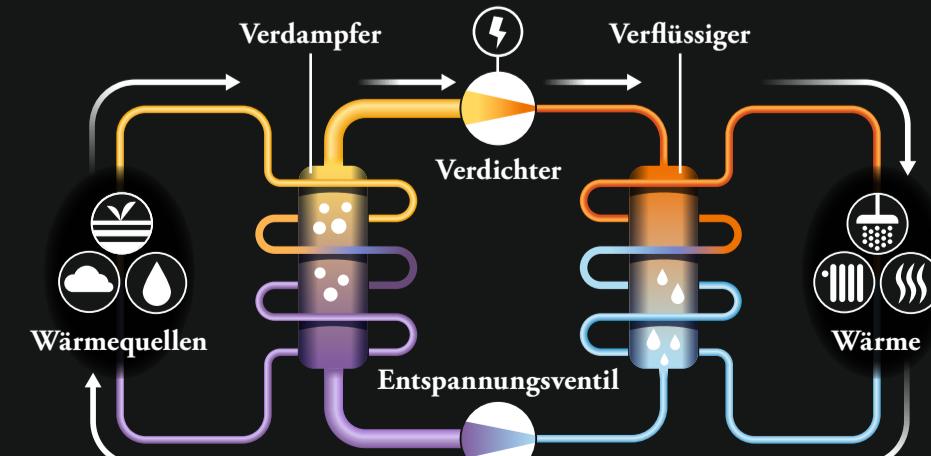
Sole* wird im bis zu 100 Meter tiefen Bohrloch oder in Kollektoren unter der Erde erwärmt. Eine Wärmepumpe erhöht die Temperatur fürs Heizungssystem. Geeignet für Neubaugebiete – im Bestand aber oft schwer zu realisieren und teuer. Hohe Effizienz, keine störenden Geräusche.

Grundwasser

Über einen Saugbrunnen wird Grundwasser in die Wärmepumpe geleitet; ist die Wärme entzogen, führt ein Schluckbrunnen das Wasser zurück. Diese effizienteste Wärmepumpentechnik ist vergleichsweise teuer, dafür aber geräuschos, und die Wärmequelle kann nicht einfrieren. Der Einsatz ist nicht überall möglich.**

Die Technik

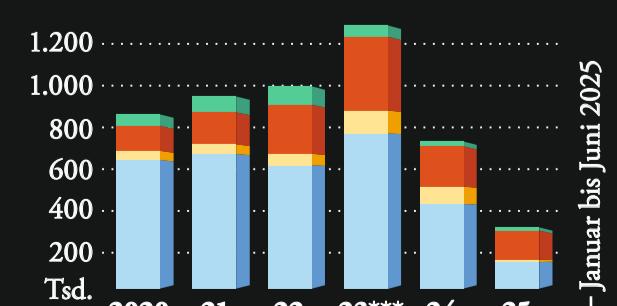
Mit Umweltwärme wird ein flüssiges Kältemittel (zum Beispiel Propan) zum Verdampfen gebracht. Ein elektrischer Kompressor (Verdichter) erhöht den Druck des Gases – dabei wird es heiß. Da ein gasförmiger Stoff beim Kondensieren die Energie wieder abgibt, kann die Hitze vom Verflüssiger ans Heizungssystem weitergegeben werden (das Kältemittel kühlt dabei ab und wird wieder flüssig). Das Entspannungsventil senkt den Druck und die Temperatur weiter. Danach beginnt der Kreislauf von vorn. Mit einer Kilowattstunde Strom entstehen so bis zu fünf Kilowattstunden Wärme. Es ist das gleiche Prinzip wie beim Kühlschrank, nur dass hier die Wärme von außen nach innen gelangt.



Der Absatz

Erstmals werden mehr Wärmepumpen als Gasheizungen verkauft. Öl spielt kaum noch eine Rolle.

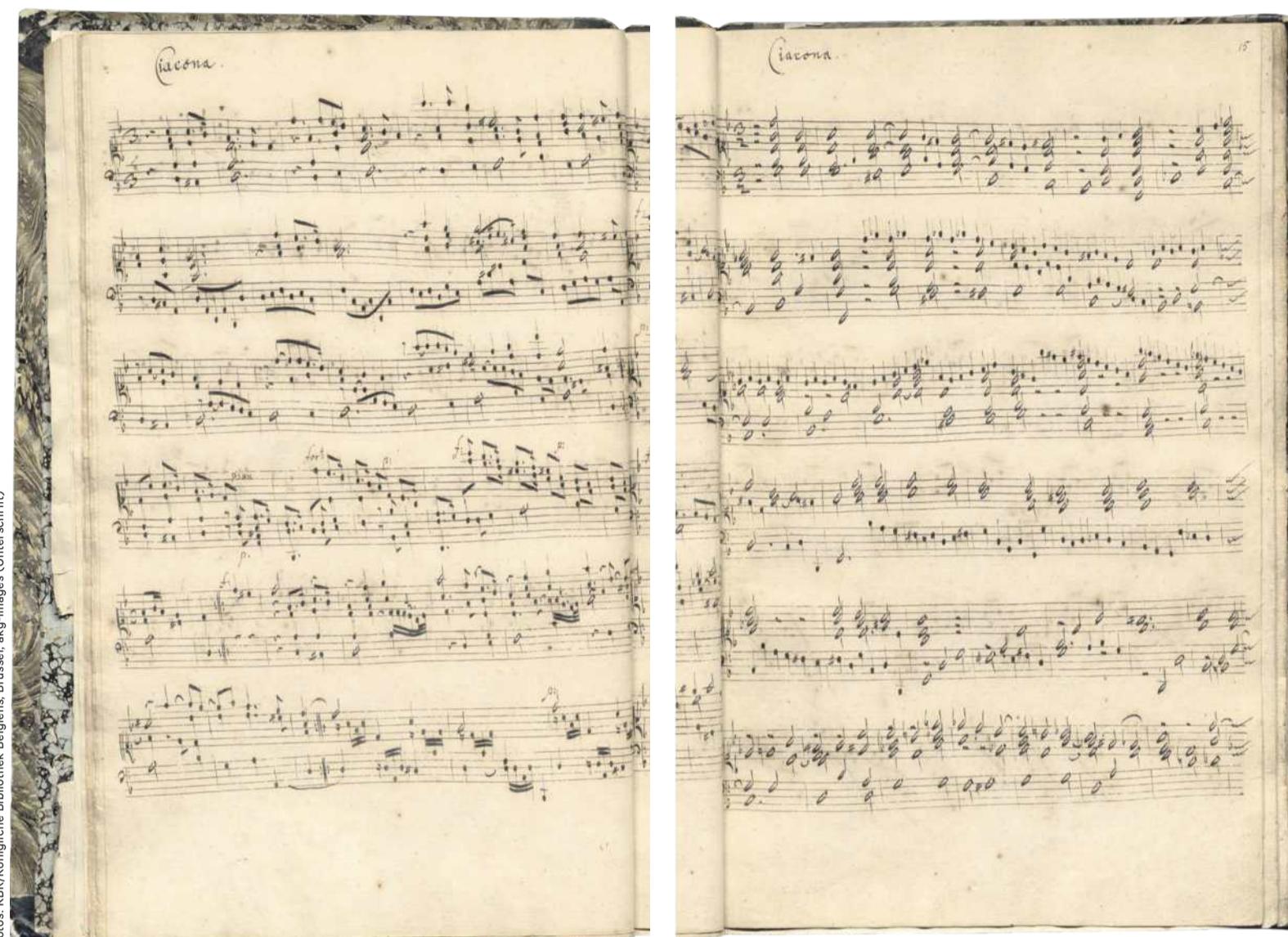
■ Biomasse ■ Wärmepumpe ■ Öl ■ Gas



Quellen

Bundesverband Wärmepumpe, Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme, Bundesverband der Deutschen Heizungsindustrie, Bundesverband der Energie- und Wasserverwaltung, Umweltbundesamt

FEUILLETON



Die ersten Seiten der neu entdeckten Chaconne in d-Moll (links) und der in g-Moll, die nun Bach zugeschrieben werden

Hose
runter

Zur Wehrpflicht gehört die Musterung. Was heißt das?

von AXEL HACKE

A

An meine Musterung habe ich wenig Erinnerungen, der Termin fand vor 52 Jahren statt, also bitte. Man hatte sich im Kreiswehrsatzamt einzufinden. So sah das Gebäude auch aus. Grau, breite Flure, Düsternis. Ich füllte Formulare aus und entkleidete mich. Männer in weißen Kitteln, Frauen an Schreibmaschinen. Waagen, Stethoskope, Vermessungen, Hose mal runter!, Griff an die Hoden, husten Sie, nach rechts gucken, noch mal husten, gut.

Eine Musterung, habe ich gelesen, sei eine prüfende Besichtigung, und so war es auch. Wir wurden prüfend besichtigt. Im Nachhinein denke ich, man hätte freundlicher zu uns sein können, immerhin sollten wir das Land mit unserem Leben verteidigen. Aber Freundlichkeit kannten wir eigentlich nicht. Auch unsere Lehrer waren nicht freundlich, höchstens die jüngeren. Die älteren kriegten den Nazi-Ton nicht aus den Klamotten, oder sie waren im Krieg verrückt geworden.

Ich war weit oben auf der Tauglichkeitsstreppe, kerngesund und ein guter Sportler, bloß als Fallschirmjäger ungeeignet, wegen der Zahnpfosten. Am liebsten wäre ich topfit und komplett unauffällig zugleich gewesen, das ist aber schwer. Vor der Musterung erzählte man sich, man solle Stottern simulieren oder literweise Zuckerwasser trinken, um beim Urinetest als Diabetiker durchzugehen. Oder Sehnen. So was lag mir nie. Scheuermann hatte ich auch nicht zu bieten, da wäre man sofort raus gewesen.

Legendarisch der junge Horst Buchholz, wie er als Felix Krull in Kurt Hoffmanns Verfilmung von Thomas Manns Roman 1957 den untersuchenden Mediziner abwechselnd als Generalarzt, Kriegsarzt, Leibarzt und zwischendurch als Herr Lazarettkommandant anredet und einen astreinen epileptischen Anfall simuliert. Utauglich, natürlich. Ob man nicht einen Versuch machen könnte, fragt Krull unterwürfig, »das Soldatenleben würde mich gewiss kräftigen«. Höhnisches Lachen, das Militär sei kein Sanatorium. Draußen lachte Krull.

Vater fuhr mich zur Kaserne, Mutter weinend auf dem Rücksitz. Wir übten Schießen mit dem Maschinengewehr, bekamen Ohrstöpfen, aber die trugen wir nicht. Sie schmerzten und galten als uncool, ohne dass wir das Wort schon benutzt hätten. Am Tag danach pfiffen mir die Ohren. Als das Geräusch nach einem halben Jahr nicht weg war, ging ich zum Bataillonsarzt. Der schickte mich ins Bundeswehrkrankenhaus. Ein junger Stabsarzt diagnostizierte Knalltrauma und Tinnitus. Ich sollte mich von Lärm fernhalten.

Ich bin Kommandant eines Kampfpanzers!, sagte ich, denn so weit war es mit mir inzwischen gekommen. Unteroffizier Hacke.

Ich war laut, fragte der Arzt.

Und wie!, sagte ich. Besonders beim Schießen. Es scheppert wie Hölle. Der Doktor blickte drein, als hörte er zum ersten Mal, dass beim Militär geschossen werde.

Dann dürfen Sie das nicht mehr machen, sagte er und fertigte ein Attest aus. Das zeigte ich meinem Kompaniechef. Für den Rest meiner Dienstzeit bildete ich Schreibstuben-Unteroffiziere aus. Nie wieder habe ich einen Schuss abgefeuert. Nie wieder saß ich auf einem Panzer.

Ich war unauffällig, zwei Jahre nach der Musterung.

Klingt das nach Bach, oder plätschert es nur?

Die Welt feiert zwei neue Musikstücke von Johann Sebastian Bach.
Doch noch gibt es Zweifel, ob er sie wirklich komponiert hat

von CHRISTINA RIETZ

Es ist eine Champagnerdusche. Sprudelnd und blubbernd fliegen die Orgeltöne durch die Luft, ungestüm klingt's, ein bisschen wild – und ziemlich aufregend. Die Bachorgel der Leipziger Thomaskirche erstrahlt in ultraviolettem Neonblau, auf den roten Rippen des Deckengewölbes drehen sich projizierte Lichtstrahlen. Disco! Party! Ein Fest für das ungebändigte Talent hinter dieser Musik. Es ist vermutlich das Talent des größten Komponisten (bis Redaktionsschluss) – das von Johann Sebastian Bach.

Diese Musik ist neu, sagt ihr Entdecker, neue Töne von einem Toten, und deshalb ist dieser Nachmittag in der Leipziger Thomaskirche, Bachs wichtigster Wirkungsstätte, eine Weltensation. Schon wenige unbekannte Takte eines Komponisten von geringerem Rang erregen in der Musikwelt Aufsehen, aber gleich zwei neue Werke von Bach? Das gibt es so gut wie nie. Wo kommen sie her, wie kann das sein? Was bedeuten sie für Bachs Schaffen? Und hegt niemand Zweifel an diesem Mirakel?

Die Überlieferungsgeschichte für die Musik von Johann Sebastian Bach ist unübersichtlich. Es gibt keine säuberliche Auflistung aller seiner Handschriften. Vieles existiert nur in Abschriften lang verlorener Originale, vieles lag in Archiven verstreut herum, von vielen weiß die Welt bis heute nichts. Hier schlägt die Stunde der Spürnasen. In diesem Fall gehört die Nase einem Herrn mit grauem Haar, dem Direktor des Leipziger Bach-Archivs, Peter Wollny. 33 Jahre hat er gebraucht, bis er zu dem Schluss kam: Ja, hier handelt es sich um Musik, die die Welt nicht kennt. Und sie ist von Bach.

Wollny hat eine Detektivgeschichte zu bießen. 1992 schnüffelte er als junger Forscher in der Königlichen Bibliothek zu Brüssel herum und geriet an das Handschriftenkonvolut eines unbekannten Kopisten, darin: Noten von verschiedenen Orgelwerken. Zwei Werke erregten seine Aufmerksamkeit, denn Wollny war sich anhand der Schrift des Kopisten und der Wasserzeichen des Papiers sicher: Diese Noten wurden im frühen 18. Jahrhundert in Mitteldeutschland aufgeschrieben.

Und wer wirkte dort als Komponist und Organist? Genau.

Auch die abgeschriebene Musik selbst, dachte Wollny, könnte von Bach stammen. Um dessen Handschrift handele es sich definitiv nicht. Nach weiterer Recherche fand der Wissenschaftler andere Abschriften desselben Schreibers und war sich sicher: Hier hat jemand systematisch Stücke von großer Qualität kopiert. Auch solche, die von Bach waren. Die Spur wurde heißer. Doch wer war der Abschreiber? Und wie sah seine Verbindung zu Bach aus?

2012 stieß Peter Wollny auf den Brief eines Musikers namens Salomon Günther John. John schreibt, dass er in Arnstadt und in Weimar in die Lehre gegangen sei. Seine Handschrift glich der des Kopisten. Die Spur wurde ganz heiß. Doch erst 2025 gelang es Wollny, die Beweise zu schließen, um nun mit ziemlicher Sicherheit sagen zu können: John hat um 1705 herum, als Schüler Bachs in Arnstadt, zwei Werke, die der Komponist selbst in Orgeltablatur (einer Art Kurzschrift) notiert hatte, kopiert und sie in Notenschrift übertragen. Es handelt sich um zwei siebenminütige Chaconnen.

An dieser Stelle des Indizienprozesses röhren sich nach dem Festakt in der Leipziger Thomaskirche, bei dem die Bach-Entdeckungen präsentiert wurden, kritische Stimmen. Manche unter Klarnamen in den sozialen Netzwerken, andere anonym. Sie sagen: John war, wenn er zu Bachs Zeiten in Arnstadt bei ihm Schüler gewesen sein soll, verdammt jung, erst zehn oder zwölf Jahre alt. Ist es denkbar, dass ein Kind so komplexe Musik von der Tabulatur in Notenschrift konvertieren konnte? Und wenn er Bachs Schüler war, warum hat er auf seine Abschriften nicht dessen Namen gesetzt? John erwähnt in dem überlieferten Brief zudem nicht, bei wem er Unterricht nahm und wann. Er schrieb nur, er habe »bey dem ehemaligen Herrn Organist in Arnstadt gute Fundamenta gelegt«, mehr nicht.

Anruf bei Peter Wollny am Tag nach der sogenannten Erstaufführung: Was sagen Sie zu den Einwänden? Wollny sagt: Mit »ehemaliger Organist« könne John nur Bach gemeint haben, denn alle anderen Arnstädter Organisten, die als Lehrer Johns infrage kämen, seien zum Zeitpunkt des Briefs bereits tot gewesen. Außerdem stehe in Johns Brief, dass er sich in Weimar habe

ausbilden lassen – und auch dort habe Bach gearbeitet. Ja, John müsse ein aufgeweckter junger Musiker gewesen sein, aber das war Bach selbst auch. Johns Notenschrift sehe sehr reif aus, seine Buchstabenschrift hingegen nicht.

Auch am bachtypischen Charakter der Musikhegen einige Experten Zweifel. Wenn Bach, wie der Leipziger Oberbürgermeister Burkhard Jung während der Pressekonferenz am Aufführungstag sagte, der wichtigste Deutsche ist, »den man in der Welt kennt«, dann werden diese Noten plötzlich zu einer nationalen Angelegenheit. Wird die Musik einem solchen Goldgewicht überhaupt gerecht? Der niederländische Dirigent, Organist und Bach-Spezialist Ton Koopman darf die Werke uraufführen. Auch er ist überzeugt, dass sie von Bach stammen: »Man hört einen hervorragenden Komponisten, der aber noch jung ist. Das mit dem Pedal hat er später intelligenter gelöst.«

Das erste Werk ist eine Chaconne in d-Moll, die jetzt die stolze Nummer 1178 im Bach-Werke-Verzeichnis (BWV) trägt. Für den jungen Bach, der zum Zeitpunkt der Komposition etwa 18 Jahre alt gewesen sein muss, wäre dieser stilisierte, vielstimmige Tanz eine schöne Fingerübung – wurde er doch später der Meister des Kontrapunkts, jener Kompositionstechnik, bei der es darauf ankommt, dass verschiedene Stimmen gleichberechtigt und gleichzeitig nebeneinander erklingen.

Was Koopman spielt, klingt zwar tänzerisch, aber der Tanz holpert eher, als dass er in Eleganz dahinflosse. Das liegt einerseits am Organisten, der mit seinen Gliedmaßen oft nicht ganz im identischen Tempo operiert. Andererseits komponiert Bach ausgesprochen sprunghaft, beginnt Gedanken, bricht sie wieder ab. Ziernlich genau in der Werkmitte manövriert er die Bassmelodie in eine höhere Stimme und startet eine seiner Lieblingsoperationen: Er bastelt aus der Melodie eine Fuge. Auch weil kein Komponist außer ihm so etwas in Orgelwerken dieses Genres gemacht hat, ist sich Wollny sicher, dass das Stück von Johann Sebastian Bach stammt.

Dieses Orgelwerk klingt trotzdem wenig nach allem, was man bisher von Bach kannte. Im Netz artikulieren sich andere Zweifel. Bei Instagram weist ein Organist darauf hin, dass er die beiden Chaconnen schon einmal gespielt

habe: Sie hätten als Werke eines Komponisten namens Johann Christoph Graff firmiert, eines Zeitgenossen von Bach.

In der Tat, zwei Aufnahmen davon gibt es bei YouTube, und die Noten beider Stücke liegen auch im digitalen Notenarchiv IMSLP unter Graffs Namen. Die Vermutung, Graff könnte der Urheber sein, kommt nicht von ungefähr. Im Brüsseler Notenkonvolut, das Wollny analysierte, sind auch Werke von ihm enthalten. Könnten die Stücke ihm statt Bach zugeordnet werden? Wollny verneint. Das einzige überlieferte Werk Graffs, das er kennt, sei viel schlechter als die Chaconnes. Den beiden neuen Werken wurden im Bach-Werke-Verzeichnis bereits Nummern zugeordnet, wie gesagt – ohne die Existenz eines Autographs von Bachs Hand oder einer Abschrift, auf der sein Name stünde. So ungewöhnlich das ist, spricht es dafür, dass sich das Werke-Verzeichnis-Gremium (dass Wollny angehört) der stilistischen Bach-Merkmale sehr sicher gewesen sein muss.

Zumindest die mit viel Pomp ventilierte Idee, dass die Werke seit 300 Jahren nicht mehr erklungen seien, ist jedoch vom Tisch, YouTube beweist das Gegenteil. Auch das zweite neue Stück, die Chaconne in g-Moll, gluckert sehr, ist ausdrucksstark, dabei leicht, angenehm, süßig, aber wiederum Welten entfernt von der mühe-losen Perfektion, dem weltstürzenden Wummss anderer Orgelkompositionen Bachs. Ein bisschen angetrunken klingen die Neulinge, ein bisschen feurig, ein bisschen feierlich. Und am Ende des zweiten Stücks wird es sogar staatstragend. Wie Kirchenmusik zu Silvester. Koopman verleiht den mächtig lauten Schlussakkorden durch kluge Verzierungen und Vorhalte Drama und einen gewissen Rock 'n' Roll.

Und was sagen die beiden Werke jenseits des Leipziger Entdeckerdrangs über Bach als Komponisten, gesetzt den Fall, er war's? Am ehesten: dass selbst er nicht als Meister aller Meister vom Himmel gefallen ist. Dass er als junger Mann mal einen Geniestreich in die Welt setzte, mal weniger geniale Momente hatte. Die aber sind trotzdem von so großer Qualität, dass an diesem herbststehenden Novembertag in Leipzig zu Recht von einem Jubelmoment für die Musikgeschichte gesprochen werden kann.

UNSERE WOCHE

KINO

Eine Welt ohne George Clooney?

In »Jay Kelly« denkt er ans Hinschmeißen

VON KATJA NICODEMUS



Wir müssen jetzt stark sein. Wir müssen uns eine Filmwelt ohne George Clooney vorstellen. Nix *Oceans 14*. Vorbei mit dem verschmitzten Grinsen auf der Leinwand. Nie wieder die warme Stimme mit den virilen Bassstufen. Adieu, George, tschüss, Eleganz, lebt wohl, ihr perfekt sitzenden Anzüge!

Wie die Welt der großen Bilder ohne Clooney aussehen könnte, malt sich der Regisseur Noah Baumbach in seinem neuen Film *Jay Kelly* aus (jetzt im Kino, Anfang Dezember auf Netflix). Clooney spielt einen Schauspieler, Weltsturm und grau melierten Beau, seit Jahrzehnten im Geschäft – also irgendwie auch sich selbst. Während einer Drehpause denkt dieser Schauspieler darüber nach, seinen Job an den Nagel zu hängen. Er verspürt eine Leere in sich. Seine Töchter, deren Kindheit er verpasst hat, sind erwachsen. Die eine hat sich von ihm gelöst, die andere will vor dem College durch Frankreich und Italien reisen.

Jay Kelly beschließt, sie auf dem Weg zu überraschen. Praktischerweise kann er auf einem italienischen Provinzfestival einen Preis für sein Lebenswerk entgegennehmen. Ein kleiner Ausflug soll es sein, fast inkognito. Wie immer reist er mit Privatjet und Autokonvoi, inklusive Agent (Adam Sandler), Presseagentin (Laura Dern) und weiterer Geister. Seine Entourage hat dafür zu sorgen, dass es ihm gut geht. Was ist echt, und was ist gespielt an ihrer Loyalität und Zuneigung?

Jay Kelly zeigt die Sinnkrise eines Stars, der sich so unsterblich wie Gary Cooper und Cary Grant wähnt und doch die eigene Sterblichkeit zu ahnen beginnt. Im Film lässt er sich jeden Morgen von seiner Visagistin die Brauen tuschen. Sein siegesicherer Starlächeln setzt er ein wenig zu breit auf, dann verfällt er in Melancholie. Das Rotweinglas hält er so beiläufig souverän wie in einem Werbeclip – und stolpert im zunehmend verdreckten weißen Anzug durch italienische Wälder. Einmal zwingt Kelly seine Mitarbeiter, mit ihm in einem überfüllten Zug zu fahren, weil er in Kontakt mit echten Menschen kommen wolle. Aber der echte Mensch will gar nicht in Kontakt mit dem Star kommen. Er will ihn um Autogramme bitten, er will ihn anstarren, fotografieren.

Nach und nach wird Jay Kelly von allen verlassen, aber wir, sein Publikum, lieben ihn umso inniger.

Für seine Eitelkeit, für seine Narzissmus, für seine Egozentrik, für seine jungenhafte Unreife, für seine Verletzlichkeit. Auf dem italienischen Festival wird Jay Kelly einen sehr hässlichen Preis entgegennehmen. Vor der Verleihung laufen Ausschnitte aus George-Clooney-Filmen, und man will sie alle noch einmal sehen.

»Krieg ich noch eine?«, fragt Jay Kelly, als bei seinem (vorerst) letzten Film die Klappe fällt. Yeah, noch eine Einstellung! Alles noch mal von vorne aufnehmen. Besser drehen, anders spielen. Und anders leben? Es geht um die verdammte Fluchtigkeit um die Tatsache, dass wir nichts einholen können, was vorbei ist: entchwunden die nicht mit den Kindern verbrachte Zeit. Vorbei das romantische Rendezvous, bei dem man am Tisch hätte sitzen bleiben sollen, statt das Telefonat anzunehmen. All die großen und kleinen Verpassten Chancen. Oder waren es Entscheidungen?

Hören Sie den Podcast

Wir sprechen im Bücher-Podcast *Was liest du gerade?* über die neuen Romane von John Banville und Katerina Poladjan – jetzt anhören unter www.zeit.de/was-liest-du-gerade?

Wie schaffen es gute Deutsche eigentlich, immer dann konsequent wegzusehen, wenn sie besonders genau hingucken sollten? Ist das Dummheit, Bösartigkeit oder die menschliche Anfälligkeit für eschatologische Religionen, vom Christentum über Homöopathie bis zum FC St. Pauli, die sie oft so blind macht? Lieben sie als linke Schöngäste – gelangweilt von ihrem Kleinmädchen-Idealismus – heimlich das Böse? Haben sie Angst, eine wichtige Party zu verpassen? Mal schauen.

Der sonst so kluge Lion Feuchtwanger etwa interessierte sich bei seinem Moskaubesuch im schlimmsten Stalinismusjahr 1937 keine Sekunde für die Millionen Gulag-Opfer, eher für seinen Durchfall. Als in den Siebzigerjahren RAF-Terroristen demokratisch gewählte Politiker, hochrangige Juristen und unbeteiligte Sicherheitsleute abknallten, befanden deutsche Gymnasianer und Studenten, dies seien nötige Opfer in einem gerechten Kampf, das habe ich sie oft sagen hören. Und im sonst eher stabilen Feuilleton einer beliebten Tageszeitung werden seit Wochen Hymnen auf den neuen Bürgermeister von New York, Zohran Mamdani, gedruckt, in denen sein palästinensisch eingefärbter Hass auf Israel als Großtat herunter- und hochgespielt wird.

Beispiel gefällig? »Sein Eintreten für die Palästinenser und seine kritische Haltung zu

Israel sind auf den Straßen oft populär, sonst aber Tabus«, hieß es dort über Mamdani ein paar Tage nach der New Yorker Bürgermeisterwahl euphemistisch. Kein Wort darüber, dass der Mann mit seiner Verteidigung der *From-the-river-to-the-sea*-Agenda sich vor laufenden Kameras weigert, zu sagen, dass Israel als jüdischer Staat existieren darf, muss und soll. Oder dass er schon mal erklärt, dass hinter jedem Gewaltausbruch der New Yorker Polizei das Weltjudentum stecke. Mein Lieblings-Mamdani-Zitat für die Giftkammer von Yad Vashem lautet: »Wenn der Stiefel der New Yorker Polizei auf deinem Nacken sitzt, ist er von der israelischen Armee geschnürt worden.«

Ich kenne übrigens den Mann, der solche Mamdani-Hymnen schreibt. Ich habe mit ihm die vielleicht besten Tage meines Lebens verbracht, im Indian Summer 1991, in New York, als er dort noch für *Tempo* war und in Chinatown wohnte. Ich schlief wochenlang auf seiner schmalen Couch im Wohnzimmer, wir aßen jeden Abend um die Ecke vietnamesische Nudelsuppe, wir beschenkten uns mit alten Jazzplatten und rannten ins Blue Note zu Nat-Adderley- und Gil-Scott-Heron-Konzerten. Mein Freund spielte seit seiner Teenagerzeit Saxofon, er war immer so blass, wie seine musikalischen Ikonen schwarz waren, ein wirklich sehr freundlicher und anständiger weißer Mann ohne Vor-

NACHRUF



Alice Kessler und Ellen Kessler (* 20.8.1936, † 17.11.2025)

Für immer Zwillinge

Sie haben zusammen getanzt und gelebt. Nun starben sie zusammen. Ein letzter Gruß von ELKE HEIDENREICH

Was für ein Abgang, was für ein Satz sofort in Wikipedia: »Die Kessler-Zwillinge starben 2025 gemeinsam in Grünwald bei München.«

Man stirbt nicht einfach so gemeinsam. Aber wahrscheinlich eben doch, wenn man das ganze lange Leben gemeinsam war, zu zweit gelebt, gearbeitet, getanzt, gesungen, gewohnt, geschauspielert hat. Wahrscheinlich auch zusammen gekocht, gegessen, einkaufen, zusammen geweint, zusammen gelacht. Und nun zusammen gestorben, ein dreiviertel Jahr vor ihrem 90. Geburtstag. Wir ertappen uns dabei, uns ihre letzten Stunden, die letzten Stunden einer so großen, lebenslangen Nähe vorzustellen. Es kann nicht immer glücklich gemacht haben, einander derart ähnlich zu sein – das Ich immer doppelt, ich habe mich oft gefragt, wie sie das hingekriegt haben. Ich denke: mit Disziplin, mit Charakter, mit Talent – und natürlich: mit Liebe.

Ich stelle mir vor, dass zwei, die so synchron gelebt haben, trotz aller Nähe auch Schwierigkeiten hatten, Kummer, Zorn, Streit – aber nie unüberwindbare Distanzen. Die Nähe muss immer größer gewesen sein, und größer als im Tod war sie nur im Leib ihrer Mutter. Mir nötigt dieses Leben, dieser

Tod sehr viel Respekt ab. Und mir fällt gerade etwas ein, nämlich dass ich mal sehr eifersüchtig auf Alice war, obwohl ich nie wusste, welche von den beiden Alice und welche Ellen war, ich war ihnen dafür nie nah genug. Aber als ich sechzehn war und Alice (na ja, Ellen auch!) dreifundzwanzig, da war Alice (und das weiß ich genau!) liiert mit dem französischen Chansonsänger Marcel Amont, dessen Chanson *Bleu, blanc, blond* auf meinem Kleinmädchenplattenspieler rau und runter lief. Sie waren jahrelang befreundet? liert? vielleicht verlobt? Dann ging das auseinander, und ich hätte ihn wieder anschwärmen können, diesen Mann mit der sanften Stimme, aber da war ich schon bei Harry Belafonte. Soviel ich weiß, war das der einzige ernsthafte Partner im Zwillingssleben – später habe ich zumindest nie wieder Ähnliches gehört. Sie hatten sich füreinander entschieden. Oder Marcel hat es aufgegeben, zu raten, wer wer war.

Liebe Ellen, liebe Alice, so oft habt Ihr mich durch gemeinsame Freunde und Bekannte grüßen lassen. Jetzt grüße ich Euch, von Herzen, und wenn ich in ein paar Jahren dazukomme, erzählen wir uns alles. Ihr trefft ursprünglich Marcel Amont auch, er ist seit zwei Jahren dort. Ihr wisst schon,

KOLUMNE



ÜBER DEN LINDEN

Der falsche Freund

Warum auch Deutsche bei Zohran Mamdani genauer hinschauen sollten VON MAXIM BILLER

KLASSIK

Danke, Maria João Pires

Eine Ausnahmepianistin beendet ihre Karriere

Nach der Wahrheit hat sie immer gesucht. Schon als Kind, als sie auf dem Klavier oft stundenlang denselben Ton anschlug, weil der Reichtum der Möglichkeiten sie faszinierte. Die Wahrheit war ihr inneres Bollwerk, auch gegen die Dekadenz des Musikbetriebs, gegen all sein Bling-Bling. Eine Agentur? Beschäftigte die portugiesische Pianistin Maria João Pires die meiste Zeit nicht. Lieber tauchte sie nach Brasilien ab, um sich sozialen Projekten zu widmen. Ihren Exklusivvertrag mit der Deutschen Grammophon? Kündigte sie. Man müsse an »lebendiger Materie arbeiten, nicht an toter«, sagte sie 2014 im Gespräch mit der ZEIT – dann seien die Gedanken von ganz allein richtig. Wem das esoterisch vorkommt, der höre die Kempff-Schülerin Mozart spielen, Schubert, Schumann, Chopin: hochpoetisch und nie sentimental, klug, bescheiden, tief-sinnig. Nicht von ungefähr zeigt das Tattoo auf ihrem rechten Handgelenk einen kleinen blauen Delfin.

Die Gefahr, dass sich Musik und Wahrheit bei Pires eines Tages so widersprechen, dass Schluss sein könnte mit Platten und Tourneen, dem üblichen Geschäft, diese Gefahr schwiebe schon länger über den Konzertsälen der Welt. Jetzt hat die 81-Jährige Ernst gemacht und das Ende ihrer Karriere verkündet, wohl auch aus gesundheitlichen Gründen.

»Ich bin keine Pianistin mehr«, verkündete sie mit ihrer leisen rauchigen Stimme in einem Video-Interview, durchaus fröhlich, »ich pfücke jetzt Oliven und kümmere mich um die Natur.« Wer wollte ihr das verdenken. CHRISTINE LEMKE-MATWEY

SINNESWANDEL

Bittere Stille

Paul McCartney protestiert gegen künstliche Intelligenz

Paul McCartney hat einen neuen Song aufgenommen. Es ist sein erster neuer Song seit fünf Jahren, er heißt (*bonus track*) und dauert zwei Minuten und 45 Sekunden. Man hört leises, an- und abschwellendes Rauschen mit ein bisschen Klappern im Mittelteil, nach Auskunft des Künstlers: Geräusche aus einem menschenleeren Tonstudio. Auf diese Weise möchte Paul McCartney gegen ein Gesetz protestieren, nach dem es

KI-Firmen künftig erlaubt sein soll, urheberrechtlich geschütztes Material zum Training zu nutzen, um auf diese Weise wiederum neue Songs zu erschaffen. Der Einsatz von KI bedroht die Zukunft der Musik, fürchtet Paul McCartney – ein Sinneswandel, wenn man bedenkt, dass er vor zwei Jahren die Segnungen der neuen Technologie noch euphorisch pries. Damals erschien ein neuer Song von den Beatles, *Now and Then*, von einer KI aus alten, verzauberten Session-Aufnahmen gefiltert. Paul McCartney war begeistert! Und er stand ja auch früher stets auf der Seite des technischen Fortschritts. 1967, in *Strawberry Fields Forever*, nutzte er als einer der ersten Popmusiker das Mellotron: eine Frühform des Samplers, mit der sich per Tastendruck Instrumentalklänge abrufen ließen. Die Gewerkschaften ließen dagegen Sturm, weil sie fürchteten, dass viele Orchestermusiker nun arbeitslos würden, und so kam es dann auch. Paul McCartney war es egal, damals wusste er noch, dass, wenn Altes vergeht, auch Neues entsteht, oder wie es bei den Beatles an anderer Stelle einmal hieß: *Tomorrow never knows*.

JENS BALZER

FAHRZEUGKONTROLLE

Wir essen hier keine Igel

Polizei gelingt Schlag gegen Kleintierdiebe

Es geschah in Osten am Ostdedeich, da haben Beamte, wie die *Cuxhavener Nachrichten* sowie der NDR und auch der *Spiegel* berichteten, einen Kleintransporter aus Bremerhaven kontrolliert, zum Glück. Denn darin waren zwei Igel gefangen, nur zwei immerhin, ebenfalls zum Glück, denn in dem Transporter wäre ja deutlich mehr Platz gewesen; einen dritten allerdings hatten die Verdächtigen, Männer natürlich, bereits weggeworfen.

Die Gesetzeslage ist klar: Igel sind besonders geschützt, man darf sie nicht einfangen oder verletzen. Und essen schon gar nicht. Stacheln zu haben, ist als Schutz nicht genug. Der Polizeisprecher deutet an, dass die Tiere wohl »zum Eigenverzehr« gesammelt wurden, das kommt »in anderen Kulturreisen« vor, während der Verein Igelpflege auch die anderskulturelle Sorge hatte, der Verzehr sei ohnehin unklug, wegen der Parasiten, die den Igel befallen. Man kann nicht in jedem Feuilletontext neue Kulturmäpfe ausrufen oder beenden, je nach Lage, aber gut ist es zu wissen, dass es nicht nur einen Verein Igelpflege gibt und die Polizei, sondern auch ein Naturschutzaamt, das die beiden Igel untersucht und ihnen dann die Freiheit zurückgegeben hat. ELISABETH VON THADDEN



urteile, und das ist er bestimmt noch. Warum ist es ihm egal, dass Mayor Mamdani sich jedes Mal mit Hinweis auf einen universalistischen Politikentwurf und verkürzte Zitate israelischer Geisel-Angehöriger rausredet, wenn er gebeten wird, die Hamas als Hamas zu verurteilen?

Bitte kommen Sie mir jetzt nicht mit den jungen New Yorker Juden, die auch die dunkle Seite ihres Anti-Trump ignorieren! Ihre Verirrung erinnert mich an die Verirrungen der deutschen Juden in der Kaiserzeit und in Weimar, die glaubten, sie müssten sich nur politisch, kulturell, habituell an die ihnen wenig gewogenen Nicht-juden assimilieren, dann würden die Antisemiten sie schon in Ruhe lassen, aber das ist jetzt nicht das Thema. Mich interessiert gerade mehr, warum so viele gute Deutsche oder Autoren dem charmanten Lächeln des ehemaligen Rappers und BDS-Aktivisten aus Queens erliegen, warum sie das Offensichtliche verschweigen oder leugnen oder kleinreden. So wie ein früherer Freund von mir, ein brillanter Schriftsteller, der zurzeit in New York lebt und dort für seinen letzten – antifaschistischen – Roman zu Recht genauso viel gelobt wird wie einst W. G. Sebald für seine Emigrantenbücher. Er tat, blind vor Erlösungsbereit. Mamdani-Verehrung, am Morgen der Wahl im Deutschlandfunk die Berichte über Mamdanis Judenphobie als »gesteuerte Fehlinformation« ab. Was mich zu einem Fernsehjournalisten bringt,

der in einer Talkshow die Frage nach Mamdanis Haltung zum Nahen Osten singgemäß mit den Worten wegwischte, das bisschen Israelkritik dürfte ja wohl erlaubt sein.

Noch mal: Woher kommt die Liebe der guten Deutschen zu Zohran Mamdani? Sind das ihre Luther- und Treitschke-Gene? Bestimmt nicht! Ihre zwielichtige Sozialisation am Mittagstisch, wenn der Großvater von seiner Vertreibung durch die Judenbolschewisten aus Pommern fabulierte? Schon eher. Oder ist, im Gegenteil, ihr schlechtes Nazi-Enkel-Gewissen so gegenwärtig, dass sie in ihrem Hass auf den Neofaschismus eines Donald Trump alles verwechseln, gestern und heute, Gut und Böse, Juden, Palästinenser und Nazis – weshalb sie auf den Aufrufe einer linken, angeblich nichtfaschistischen Lichgestalt zu Mamdani mit der Naivität eifriger Komintern-Mitglieder reagieren, die Stalin alles verziehen, sogar das eigene Todesurteil?

Nein, sorry, am Ende verstehe ich die unheimliche Liebe der Deutschen zu Zohran Mamdani einfach nicht, ich habe keine Ahnung, warum sie ihm, im Schatten der komplizierten deutschen Geschichte, all das verzeihen, was gerade sie ihm verübeln sollten. Aber ich würde mich trotzdem sehr freuen, wenn sie endlich aus ihrem feuchten Mamdani-Traum aufwachen würden. Schon deshalb, damit wir endlich wieder miteinander reden können.

In den Luxushotels der Serie »The White Lotus« tritt das Schlimmste im Menschen hervor. Und in Wirklichkeit? Eine Übernachtung im Grand-Hôtel du Cap-Ferrat, dem möglichen Drehort der neuen Folgen

von CAROLINE ROSALES

dem ich durch die Sprechlanlage sage, dass ich eine Reservierung habe. Dann geht alles ganz schnell: Der Valet-Boy nimmt die Wagenschlüssel ab, Portiers reißen mir wie Diebe mein Gepäck aus der Hand und führen mich in die marmorne gefliesten Lobby mit den weißen Säulen. Hier könnte sich also die vierte Staffel abspielen: die Dramen, die Verwicklungen, der obligatorische Cliffhanger-Mord. Seitdem Verantwortliche des US-Senders HBO dem Branchendienst *Variety* gerade bestätigten, dass die nächsten Destinationen der Serie Südfrankreich und Paris sein würden, liegt der Verdacht zumindest sehr nah, dass die Dreharbeiten wie auch schon bei den drei Staffeln zuvor in einem Haus der Hotelkette Four Seasons stattfinden werden.

Die von den Franzosen so genannte Milliardär-Halbinsel Cap-Ferrat in der Nähe von Nizza, auf der sich Pinienwälder und Villen hinter hohen Zäunen abwechseln, unweit der Domizile von Bono, Rihanna und Elton John, scheint als Kulisse für eine Serie über die Superreichen jedenfalls fast zu nahe liegend. Das Grand-Hôtel du Cap-Ferrat ist eines von drei Four-Seasons-Hotels auf französischem Territorium, ein strahlend weißes Gebäude von 1908 unweit der Villa Rothschild, der Steilküste, einem Leuchtturm und einem gut gesicherten Wander- und Joggingpfad.

Elizabeth Taylor war hier zu Gast. Und Winston Churchill, Charlie Chaplin, Picasso, Liza Minnelli, Frank Sinatra, An der Côte d'Azur hat die Super-Sachs über Brigitte Bardot bis Beyoncé schon seit den Sechzigern Tradition. Hier spiegeln sich bei Windstille hellblaue Wölkchen in Vintage-Gucci-Brillen und der azurblaue Himmel im Infinitypool. Man trägt Korbtasche in dieser Nouvelle-Vague-Filmkulisse, und fast alle Gäste haben einen blütenweißen Hotelbademantel an. Der Sonnenhut sitzt, das Leben ist sehr erträglich. Glücklich sind die Glücklichen, die hier urlauben dürfen, und elendig zugleich: Denn in den großen Luxushotels der Welt krachen nicht nur die Wellen, sondern auch immer die eigenen Probleme über die Gäste herein, das ist das Erfolgsrezept von *The White Lotus*.

In jeder Staffel sucht eine Gruppe von Touristen in einem Resort der fiktiven mensgebenden Hotelkette Antworten auf die großen Fragen des Lebens. Ihre familiären, amourösen und opportunistischen Bestrebungen leiten sie an. Immer bis zur Eskalation, als wäre es ein mahnendes Beispiel für künftige Generationen, was im Spätkapitalismus schiefgelaufen ist. Am Ende der Serie sind dann immer einer oder gar mehrere von ihnen tot. Wie in Ruben Östlands Kino-Meisterwerk *Triangle of Sadness* dringen auch bei *The White Lotus* über zehn Folgen lang die biblischen Todsünden bei den Protagonisten aus jeder Körperöffnung: Neid, Gier, Lust, Hochmut und Zorn. Aber ist es in Wahrheit nicht eher so, dass Luxushotels wie das Grand-Hôtel du Cap-Ferrat uns rausholen aus der Dürre des Alltags?

Gehen wir hinein.

Das Gefühl von Krise bahnt sich für die Gäste, ob fiktional oder real, schon bei der Ankunft an. Ich habe jedenfalls Respekt davor, als ich die goldene Klinke drücke. Das Eingangstor mit dem Hotelwappen (zwei ineinandergedrehte Delfine) öffnet sich für mein Peugeot-Mietauto erst, nach-

genen Fritten am Buffet, die verpasste Tennissunde, die nun doch bezahlt werden muss, die Konfrontation mit anderen Eltern und ihren Lebenswirklichkeiten, die ich Führung durch das historische Haus an. Gäste müssten sich nicht im Spa anmelden, lässt er mich wissen. Zu Hause würde man das ja auch nicht tun. Wir lachen. Pierre ein bisschen länger als ich. *Bienvenue au Lotus Blanc*, wo alles ganz familiär sein soll. Entspannung stellt sich dann auch unmittelbar ein. Das Gefühl von Schwere losigkeit, wenn die Füße über den dicken Teppich in den Gängen schreiten, ein leises Seufzen, als ich wenig später an meinem 32 Euro teuren Glas Shiso Fizz nippe und wie die Südstaaten-Matriarchin Victoria Raliff aus Staffel drei (Thailand), die lieber tot als arm sein will, durch die Belle-Epoque-Fenster auf den Sonnenuntergang und die rau See blicken. Da ist es also zum ersten Mal: dieses melancholische und depressive Gefühl.

Taylor Swift kennt es auch. Vielleicht ein bisschen drastischer. *I cried my eyes violet*, singt sie in *Elizabeth Taylor* und beschreibt ihre Namensvetterin im Pariser Hôtel Plaza Athénée – und damit auch die Fallhöhe, die europäische Grand-hotels oft seit Jahrhunderten in ihren Gemäuern tragen.

Der US-Psychologe Mark Travers sagte unlängst im *Forbes Magazine* zum Phänomen der Serie, dass es uns als Publikum eine tiefe Befriedigung verschaffe, die Superreichen leiden zu sehen. Mehr noch: so sei eine gewisse Gerechtigkeit hergestellt. Dieser psychologischen These würde ich in meinem Jetset-Elend, jetzt am Pool des Grandhotels, allerdings widersprechen. Denn komischerweise interessieren mich die anderen Menschen hier zunächst überhaupt nicht. Ich kreise ein paar Stunden nach meiner Ankunft komplett um mich selbst.

Da können sogar die zwei älteren durchtrainierten Damen aus den USA auf dem Liegestuhl nebenan mir nur eine kurze Ablenkung bieten. Ein junger (sagen wir es ruhig: heißer) Kellner schleppt die Magenflasche im Silber-Kühler heran und schenkt in zwei hohe Gläser ein. Nun, da der Deutz entkorkt ist, bleibt nur noch die Frage nach der korrekten Aussprache, »Deutz«, sagt der junge Mann auf Französisch, und die beiden Amerikanerinnen um die 60 Jahre wiederholen bemüht den Namen des jahrhundertealten französischen Champagnerhauses. Ist aber auch zugegeben wirklich tricky, weil es sich in Wahrheit um einen deutschen Namen handelt, der hier jetzt französisch ausgesprochen werden soll ... »Dötz«, sagt die eine mit dem Bascap auf dem Kopf und der iWatch am Handgelenk. »Perfect pronunciation«, antwortet der Kellner.

Innerlich lache ich kurz, aber nur um dann wieder an meinen eigenen Sorgen herumzusteheln. Denn jetzt kommen die Gedankenassoziationen frei haus. Laut einer Studie der WHO steigt die Selbstmordrate nach Weihnachten und am Neujahrstag an, also dann, wenn die halbe Welt ein paar freie Tage hat. Auch ich hänge dann in den Ferien durch, aber selbst im All-inclusive-Resort gibt es (vor allem für Gäste mit vier Kindern) genug Nebenschauplätze und kleine Ärgernisse mal fünf: den vergessenen Badeanzug am Pool, die ausgegan-

Einchecken

im

ich sitze wieder in der Lobby. Die Valets fahren Porsche Cayennes und Oldtimer vor. Die Damen tragen Perlketten und Veneers, wie das Handbuch der Haute-Cargoholes und damit die provinzielle Geschmacklosigkeit. Es ist noch kurz Zeit für einen Aperitif, und wieder ist da dieses Gefühl, dass wir angesichts des Cashew-Anteils in der Edelnußmischung alle gleich traurig und verzweifelt sind. Ein älteres österreichisches Paar sitzt in Hörfichte entfernt in der Lobby. Er hat sich wohl einen rein gestellt, aber trotzdem herrscht irgendwie dicke Luft. Sie bestellen *jambon blanc* und schneiden den Kochschinken für ihren Mann mit einem Silberbesteck klein. Im Gespräch geht es um einen Tiefgaragenplatz, der über 100.000 Euro im Jahr kostet. Ich vermute: Das ist nicht gut.

Doch dann kommt es zu einer Wendung: Hier in meinem Elend und den Sorgen der anderen, so denke ich plötzlich, liegen vermutlich auch der Ursprung und die Erlösung aus meinem Luxus-Tief zu gleichen. Eine Lösung, die nie weit weg schien und mich an die Logik von Erfolgsserien wie der Kardashians, der Kaulitz-Brüder oder auch an den Nullerjahr-Hit *The Girls of the Playboy Mansion* erinnert. Damals machte ich gerade Abitur und wusste nicht, wie es mit einem Studium weitergehen würde, als nicht das österreichische Paar, wie die Playmates (sic!) Holly, Kendra und Bridget mit ihren ganz eigenen Problemen über den Fernseher in mein Leben traten. So weinten sich wie ich ihre Augen lila, bald alle Alltagsprobleme nicht mehr stattfinden, weil ein Page, ein Kellner, eine Kosmetikerin im Spa oder auch das Zimmerpersonal das geringste Störgefühl sogleich aus dem Weg räumen, liegen die persönlichen Sorgen wie Strandgut bei Ebbe im Sand unter brennender Sonne. Plötzlich denke ich über das Altern nach, über Schicksalswege, verpasste Chancen, verflossene Lieben. Elizabeth Taylor war achtzig, verheiratet, ich nur zweimal. Selbst in ihrer trivialen, privaten Tragik ist sie mir überlegen, was auch wieder zum Heulen ist. Vermöglich töricht: Das Abgleichen des eigenen Lebensentwurfs mit anderen ist natürlich auch eines der Hauptmotive von *The White Lotus*.

Die Konfrontation mit dem eigenen Ich ist im Super-Luxushotel brutal und immasant ... So wurde ich im vergangenen März, als ich im Four Seasons Koh Samui in Thailand, dem Drehort der dritten Staffel, für einen Tag zu Gast war, sogar zu einer eingebildeten Kranken. Ich saß damals also auf einer der Teakholzliegen, der Kellner brachte einen Rum-Cocktail und eine große Flasche San Pellegrino, doch ich dachte nur über die Prozesse in meinem Mundraum nach. Ich hatte Zahnschmerzen. Nein, ich bildete mir das nicht ein, ich war mir sicher. Oder war es doch der Nackenschmerz von der Massage, der auf den Kiefer ausstrahlte? Ich konnte Stunden damit verbringen, darüber nachzudenken, und stellte Thesen zu meiner möglichen Diagnose auf. Verwarf sie wieder. Die Küsse mit den Palmen und dem Meer sah wie ein Screensaver aus, doch ich konnte keine Sekunde genießen. Ich war im Paradies und in der Hölle zugleich. Mein Martyrium endete schließlich wenige Tage später in einer HighTech-Klinik in Kuala Lumpur. Und die Auflösung ist leider logisch wie dumm. Ich hatte: nichts.

Aber zurück ins Grand-Hôtel du Cap-Ferrat und zu meinem aktuellen Unglück. Mittlerweile ist es Abend geworden, und

schauen, wie er Sex mit sich selbst habe.

Was ich auf explizite Art damit sagen will, ist, dass wir uns in Luxushotels auf ebenso pornografische Art selbst beobachten. Und wir beobachten uns, wie die anderen uns beobachten. Und wir sehen uns selbst an, wie wir uns beobachtet fühlen. Und das macht, dass in der Lobby bei sanfter Klaviermusik, bei krauchendem Wellenklang, beim À-la-carte-Frühstück die eigenen Probleme erst ganz groß, aber dank der anderen dann wieder ganz klein werden. Weil jeder seine Probleme hat.

Und weil das eigentlich entweder egoistische oder irrelevante Sorgen sind, wenn man auf die großen Themen und das Ganze blickt, aber bloß nicht auf sich selbst. Auch das lehrt Cap-Ferrat.

Und so trinke ich am nächsten Morgen darauf ein Glas Champagner und kann mich irgendwie für eine Sekunde wieder über das Leben freuen – und dann auch kurz über den Moment, wenn plötzlich wieder eine amerikanische Touristin auf der Liege neben mir einen »Dötz« bestellt. »Perfect pronunciation«, sagt der Kellner tatsächlich zu meiner großen Begeisterung wieder. Ich kichere in mich hinein. Und was soll ich sagen: Es sind die kleinen Freuden.



Das Grand-Hôtel du Cap-Ferrat an der französischen Riviera
Foto: Hemis/Look Photos



Kein Ehrenpreis für Leni Riefenstahl

Der wichtigste deutsche Filmverband Spio hat seine NS-Vergangenheit durchleuchten lassen – und zieht nun Konsequenzen **von Christian Staas**

Hein Rühmann arrangierte sich mit dem Naziregime, Leni Riefenstahl setzte es ins beste Licht, Alfred Bauer war NSDAP-Mitglied, SA-Mann und einflussreicher Funktionär in Goebbels' Reichsfilmkammer, bevor er nach dem Krieg die Berlinale leitete. Alle drei wurden in der Bundesrepublik für ihre Verdienste um den Film gewürdigt, mit der Ehrenmedaille der deutschen Filmwirtschaft. Seit 1961 wird sie von deren Spitzenorganisation vergeben, der Spio, einem mächtigen Akteur und Lobbyverband der Branche.

Nun zeigt sich, dass noch zahlreiche weitere Preisträger und Führungskräfte des Verbandes teils schwer NS-belastet waren: Männer, die Verbrennen gegen die Menschlichkeit begangen, sich an jüdischem Besitz bereichert und Zwangsarbeiter ausgebettet haben – und nach 1945 trotzdem eine glänzende Berufslaufbahn absolvieren konnten. Das ergab eine Studie des Instituts für Zeitgeschichte in München (IfZ), die dieser Tage erscheint und der ZEIT vorab vorliegt.

Da wäre etwa Alexander Grüter, 1932 der NSDAP beigetreten, SA-Mann, Leiter des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen und Herrscher über ein kleines Imperium von Zementwerken im annexierten Westpolen. Mindestens eine der Fabriken war zuvor in jüdischem Besitz. 1985 erhält er den Ehrenpreis. Von 1964 an hatte er den Verband Deutscher Filmproduzenten geleitet und diesen mehr als zwei Jahrzehnte lang im Spio-Vorstand vertreten.

Oder Joachim Henkel, geboren 1925. Als noch nicht 18-Jähriger wird er NSDAP-Mitglied. 1943 meldet er sich zur Waffen-SS. Einheiten seiner Division gehen in Frankreich gegen »Partisanen« vor, 1944 verübt eins der Regimenter das Massaker von Oradour. Henkel ist wohl nicht beteiligt, doch es ist der Studie nach »wahrscheinlich«, dass er »Kriegsverbrechen miterlebte und mit verbüte«. 1971 wird er Pressereferent der Spio – und macht den Deutschen Filmball, den der Verband ausrichtet, zu dem, was er bis heute ist: ein glamouröses Branchentreffen, auf dem sich auch Politiker gern zeigen. 2005 zeichnete der Verband Henkel mit der Ehrenmedaille aus.

Wie so viele Kultureinrichtungen, Behörden und Unternehmen hat sich auch der Film-Dachverband über Jahrzehnte hinweg nicht für die NS-Vergangen-

heit seiner Mitarbeiter interessiert. Bis 2023 das hundertste Gründungsjubiläum anstand.

Im November desselben Jahres veröffentlichte die ZEIT einen Beitrag des damaligen Geschichtsstudien Valentin Herleth aus Frankfurt, der im Zuge seiner Abschlussarbeit auf die NS-Biografien einzelner Verbandsleute gestoßen war. Den Ausschlag, beteuert die Organisation, habe dieser Artikel nicht gegeben; bereits im Mai des Jahres habe das Präsidium beschlossen, die Verbandsgeschichte durchleuchten zu lassen. Herleths Funde aber werden die Verantwortlichen in ihrer Entscheidung bestärkt haben. So war er unter anderem dem Mann auf die Spur gekommen, den die IfZ-Studie als den am schwersten belasteten Mitarbeiter überhaupt bezeichnet: Ernst Erich Strassl, der von 1960 bis 1966 die Öffentlichkeitsarbeit leitete.

Bereits im August 1932 tritt Strassl in die NSDAP ein, von 1933 an arbeitet er in Solingen für die *Rheinische Landeszeitung*, ein auflagenstarkes Parteiblatt. Am 10. November 1938 beteiligt er sich an den anti-jüdischen Pogromen und dringt mit anderen in das Solinger Wochenendhaus des jüdischen Gastwirtes Simon Pinkus aus Düsseldorf ein, dessen Lokal SA- und SS-Leute in der Nacht zuvor verwüstet haben. Nun brennen Strassl und seine Kumpane sein Haus nieder. Pinkus nimmt sich wenig später das Leben – Strassl macht Karriere, erst als NS-Propagandist, dann in der Bundesrepublik beim Film. Daran ändert auch seine Verurteilung vor dem Obersten Gerichtshof in der britischen Besatzungszone nichts.

Die gut 60-seitige Studie ist nüchtern im Ton, differenziert in der Analyse und klar im Urteil. Verfasst hat sie der Historiker Bernhard Götto, recherchiert hat er zu 91 Personen, unter ihnen elf Mitglieder der Geschäftsführung, 58 Vorstände und Präsidiumsmitglieder sowie 30 Preisträgerinnen und Preisträger. Zu knapp 60 Prozent von ihnen konnte er quellen-gestützte Aussagen über den Grad der Belastung treffen – bei den übrigen ließen sich die nötigen Belege nicht erbringen. Nach den Schlaglichtern der Herleth-Recherche von 2023 kann also auch Götto die Leinwand nicht ganz ausleuchten, aber doch so weit, dass sich ein konsistentes Bild ergibt.

Von den 91 Personen stuft Götto 18 als »NS-konform« und 13 als »materiell belastet« ein. Im Gegensatz zu den »Konformen«, die ihre Systemloyalität

durch Mitgliedschaften in der Partei und anderen Organisationen bewiesen, fallen in letztere Kategorie all jene, die darüber hinaus entweder Kriegsverbrechen begangen haben oder »während der NS-Diktatur Verfolgungsdruck auf NS-Opfer ausübten, vom NS-Regime in besonderer Weise profitierten, eine enge Vertrauensstellung zu NS-Machthabern innehatten oder eine markante Machtposition in der staatlich gelenkten Filmbranche einnahmen«. Männer

heißt, »in keiner Weise von der Kaltschnäuzigkeit gegenüber dem Leid der Opfer ab, die es stark korrumptierten NS-Funktionären erlaubte, ihre Karrieren in der Bundesrepublik fortzusetzen.«

Zwei Dinge allerdings fielen auf. So sei es »keine Selbstverständlichkeit« gewesen, noch in den Sechzigerjahren einem Mann wie Henkel die Pressearbeit anzuertrauen, der nach dem Krieg wegen eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit verurteilt worden war. Auch die späte, von Protesten begleitete Ehrung der Propagandaregisseurin Leni Riefenstahl (*Triumph des Willens*, Olympia) im Jahr 2002 sei bemerkenswert. Längst war Riefenstahls ideologische Nähe zum Regime bekannt, »Mit der Auszeichnung«, sagt Bernhard Götto vom IfZ, »ist der Verband unkritisch Riefenstahls Selbstdarstellung als vermeintlich unpolitische Künstlerin gefolgt.«

Das Filmgeschäft, könnte man meinen, hätte viel früher in den Blick einer kritischen Öffentlichkeit rücken müssen. Immerhin war der Film als Propagandainstrument eine wichtige Stütze des Regimes – von den Hetzwerken eines Veit Harlan (*Jud Süß*) über Riefenstahls Parteitags- und Olympiafeier bis zu Rühmanns Komödien (*Die Feuerzangenbowle*), mit denen man das Volk bei Laune hielt.

Doch die Lichtverhältnisse in der Branche erwiesen sich für die Belasteten als günstig. Wenn überhaupt, richteten sich die Scheinwerfer nach 1945 auf die Stars und Regisseure des NS-Films, während die Verwaltungsetagen im Halbdunkel blieben. Gerade in der Filmbranche griff die beliebte Formel, alles Übel sei von oben gekommen. Tatsächlich mischte sich Joseph Goebbels als Propagandaminister oft in winzigste Details ein, sei es bei der Zensur oder bei Besetzungsfragen. So war es nach dem Krieg ein Leichtes, alle Schuld auf ihn abzuwälzen.

Die DDR-Propaganda mit ihren Braubüchern über Ex-Nazis in der Bundesrepublik nahm die westdeutsche Filmwirtschaft ebenfalls nicht ins Visier. Und im Westen drehte sich die Debatte um Männer wie Kanzleramtschef Hans Globke (den Kommentator der Nürnberger Rassengesetze), Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (der NSDAP-Mitglied gewesen war) und ehemalige Nazi-Richter. Die Filmwirtschaft blieb unbefleckt. Dabei war die sich neu formierende Branche mitunter sogar ein Auffangbecken für Leute,

die andernorts mit ihrer Vita Schwierigkeiten gehabt hätten: Gerade unter den schwer Belasteten finden sich daher etliche Quereinsteiger. Was die Fachleute selbst angeht, engagierte die Spio nach ihrer Neugründung 1950 deutlich mehr Experten aus der Nazi-Zeit als unbelastete Mitarbeiter aus den Weimarer Jahren, NS-Verfolgte und Remigranten.

Konsequenzen zieht der Dachverband der Filmwirtschaft erst jetzt, 80 Jahre nach Kriegsende. »Man hätte schon viel früher hinschauen und Verantwortung übernehmen müssen«, sagt Spio-Präsident Peter Schaefer. Die Verleihung der Ehrenmedaille an Leni Riefenstahl 2002 nennt er einen »Fehler, den man nicht entschuldigen oder rechtfertigen kann.«

Um ein Zeichen zu setzen, hat die Spio nun beschlossen, ihre Ehrenmedaille künftig nicht mehr zu vergeben. Der Verband erkennt den Preis außerdem allen Ausgezeichneten ab, die sich als belastet erwiesen haben. 14 Preisträgerinnen und Preisträger – keiner von ihnen lebt noch – sind davon betroffen, unter ihnen Heinz Rühmann und der Glamourstar des Nazikinos Olga Tschechowa sowie Leni Riefenstahl und Alfred Bauer.

Nur eine Ausnahme gibt es: Hilmar Hoffmann, langjähriger Kulturdezernent in Oberhausen und Frankfurt – eine Schlüsselfigur des westdeutschen Kulturlandes. Geboren 1925, engagierte er sich in der Hitlerjugend und tritt 1943 nach dem Notabitur in die NSDAP ein. 1944 gerät er in die Normandie in Kriegsgefangenschaft. In der Bundesrepublik fördert er nicht nur den Film, sondern befass sich auch intensiv mit der NS-Geschichte. In hohem Alter mit der eigenen Parteimitgliedschaft konfrontiert, verhehlt er nicht, als junger Mann Hitler begeistert gefolgt zu sein. Keine andere der untersuchten Personen »hat sich zeitlebens so wirksam für eine kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit eingesetzt und Akzente für eine künstlerische Gegenposition zum nationalsozialistischen Filmerbe gesetzt wie Hoffmann«, schreibt Bernhard Götto.

Im Sinne von Hilmar Hoffmanns aufklärerischem Schaffen wird der wichtigste deutsche Filmverband künftig einen neuen Preis ausloben. Wie er heißen wird, ist noch offen. Fest steht: Er soll Personen ehren, die sich nicht nur um den deutschen Film verdient gemacht haben, sondern auch um die Demokratie.



Leni Riefenstahl verlieh der NS-Diktatur einen schönen Schein

Foto: United Archives/pdpa; Illustration: Vasya Kolodkin für DIE ZEIT

ner wie Henkel, Grüter und Strassl, frühere Verwaltungsbeamte und Filmfunktionäre. Auch der Gründungsdirektor der Berlinale Alfred Bauer zählt dazu, dessen NS-Vergangenheit die ZEIT bereits 2020 publik gemacht hat.

Wie in vielen Ministerien, in der Justiz, bei der Polizei oder beim Bundesnachrichtendienst sah man in den Fünfzigerjahren in der Filmwirtschaft über die NS-Vergangenheit der Mitarbeiter hinweg. Das sei »bestürzend, aber nicht überraschend«, schreibt Götto. Der Verband »hob sich«, wie es in der Studie

ANZEIGE

DAS GEHEIMNIS VON VELÁZQUEZ

EIN FILM VON STÉPHANE SORLAT

„George Clooney in der Rolle seines Lebens“
NEW YORK MAGAZINE

GEORGE CLOONEY ADAM SANDLER

JAY KELLY

Ein Film von NOAH BAUMBACH

NETFLIX

„Eine brillante Entschlüsselung der cinematischen Kraft von Velázquez.“ LE MONDE

JETZT IM KINO!

KINOS



„George Clooney in der Rolle seines Lebens“
NEW YORK MAGAZINE

GEORGE CLOONEY ADAM SANDLER

JAY KELLY

Ein Film von NOAH BAUMBACH

NETFLIX

AUGSBURG Mephisto

DEGGENDORF Lichtspielhaus

INGOLSTADT Cinema

SAARBRÜCKEN Camera two

BERLIN Hackesche Höfe

DRESDEN Zentralokino

KÖLN Rex

STUTTGART Corso

BIELEFELD Atelier

GAUTING Breitwand

MÜNCHEN Monopol

VILLINGEN- SCHWENNINGEN Museum

BOCHUM Metropolis

HAMBURG Blankeneser Kino

NÜRNBERG Cinecitta

HEIDELBERG Luxor-Filmplast

REGENSBURG Regina

REGENSBURG Camera two

STUTTGART Delphi Kino

LEIPZIG Schauburg

MANNHEIM Atlantis Kino

TÜBINGEN Arsenal

ZEIT & ONLINE
Gute Filme gibt's nicht nur im Kino
www.zeit.de/film

DER GROSSE KINOERFOLG!



ANKE ENGELKE ULRICH TUKUR

DANN PASSIERT DAS LEBEN

JETZT NUR IM KINO

BERLIN ADRIA Filmtheater

CinemaxX Potsdamer Platz

Kino in der Kulturbrauerei

UCI Luxe East Side Gallery

Delphi Filmplast

BLAUER STERN

Capitol Dahlem

Filmtheater am Friedrichshain

BUNDESPLATZ-KINO

KINO SPREEHOF

KANT-KINO

FT Yorck

UNION

Astor Film Lounge

Zoo Palast

FILMKUNST 66

HAMBURG

Holz-Kino

Koralle-Kino

PASSAGE

Blankeneser Kino

DELPHIN-KINO

BERLIN

ADRIA Filmtheater

CinemaxX Potsdamer Platz

Kino in der Kulturbrauerei

UCI Luxe East Side Gallery

Delphi Filmplast

BLAUER STERN

Capitol Dahlem

Filmtheater am Friedrichshain

BUNDESPLATZ-KINO

KINO SPREEHOF

KANT-KINO

FT Yorck

UNION

Astor Film Lounge

Zoo Palast

FILMKUNST 66

HAMBURG

Holz-Kino

Koralle-Kino

PASSAGE

Blankeneser Kino

DELPHIN-KINO

KÖLN

Odeon-Lichtspieltheater

Residenz

Rex am Ring

Cinenova

DÜSSELDORF

UFA PALAST

Cinestar

FRANKFURT

Cinema Arthouse

Movic

BÄDEN-BADEN

Monoplak

Kino Solln

Neues Rex

Leopold

Rio

STUTTGART

Atelier am Bollwerk

EM

Cinema

BIELEFELD

Neue Kamera

Camillo

BOCHUM

Casablanca

BONN

Neue Filmbühne

Koralle

BREMEN

Schauburg

DARMSTADT

Rex

DORTMUND

Schauburg

Fernsehserien

Seicht oder surcherzeugend?

Die besten Staffeln der Saison im Überblick.

Der bessere Dreh

Warum machen Sie das?

Regisseure, Schauspieler und Drehbuchautoren sprechen über ihre Projekte.

Und – ob Drama oder Dokumentarfilm – die wichtigsten Kinostarts der Woche: alles unter www.zeit.de/film



LOLITA LESEN IN TEHERAN

JETZT IM KINO

AACHEN Apollo

DRESDEN Programmkinos Ost

KASSEL Filmladen

KÖLN Cinecitta

DÜSSELDORF Zentrale

OLDBURG Casablanca

BERLIN Odeon

FRANKFURT Off Broadway

ESSEN Apollo

FRANKFURT Schauburg

LEVERKUSEN Scala

LÜNEBURG Friedrichsbau

GÖRLITZ Apollo

MAGDEBURG Casablanca

MANNHEIM Odeon

MÜNCHEN ABC Kino

STUTTGART City Kinos

WEIMAR Lichthaus

WESTERLAND SYLT Kinowelt



Stirbt das deutsche Kino?

Und was trägt die Bundesregierung dazu bei mit ihrem Streamingdeal?

Eine Spurensuche von KATJA NICODEMUS UND THOMAS E. SCHMIDT

Janine Jackowski neigt eigentlich nicht zur Panikmache. Sie sagt: »Ich kenne keine deutsche Filmfirma, der es gerade gut geht. Alle entlassenen Mitarbeiter, die kleinen Firmen genauso wie die Big Player. Und gerade den jüngeren steht das Wasser bis zum Hals«. Jackowski produziert international erfolgreiches Kino wie die Tragikomödie *Toni Erdmann* von Maren Ade, den Lady-Diana-Film *Spencer* mit Kristen Stewart oder die neuen Filme von Simon Verhoeven und Caroline Link. Wir treffen sie in den Räumen ihrer Produktionsfirma Komplizen Film in Berlin-Kreuzberg, inmitten von Gerüsten, Absperrungen und Staub. Bevor wir eintreten, sind wir sozusagen schon im Thema: Baustelle deutsche Filmförderung.

Der Branche geht es nicht gut, das ergeben alle Gespräche, die wir in den vergangenen Wochen mit Regisseuren, Produzentinnen, Autoren und anderen Filmmenschen geführt haben. Große internationale Produktionen kommen kaum mehr nach Deutschland, viele wandern in Nachbarländer ab, wo Steuerrückerratungen und niedrigere Lohnkosten locken. Der deutsche Oscar-Gewinner Edward Berger drehte seinen Papst-Film *Konklave* in den Studios von Cinecittà. Warum nicht in den Bavaria Studios oder in Babelsberg? Bora Dagtekin's Pop-Märchen *Chantal im Märchenland*, eine Produktion der Münchner Firma Constantin, entstand großteils in Tschechien, genau wie der Fantasyfilm *Hagen*, obwohl er mit fast drei Millionen Euro deutschen Fördergeldern ausgestattet war. Gerne hätte der chilenische Regisseur Pablo Larraín seinen *Calas-Film Maria* mit Angelina Jolie in Berlin gedreht, sagt Janine Jackowski. Doch wegen der Steuererleichterungen entschieden sich Larraín und Komplizen Film für Ungarn.

Wie kann das sein? In diesem Sommer wurde doch gerade erst verkündet, dass die Mittel für den deutschen Filmförderfonds, an dem sich auch internationale Produktionen bedienen können, verdoppelt würden, um stolze 120 auf nun 250 Millionen Euro. Außerdem wurde auf den letzten Metern der Ampelkoalition ein neues Filmförderungsgesetz auf den Weg gebracht. Schlanker, schneller und planungssicher sollte die Förderung nun sein. Hieß es.

Jeder Kinofilm, der in Deutschland entsteht, wird großteils mit staatlichen Mitteln finanziert. Bund und Länder wenden dafür jedes Jahr insgesamt etwa 600 Millionen Euro auf – das ist wenig, verglichen mit einer Industrieförderung, und viel in der Kreativwirtschaft. Jeweils für fünf Jahre ist die Filmförderung im Bundeshaushalt gesichert, dann muss sie neu beschlossen werden. Wer meint, das alles solle doch der Markt regeln, kennt die Verhältnisse nicht. Auch große Filmländer wie Frankreich und Großbritannien verfügen über Förderungsmodelle. Wer gelegentlich etwas anderes sehen möchte als Netflixserien, muss Filmförderung gutheißen. Im Kino gilt: ohne Staat keine Vielfalt.

Wer in Deutschland einen Film drehen will, peilt als Erstes die vom Bund gefüllten Töpfe an, zwei große Fonds, die Produktionskosten bis zu einem bestimmten Prozentsatz erstatten. Daneben stellen auch eine Reihe von Bundesländern Föderköpfe zur Verfügung, sodass eine Filmfinanzierung immer aus vielen Sämmchen zusammengestoppt sein wird. Der deutsche Föderalismus wird hier zum bürokratischen Albtraum, der Weg zum Film ist langwierig. Zudem bietet das System den Produzenten wenig Anreiz, ins Risiko zu gehen, das heißt, ambitionierte Filme zu drehen. Denn der an den Kinokassen erzielte Gewinn geht erst an die Verleiher, die die Herausbringung bezahlt haben, und an die Länder-Förderanstalten, die ihre Finanzierungsbeiträge zurückbekommen. Vom Film-

förderungsgesetz festgelegte 15 Prozent des Filmbudgets darf ein Produzent für sich und seine Firma einkalkulieren. Verdienen können die meisten also nur durch einen großen Out-put. Weswegen viele Filme hergestellt werden, die weder erfolgreich noch künstlerisch bemerkenswert sein müssen. Es gibt sie, weil es die Förderung gibt. Und es gibt zu viele. Ein weiterer Nachteil des Fördersystems besteht darin, dass es gedeckt ist: Die im Jahreshaushalt eingestellte Summe ist fix. Wenn der Topf leer ist, ist er leer. Filme und Serien werden über Jahre hinweg geplant und ausländische Produktionen schreckt die Aussicht auf einen unverlässlichen Geldfluss ab. Deswegen gelangt wenig internationales Kapital in die deutsche Filmwirtschaft.

Über die Vergabe von Fördergeldern befanden bisher Kommissionen und Gremien. Ist das Fernsehen beteiligt, reden Redaktionen mit, auch wenn sich die Sender mit Verweis auf die ausbleibende Erhöhung der Rundfunkgebühren immer weiter aus der Produktion von Kinofilmen zurückziehen. Deutsche Filme sollen verständlich, gewaltfrei, divers, geschlechtergerecht, politisch korrekt und zielgruppen genau sein. Manche Drehbücher sind das nicht und werden umgeschrieben, bis alle Redaktions- und Förderhierarchien sie abnicken können. Oder sie verschwinden in der Schublade. Das System begünstigt Produktionen, die keinem wehtun, aber auch niemanden vom Stuhl reißen.

Bürokratie, Behäbigkeit, Kleinteiligkeit – alle diese Probleme wurden von allen gesehen und jahrzehntelang beklagt, aber niemand traute sich, sie anzupacken. Von der Politik wurde der zeitgemäße Umbau der Filmförderung von Legislaturperiode zu Legislaturperiode verschlafen – oder einfach verschoben, weil mit Film keine Politikerkarriere zu machen ist.

Doch vor gut drei Jahren setzte der Bund zu einem Befreiungsschlag an. Staatsministerin Claudia Roth ging daran, entscheidende Mängel und Fehlsteuerungen zu beseitigen, im engen Austausch mit der Filmbranche. Die

Idee war verbesserte Zielgenauigkeit: mehr Geld für künstlerisch herausragende oder kommerziell erfolgreiche Produktionen, weniger für Mittelmaß. Kaum noch Direktsubvention, stattdessen steuerliche Anreize nach internationalem Vorbild. Die Macher sollen von der Herrschaft der Kommissionen befreit, Filme vielmehr durch ein transparentes Punktesystem bewertet werden: Es gibt Punkte für verkauftete Kinokarten (ohne Besucherschwelle), aber auch für Einladungen auf Festivals und für Preise. Dieses unbürokratische, unaufwendige Punktesystem wurde noch Ende 2024 vom Bundestag beschlossen.

Vorgesehen war auch eine steuerliche Entlastung für Filmproduktionen in Höhe von 30 Prozent, ähnlich wie in den meisten europäischen Ländern. Der damit verbundene Steuerausfall wurde auf gut 204 Millionen Euro pro Jahr geschätzt. Ihn hätten der Bund und die Länder hälftig schultern müssen. Doch das Steueranreizmodell – sehr erfolgreich in Großbritannien und Frankreich – räumte in der Ampel schon Bundesfinanzminister Christian

Lindner (FDP) ab, auf Betreiben der Bundesländer. Die Länder mit Filmwirtschaft, wie Bayern, meinten, man fördere den Film ja schon. Länder mit kaum Filmwirtschaft, wie Rheinland-Pfalz, hätten die Ausfälle mittragen müssen.

Das neue Filmförderungsgesetz sollte außerdem fit gemacht werden für die digitale Gegenwart und Zukunft: durch eine sogenannte Investitionsverpflichtung für die großen globalen Streamingdienste, Netflix, Amazon Prime, Wow, Disney+ oder Apple TV. Sie erzielen auf dem deutschen Markt Gewinne, die sie hierzulande nicht versteuern und auch kaum reinvestieren. Dazu sollten sie, so der Plan, gesetzlich verpflichtet werden. Zumal sie auch mit deutschen Fördergeldern und deutschen Firmen arbeiten. Der Filmproduzent Martin Moszkowicz, als früherer Chef von Constantin Film verantwortlich für Erfolgsproduktionen wie *Der Schuh des Manitu*, *Fack ju Göhte* oder auch *Sonne und Beton*, beschreibt die Lage so: »Die Streamer verdienen so unendlich viel Geld, das kann man sich gar nicht vorstellen, Hunderte von Millionen jedes Jahr. Ich gönne das jedem, aber das geht eben auf Kosten aller jener, die die Produkte herstellen und sie sich ausdenken. Produzenten, Autoren, der gesamte kreative Teil, die fallen derzeit alle hinten runter, weil sie nicht relevant am Erfolg ihrer Arbeit beteiligt werden.« Anders gesagt: Wer für die Streamer eine Serie produziert, gibt alle Rechte daran ab und verdient letztlich nichts – in der Hoffnung auf die nächste Staffel, das nächste Projekt.

Zwischen 15 und 25 Prozent der Streamer-Umsätze müssten in die deutsche Filmlandschaft investiert werden, um einen wirtschaftlichen Effekt zu erzielen – das sagen alle Branchenvertreter, mit denen wir gesprochen haben. Die Forderung ist auch, den totalen Ausverkauf zu stoppen, sodass Verwertungsrechte nach einer Frist wieder an die Produzenten zurückfallen – beides führt Frankreich sehr erfolgreich vor. Aber muss man Netflix und Co. per Gesetz dazu zwingen, oder setzt man auf Freiwilligkeit?

Moszkowicz sagt: »Amerikanische Megakonzerne geben freiwillig gar nichts ab, wenn ihnen das wirklich wehtut. Einmal aus grundsätzlichen wirtschaftlichen Überlegungen. Aber auch weil Manager sich unter Umständen haftbar machen gegenüber ihren Aktionären. Mit einer gesetzlichen Regelung stünden die Deutschen nicht allein, sie wurde in vielen Ländern eingeführt. Auf eine freiwillige Selbstverpflichtung vertraut in der Szene niemand.«

Von der großen Reform ist also nach dem Bruch der Ampelkoalition nicht viel übrig geblieben. Und das, obwohl Politik und Branchenvertreter doch eigentlich ein zukunfts-fähiges Paket geschnürt hätten, sagt Janine Jackowski: »Ein Horror für alle Beteiligten, die fast vier Jahre lang daran gearbeitet haben.«

Die Frage nach der Investitionspflicht rettet sich zwar noch in den Koalitionsvertrag von Union und SPD, aber dort blieb das Vorhaben liegen. Kulturststaatsminister Wolfram Weimer setzt es nicht um, obwohl er die Marktmacht der Techgiganten immer wieder anprangert. Im September sagte er noch über die Streamingdienste im *Spiegel*: »Die cashen uns aus.« Inzwischen spricht er sich ausdrücklich gegen eine gesetzliche Regelung aus. Die Filmbranche ist von diesem Hin und Her genervt. Sie traut Weimer nicht mehr.

Aber was ist mit der von der neuen Regierung eingeleiteten Aufstockung des Deutschen Filmförderfonds? Ist das die Lösung: frisches Staatsgeld ohne neue Pflichten? Nicht ganz. Die Aufstockung soll eine Zwischenfinanzierung sein, jedes Jahr sind die 120 Millionen nicht zu erwarten. Das SPD-geführte Bundesfinanzministerium pocht währenddessen auf Einhaltung des Koalitionsvertrages und wird das Geld im Haushalt erst entsperren, wenn auch die Investitionsverpflichtung geregelt ist. Weimer steht unter Druck. Einigt er sich mit den Streaming-Anbietern nur über ein freiwillig geleistetes Investitions-volumen, wird der Unmut der Kulturwirtschaft offen ausbrechen. Und genau dann sieht es aktuell aus.

Der Minister wird seinen Deal vermutlich bald präsentieren, dann sicher als großen Erfolg. Die Branche wird ihn jedoch fragen, welche Summen garantiert werden, wie transparent ein solches Abkommen ist, wer es kontrolliert und wie lange es gilt. Und weshalb er nicht für eine längerfristige, gesetzliche Perspektive der sturmgeschüttelten Filmwirtschaft gekämpft hat. Es sei sogar zu befürchten, sagt Janine Jackowski, dass die freiwillige Absichtserklärung der Streamingdienste gar keine Pflicht enthalte, in die Herstellung europäischer beziehungsweise deutschsprachiger Werke zu investieren: »Damit stünde ihnen völlig frei, wie sie ihre Investitionen tätigen.« Das wäre dann allerdings kein Deal, sondern eine Niederlage.

Der kulturpolitische Konflikt in der Koalition wird offen zutage treten. Als Totengräber der Filmwirtschaft möchte Weimer nicht da-stehen, aber ein eigenes Konzept zur Reform der Filmförderung hat er auch nicht. Hätte Weimer seine Äußerungen zur Begrenzung der Marktmacht der Streamer ernst gemeint, müsste er sein marktliberales Credo aufgeben: Entweder legt er sich mit der eigenen Partei an, oder er hat den deutschen Film gegen sich.

»Es ist mir ein Rätsel, weshalb man nicht auf uns hört«, sagt Janine Jackowski, »zumal das gesetzlich verankerte und dadurch verlässliche Streamer-Modell in anderen Ländern hervorragend funktioniert.«

Natürlich unterliegt Kulturpolitik immer den politisch-ideologischen Ausrichtungen ihrer Akteure. Aber die deutsche Filmbranche, die unter schwierigen Bedingungen arbeitet, während sich ihre Einspielergebnisse gerade erhöhen, hat Besseres verdient als dieses kulturpolitische Hickhack. Eine Zukunft zum Beispiel. »Im Moment beobachte ich in der Branche eine wahnsinnige Angstlichkeit«, sagt Martin Moszkowicz, »und zwar überall, bei den Großen, bei den Kleinen, jeder hat Angst, einen Flop zu landen. Und das führt natürlich in eine nach unten gerichtete Spirale.«

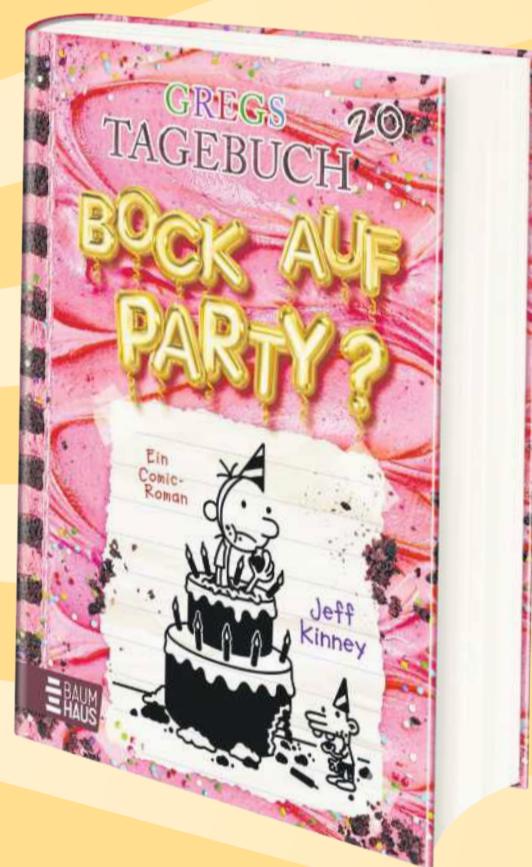


Deutsche Produktion, gedreht in Tschechien: »Chantal im Märchenland« mit Jella Haase

Jetzt ZEIT LEO verschenken!



Das Magazin für alle Mädchen und Jungs zwischen 7 und 13 Jahren. Für nur 37,20 € machen Sie Ihren Kindern eine doppelte Freude. Mit ZEIT LEO und dem neuesten Band von Gregs Tagebuch!



Gregs Tagebuch 20 –
Bock auf Party?

™ and © 2007 - 2025, Wimpy Kid, Inc.

Nur 37,20 €
6 x ZEIT LEO
+ Geschenk



Hier bestellen:
www.zeit.de/leo-weihnachten
040/42 23 70 70*

*Bitte Bestellnummer 2139686 angeben



Foto: Elliott Jerome Brown Jr./NYT/Redux/Laf

Kara Walker, hier in ihrem Heim in Rhode Island,
wurde 1969 in Kalifornien geboren

»Wie in einem Horrorfilm«

Die Werke der Künstlerin Kara Walker sind jetzt in Berlin zu sehen.
Hier erzählt sie von Trumps entfesselten Truppen und warum sie Skulpturen zersägt

Kara Walker erzählt lange fortwirkende Traumata aus der US-Geschichte. Weltweit bekannt wurde die 1969 im kalifornischen Stockton geborene, heute in New York lebende Künstlerin mit wandfüllenden Scherenschnitten, die zugleich lieblich und verstörend gewalttätig anmutende Szenen aus dem Amerika der Sklaverei zeigen. In einer stillgelegten Zuckfabrik in Brooklyn baute sie 2014 eine 23 Meter lange, 11 Meter hohe Sphinx auf – das Kunstmagazin »Frieze« wählte »A Subtlety, or the Marvelous Sugar Baby ... jüngst zum dritt wichtigsten Kunstwerk des 21. Jahrhunderts. Jetzt zeigt Walker neue, großformatige Collagen, Pastelle und Aquarelle in der Galerie Sprüth Magers in Berlin. Zeitgleich präsentiert das Museum of Contemporary Art in Los Angeles eine weitere spektakuläre Skulptur Kara Walkers. Und im San Francisco Museum of Modern Art lässt sie außerdem noch bis zum Juni 2026 eine Gruppe Roboter tanzen.

DIE ZEIT: Besucht man Ihre Ausstellung in Berlin, fühlt man sich fast wie in einem dieser alten Geschichtsmuseen mit den großen Ölgemälden. Gezeigt werden allerdings keine glorreichen Schlachten, sondern Gewalt gegen Schwarze und Native Americans, Unterdrückung, Sex ...

Kara Walker: Meine neue Ausstellung ist ein Museum der halb vergessenen Geschichten. Am Anfang dieses Projekts hatte ich den etwas überheblichen Impuls, über die Konstruktion der amerikanischen Identität nachzudenken. Wo fing das alles an, die Gewalt, die Unterdrückung? Was sind die ungeschriebenen Kapitel einer indigenen amerikanischen Geschichte? Ich versuche mit dieser Ausstellung auch über die Historienmalerei nachzudenken. Auf der Suche nach den Anfängen bestellte ich mir eine vierbändige illustrierte Geschichte der USA aus den 1870er-Jahren in mein Atelier. Und dann fing ich an, die Hexenprozesse von Salem zu zeichnen ...

ZEIT: Im Jahr 1692 wurden in dem Dorf Salem in Neuengland 19 Menschen hingerichtet und Dutzende andere eingesperrt, weil sie angeblich vom Teufel besessen waren.

Walker: Die Puritaner verbrennen sich gegenseitig auf Scheiterhaufen, das war für mich der Anfang. In dem bebilderten Geschichtsbuch finden sich viele weitere Ereignisse, von denen ich nie etwas gehört hatte, etwa ein Massaker in der Gegend, die heute New York ist. Es gab um 1740 das Gerücht eines Aufstands, es gab eine Krankheit, die Leute reagierten verrückt, plötzlich wurde gemordet. Ich fragte mich nach einiger Beschäftigung mit diesen historischen Ereignissen: Was ist nun eigentlich genau mein Projekt?

ZEIT: Und was ist es?

Walker: Es ist der Versuch, zu verstehen: Woher kommt der Pesthauch, der zu unserem gegenwärtigen Zustand geführt hat? Was ist das für ein Chaos,

das sich gerade um uns herum entfaltet? Und wo endet es? Wie in einem Horrorfilm scheint das Problem von innen, aus dem eigenen Haus, zu kommen.

ZEIT: Auf mehreren Ihren Bildern tauchen Figuren auf, die an Donald Trump erinnern. Auf einem Aquarell sieht man einen großen nackten Trump von hinten ...

Walker: Na ja, es ist einfach nur ein großer Arsch (lacht). Anders als meine Collagen entstehen meine Aquarelle im freien Fluss, ich mache mir vorher dazu keine großen Gedanken. Es ist eine Methode, mein Unterbewusstsein zu sortieren.

ZEIT: Als wir uns vor gut vier Jahren schon einmal zum Gespräch trafen, war Trump gerade nach seiner ersten Amtszeit abgewählt. Sie meinten damals, dass sich Ihr Herzschlag beruhigt hätte. Wie geht es Ihrem Puls heute?

Walker: Wir sind wegen der jüngsten Wahlgewinne für die Demokraten vorsichtig optimistisch. Aber die Lage ist immer nochziemlich schrecklich. Aus einer bestimmten rechten Ecke kommt viel Grausamkeit und Hinterhältigkeit. Ich wollte lange Zeit nicht akzeptieren, dass die Verhältnisse wirklich so polarisiert und extrem sind. Macht euch nicht in die Hosen wegen eines angeblich drohenden Bürgerkriegs, dachte ich, die Rechten agieren doch nur mit symbolischen Gesten. Aber ich merke: Es hat einen Bruch gegeben. Auch symbolische Gesten führen irgendwann dazu, dass Menschen zusammengetrieben werden.

ZEIT: Meinen Sie die ICE-Agenten, die auch in New York scheinbar unkontrolliert Menschen festnehmen?

Walker: Sie sind außer Kontrolle oder werden von jemandem kontrolliert, der ihnen absolut freie Hand geben will. Ich kann es nicht genau sagen. Ich mache nur Bilder.

ZEIT: Und Sie schaffen Skulpturen. Die *New York Times* feierte gerade eines Ihrer neuen Werke auf der Titelseite. Für die Ausstellung *Monuments* in Los Angeles durften Sie ein Reiterdenkmal des Südstaaten-Generals Stonewall Jackson zu einer neuen, ziemlich irren Figur zusammenschweißen: Der Hinterkopf des Generals sitzt jetzt auf einem Pferdebeinstumpf, ein Menschenarm mit Säbel baumelt zwischen den Hufen ...

Walker: Das ursprüngliche Bronzedenkmal war 1921 als Auftragsarbeit vom Künstler Charles Keck für die Stadt Charlottesville in Virginia entstanden. Nach rassistischen Vorfällen und auf Betreiben einer Bürgerinitiative war es 2021 im Auftrag der Gemeinde von seinem Sockel geholt worden. Ein Helfer hatte für mich einen 3D-Scan von dem Reiterstandbild erstellt, so konnte ich digital ausprobieren, wie ich die Skulptur zerlege und wieder neu arrangiere. Die Arbeit mit diesem geschichtsträchtigen Objekt war eine ständige Entdeckung: Welche Geschichte, welche Gewalt ist dieser Skulptur eingeschrieben?

ZEIT: Das Zersägen einer Statue ist allerdings auch ein ziemlich gewalttätiger Akt.

Walker: Das stimmt. Und der erste Schnitt war tatsächlich der schlimmste. Weil die Statue zu hoch war für die Gießerei, in der wir sie zerlegen wollten, reichten die Handwerker mir den Plasmaschneider, und ich musste den Kopf von Stonewall Jackson abtrennen.

ZEIT: Sie selbst haben ihn geköpft?

Walker: Ja. Es stand eine kleine Menge um mich herum und jubelte, als ich es geschafft hatte. Ich spürte in diesem Moment die Gewalt eines Mobs. Es war ein sonderbarer Moment. Ich konnte den symbolischen Akt nicht vom realen trennen. Ich musste mir wieder vor Augen führen, dass diese Skulptur ein Emblem der weißen Vorherrschaft war. Vor wenigen Tagen haben mir Nachfahren von Stonewall Jackson für meine neu arrangierte Skulptur gedankt. Sie haben begriffen, dass es einen Unterschied zwischen ihrem Urahn gibt und dem Unrecht, das diese Statue repräsentierte.

ZEIT: Gibt es noch weitere Denkmäler, denen Sie sich mit dem Plasmaschneider nähern möchten?

Walker: Es gibt 600 oder 700 Denkmäler der konföderierten Südstaaten, die noch nicht gestürzt wurden. Das härteste ist Stone Mountain in Georgia.

ZEIT: Dort erinnert ein etwa 60 Meter breites, vom Ku-Klux-Klan mitfinanziertes Steinrelief an den General Stonewall Jackson und andere Südstaater.

Walker: Das Relief wurde in den Berg geschlagen. Wie kann man es verschwinden lassen, ohne den Berg weiter zu beschädigen? Diese Frage beschäftigt mich schon seit zehn Jahren.

ZEIT: Mit Gips überdecken? Spritzbeton? Oder einfach lassen?

Walker: Man muss den Berg und die Natur drum herum schützen. Ich würde Bäume in das Relief pflanzen. Die Natur holt sich den Felsen dann langsam zurück.

ZEIT: Sie arbeiten nicht nur in den klassischen Medien der Kunst, mit Papier, Farbe und Bronze, Sie haben gerade auch eine große Installation mit Robotern in San Francisco eröffnet. Warum jetzt Roboter?

Walker: Dieses Projekt ist eine Art Auswuchs unserer Ängste vor der Technologie. Und zugleich ist es ein sehr ortsspezifisches Kunstwerk. San Francisco ist eine Stadt, deren soziales Gewebe in den vergangenen Jahrzehnten komplett zerstört wurde. Es ist beunruhigend, wie dieser schöne Ort so hässlich werden könnte. Auf den Straßen sieht man so viele aus der Gesellschaft geworfene Menschen. So wenig Hoffnung, so viel Sucht. Es ist eine Horrorshow. Und auf der anderen Seite sieht man dort Tech, Tech, Tech. Bei einem Spaziergang strömen mir die jungen Menschen, die für eine der großen Techfirmen arbeiten, entgegen. Sie laufen mit ihren Kopfhörern und mit gesenktem Blick durch die Straßen. Ich spürte die Angst dieser Menschen, mich anzuschauen. Ich könnte etwas sein, das man nicht sehen möchte. Etwas Erschreckendes, Ausgestoßenes, Falsches, Schändliches, Schmutziges, ja, etwas Menschliches. Es

war wirklich interessant, inmitten dieser Menge zu stehen, die darauf programmiert war, mich einfach auszublenden.

ZEIT: Die Techleute ähneln in gewisser Weise den Fentanyl-Abhängigen?

Walker: Jeder befindet sich in seiner eigenen, sehr luftdichten Blase der Sucht. Ja. Und dann ist das Einzige, was diese Blase wieder durchbrechen kann, eine Art von Gewalt, Einbrüche, Ladendiebstähle, eine kaum unterdrückte Grausamkeit. Jedenfalls habe ich auch als Reaktion auf diese Situation die Roboter gebaut.

ZEIT: Sie haben diesen Robotern Gesichter und Hände aus Ton geformt. Geht es Ihnen auch um die Frage, wie diese Figuren ihre Menschlichkeit zurückgewinnen können?

Walker: Es sind ungeschützte Körper, die obdachlos und ungeliebt sind. Sie sind nicht alle schwarz, aber in gewisser Weise verdunkelt. Sie werden nicht gesehen. Meine Roboter sind Automaten, die sich mit sich selbst beschäftigen können, auch wenn niemand sie anschaut.

ZEIT: Sie haben sie auch als Puppen bezeichnet, als Empathie-Maschinen ...

ANZEIGE

2025
Bayerischer
Buchpreis

Dorothee Elmiger
Die Holländerinnen Hanser

Herzlichen Glückwunsch!

Börsenverein des Deutschen Buchhandels Bayern Bayerische Staatskanzlei
DIE ZEIT BR2 Bayerische Sparkassengruppe
Förderer: Leseförderung der Sparkasse Bayern

Walker: Wie auf eine Puppe oder einen Teddybären kann man seine Fantasien und Ängste auf diese Roboter projizieren. Man kann sich zu ihnen setzen, es sind sympathische Objekte, keine sehr effektiven Roboter. Sie erledigen nichts für dich.

Das Gespräch führte Tobias Timm

Die Ausstellung läuft in der Galerie Sprüth Magers bis zum 4. April 2026



Große Erleichterung

Gerade wird in New York das Goldklo von Maurizio Cattelan für einen Rekordpreis versteigert. Doch die Toilettenbegeisterung der Kunstwelt greift viel tiefer VON HANNO RAUTERBERG

Raus aus dem Museum, rein in die Herrentoilette! Für die kubanische Künstlerin Tania Bruguera steht schon seit Längerem fest, dass die Kunst für irgend etwas gut und in jedem Fall nützlich sein müsse. Und was könnte dringlicher, notwendiger, essenzieller sein als die menschliche Notdurft? Schon deshalb sollte unbedingt auch eines der bekanntesten Werke des 20. Jahrhunderts, das Pinkelbecken von Marcel Duchamp, wieder zu dem werden, was es seinem Wesen nach ist: ein Sanitärtikel zum Zwecke der Erleichterung.

Die Museen waren, wen wundert's, nicht sonderlich begeistert von der Idee. Doch immerhin fand Brugueras aktivistisches Denken einige Mitsreiter im Geiste, den Künstler Maurizio Cattelan zum Beispiel. 2016 ließ er ein Klo aus 18-karätigem Gold anfertigen, und nein, er stellte es nicht auf einen Sockel. Vielmehr ließ er in New York, im Guggenheim Museum, einen Klempner kommen, der eine vorhandene Toilette aus- und Cattelans Werk einbaute, damit es von den Besuchern artgerecht genutzt werden konnte. Mehr als 100.000 Menschen nahmen Cattelans temporäres Angebot an und machten aus der Kunst eine Bedürfnisanstalt. Nie war Luxus so schleißig, nie waren sich Kunst und Kacka näher als hier.

Später wurde das funkelnende Werk namens *America* in Süddengland gestohlen, ein zweites Exemplar jedoch wird jetzt bei Sotheby's in New York versteigert, der Startpreis liegt bei zehn Millionen Dollar, dem nackten Gegenwert der 101,2 Kilogramm Gold, die für die Idee des Künstlers aufgewendet wurden. Ein bemerkenswertes Experiment: Denn was wird am Ende mehr wiegen, der Kunst- oder der Materialwert?

Hatte Duchamp vor gut hundert Jahren vorgeführt, dass selbst schnödeste Alltagsdinge sich in einen elitären

Fetisch der Avantgarde verwandeln lassen, wollte Cattelan das Spiel umdrehen und aus einem Statussymbol für Hyperreiche ein Vergnügen für die Massen machen. Schon deshalb müsste das Goldklo, egal wer es am Ende ersteigert, ganz dringend in einer öffentlichen Sammlung zurückkehren, am besten ergänzt durch eine größere Auswahl weiterer Latrinenwerke. Denn erstaunlicherweise haben sich Künstler der Moderne immer wieder und mit wachsender Obsession für das allerdringendste Geschäft des Menschen interessiert und auf dem Ab- und Unort ihrer Fantasien spielen lassen. Seltsam nur, dass es nicht längst ein Klokunst-Museum gibt.

Schon in den Werken der Klassiker, bei Rembrandt, Tiepolo oder Brueghel, finden sich einzelne Gestalten, die mehr oder weniger verschämt ihr Wasser abschlagen. Und Adolph Menzel, bekannt für seine systematische Erforschung des menschlichen Wesens, machte keineswegs vor der Klotür halt, sondern fertigte 1872 eine feine Zeichnung eines Mannes an, der gerade dabei ist, sich jenseits von allem Können und Wollen auf Müßen zu verlegen. Schließlich wollte sich die Kunst der Moderne nicht mit dem bloßen Schein begnügen. Ihre Neugier galt dem Verdängten und Verdunkelten, den Eingeweiden der Existenz. Die Künstler drangen vor an jenen Ort, an dem das Innerste zutage tritt – aufs Klo.

Clas Oldenburg fertigte 1966 eine Soft Toilet an, die so erschafft aussieht, als habe sie alles Ausscheidbare ausgeschieden. Sarah Lucas ließ sich 1998 auf dem Klo ablichten, schamfrei wie einst Frank Zappa. Und auch die Exkremeante wurden zum künstlerischen Mittel, bei Andy Warhol mit seinen *Piss Paintings*, erst recht bei Piero Manzoni, der kleine Dosen mit je 30 Gramm seiner Fäkalien füllte und die *Merda d'artista* für den Gegenwert von 30 Gramm Gold zum Verkauf anbot.

Wie Gott »erhöht den Armen aus dem Kot« (Psalm 113), erhöhte Manzoni den Kot zu geldwerten Kunst und das stille Örtchen zur Stätte der Wertschöpfung.

»Das Klosettlöch erscheint uns wie das Tor in den Tod, nur rasch weg davon, nur schnell vergessen, die Faulnis und Verwesung«, schrieb der Künstler Friedreich Hundertwasser in einem Manifest vor gut fünfzig Jahren. Bis heute lässt sich auf öffentlichen Toiletten besichtigen, wie reicht er hat: Oft sind es Orte des kollektiven Selbstekels, meist verdreckt, verkommen, man muss seine Fluchtreflex schon gut im Griff haben. Und warum ist das so? Weil Menschen ihre Kreatürlichkeit verleugnen, hätte Hundertwasser gesagt, ein früher Verfechter der Komposttoilette. Seine Empfehlung: das Klo als einen Ort des Anfangs und der Vitalität zu begreifen. »Mit der Scheiße beginnt erst das Leben.« Und düngtechnisch stimmt das ja auch.

Lange vor irgendwelchen Darm-und-Charme-Büchern waren die Künstler kühn vorangegangen und hatten die Kehr- und Dunkelseiten des Daseins auf den musalen Sockel gehoben. High und low, das waren eben nicht bloß ästhetische Kategorien, die von Klo-Artisten wie Judy Chicago oder Olaf Metzel entgrenzt und überwunden werden sollten. Vielmehr erlebten sie im individuellen Stuhlgang immer auch das Allgemeine, eine Form von gesellschaftlicher Zurechtigung, die selbst das vermeintlich Intime erfassende. Beim Soziologen Norbert Elias hatte man gelernt, dass erst in der Moderne, mit fortschreitender Zivilisierung, der eigentlich natürliche Vorgang des Ausscheidens aus der öffentlichen Sphäre verbannt worden war – und das kritisierten die Künstler als irrite Verdrücktheit. Liberalisiert den After! Und alles andere auch.

Natürlich ging es manchen Künstlern, ausgestattet mit einem speziellen Sinn fürs Analen und Banale,

auch um die Provokation der gutbürgerlichen Sittenlichkeit. Vor allem aber führten sie aller Welt vor Augen, wie heuchlerisch es in einer Gesellschaft zu geht, in der ständig irgendwer »verkackt« oder »verschissen« hat oder sich »angepisst« fühlt, zugleich aber das Klo noch immer als Ort der Heimlichtuerei gilt. Dabei verschaltet es das Private mit dem Öffentlichen (also mit der Kläranlage, so es eine gibt) und eine die Menschen über alle sozialen, kulturellen und ökonomischen Unterschiede hinweg. In der Moderne galt es, sich von der eigenen Natürlichkeit loszusagen, sich zu erheben über die Triebe. Doch alle müssen müssen, und dabei ist es geblieben. Alle verspüren diesen unaufschiebbaren Drang. Und so wird das Klo spätestens im Museum auch zum Signum der Verbundenheit.

Pissen ist politisch, hieß es vor ein paar Jahren auf der Biennale von Venedig. Und nicht nur dort wird über das gender- und klimagerechte Defäkieren ebenso diskutiert wie über Wassersparnissen oder die Nebenfolgen einer unzureichenden Toilettenversorgung, unter der Milliarden Menschen in ärmeren Ländern leiden. Auf dem Lokus sind alle gleich, vorausgesetzt, sie haben einen.

Dennoch bleibt es für manche ein un widerstehlicher Traum, sich den Hintern oder jedenfalls ihr Klo zu vergolden. Und auch Cattelans Werk, das jetzt versteigert wird, mag wie ein Thron erscheinen, für einen Herrscher nicht nur des symbolischen Stoffwechsels. Doch Exkrement bleibt Exkrement: Ganz gleich, ob jemand einen Billigburger oder ein 500-Euro-Menü verspeist, *shit happens*. Und auch die Kunst, wie schön, ist da ganz und gar machtlos.

www.zeit.de/vorgelesen

Foto: Sotheby's

HINWEISE
UNTER
VORBEHALT

AGENDAKULTUR

MUSEEN KUNSTMARKT BÜHNEN

22.11. bis 28.11.2025

BACKNANG

Galerie der Stadt Backnang, Petrus-Jacobi-Weg 1
22.11.2025 bis 15.02.2026: Christian Henkel – Mein Herz aus Farbe
Tel. 0719- 894-477, Di-Fr 16-19, Sa 11-18, So 14-18 Uhr

Graphik-Kabinett, Petrus-Jacobi-Weg 5
bis 08.03.2026: Heinz Edelmann – Yellow Submarine and Beyond
Tel. (07191) 894-477, Di-Fr 16-19, Sa 11-18 So 14-18 Uhr

BAYREUTH

Kunstmuseum Bayreuth/Altes Barockrathaus
bis Januar 2026: Kunst in Bayreuth - Werke der 1940-1960er Jahre
Tel. 0921/7645310, Di-So 10-17 Uhr, www.kunstmuseum-bayreuth.de

BRÜHL

Max Ernst Museum Brühl des LVR
bis 05.07.2026: New Perspectives in der Sammlung
www.maxernstmuseum.lvr.de, Comesstr. 42/Max-Ernst-Allee 1, Di-So/Fei 11-18

CELLE

Kunstmuseum Celle mit Sammlung Robert Simon
07.10.2025 bis 22.02.2026: KOMETEN. 25 Jahre Internationale Lichtkunst
www.kunst.celle.de, Di-So, Feiertag 11-17

BERLIN

„Immer wieder muss die Welt neu gesehen werden“
Malerei von Karl Schmidt-Rottluff
16.11.2025 – 15.2.2026



Brücke-Museum Berlin

PalaisPopulaire

bis 23.02.2026: Charmaine Poh – Deutsche Bank „Artist of the Year“ 2025
palaispopulaire.db.com, palais.populaire@db.com Tel. 030-202093-0
Unter den Linden 5, 10117 Berlin, Mi-Mo 11-18 Uhr, Do 11-19 Uhr

Berlinische Galerie – Museum für Moderne Kunst

bis 16.03.2026: Raoul Hausmann Vision. Provokation. Dada
bis 03.08.2026: Brigitte Meier-Denninghoff Skulpturen und Zeichnungen
bis 17.08.2026: Monira Al Qadiri Hero

www.berlinischegalerie.de, Alte Jakobstr. 124-128, 10969 Berlin, Mo, Mi-So 10-18

Humboldt Forum

21.11. bis 23.11.2025: People of Song Europapremiere: Namibisch-deutsches Musiktheater. Tickets online
bis 12.07.2026: Beziehungswise Familie Ausstellung, Programm im gesamten Humboldt Forum und im Museum Knoblauchhaus; Tickets online

bis 25.05.2026: Geschichte(n) Tansanias Ausstellung, Programm; Tickets online

Dauerausstellung: On Water WasserWissen Ausstellung mit Programm im Humboldt Labor, Eintritt frei

Dauerausstellung: Ausstellung des Museums für Asiatische Kunst und des Ethnologischen Museums Neupräsentation der Sammlungen; Tickets online

Dauerausstellung: Geschichte des Ortes Skulpturenraum, Videopanorama, Schlosskeller, Eintritt frei

humboldtforum.org, Schloßplatz, 10178 Berlin, Mo, Mi-So 10:30-18:30 Uhr

Deutsches Historisches Museum

bis 07.06.2026: Natur und deutsche Geschichte. Glaube – Biologie – Macht
bis 22.03.2026: Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können

bis 23.11.2025: Gewalt aussstellen: Erste Ausstellungen zur NS-Besatzung in Europa, 1945–1948

www.dhm.de, Unter den Linden 2, Berlin-Mitte, tägl. 10-18 Uhr

BOCHUM

Situation Kunst (für Max Imdahl)

02.10. bis 30.11.2025: Dirk Reinartz: totenstill

situation-kunst.de, Mi-Fr 14-18, Sa, So, Feiertag 12-18

14.11.2025 – 7.6.2026

NATUR UND
DEUTSCHE
GESCHICHTE

Glaube – Biologie – Macht



BREMEN

BREMEN
ERLEBEN!

Infos und Reiseangebote:
Bremen Tourismus
bremen.de/tourismus
Tel 0421-30 800 10

WESERBURG Museum für moderne Kunst Teerhof 20, Tel 0421-598390, www.weserburg.de, Di-So 11-18 Uhr; bis 15.3.2026: **Cold as Ice.** Kälte in Kunst und Gesellschaft bis 10.5.2026: **Julika Rudelius.** The Emperor's New Mall bis 30.8.2026: **So wie wir sind** bis 22.11.2025 - 4.10.2026: **Die Tödliche Doris**

Kunsthalle Bremen Tel 0421-32 90 80, www.kunsthalle-bremen.de; bis 11.1.2026: **Sibylle Springer.** Ferne Spiegel; bis 15.2.2026: **Alberto Giacometti.** Das Maß der Welt bis 1.3.2026: **Flirt und Fantasie.** Griffelkunst von Max Klinger bis Peter Doig

Focke-Museum, Bremer Landesmuseum Schwachhauser Heerstraße 240, Tel 0421-699 400-0, www.focke-museum.de, Di-So 10-17 Uhr; bis 8.2.2026: **200 Jahre und kein bisschen leise.** Das Jubiläum der Philharmonischen Gesellschaft Bremen bis 8.2.2026: **Duckomenta.** Momente der Kulturgeschichte

Overbeck-Museum, Altes Packhaus Vegesack Alte Hafenstr. 30, 28757 Bremen, Tel 0421-663 665, www.overbeck-museum.de, Di-Fr 11-18 Uhr, Sa-So 11-17 Uhr; 23.11.2025 - 8.3.2026: **Da traust mir nicht genug Talent zu!** Hermine Overbeck-Rothe in ihrer Zeit

Universum® Bremen Wiener Straße 1a, www.universum-bremen.de, Tel 0421-33 44 0; **Verschneke „LIEBE.“ an deine Liebsten!** Wissenschaft trifft Herzklöpfen. Die Sonderausstellung im Universum® Bremen!

Hafenmuseum Bremen Am Speicher XI 1, Tel 0421-303 8279, www.hafenmuseum-bremen.de, Di-So 11-18 Uhr; 150 Jahre Hafen- und Stadtentwicklung hautnah!

Wilhelm Wagenfeld Haus Am Wall 209, 28195 Bremen, Tel 0421-33 999 33, www.wilhelm-wagenfeld-stiftung.de, Di 15-21 Uhr, Mi-So 10-18 Uhr; bis 22.3.2026: **Focke meets Wagenfeld**


www.museeninbremen.de
BONN

Bundeskunsthalle, www.bundeskunsthalle.de bis 04.01.2026: **27. BUNDES PREIS FÜR KUNST STUDIERENDE** bis 11.01.2026: **W.I.M. DIE KUNST DES SEHENS** bis 25.01.2026: **WE TRANSFORM. ZUR ZUKUNFT DES BAUENS** bis 06.04.2026: **EXPEDITION WELTMEERE**

LVR-LandesMuseum Bonn bis 12.04.2026: **Schöne neue Arbeitswelt.** Traum und Trauma der Moderne www.landesmuseum-bonn.lvr.de, Colmarstr. 14-16, 53115 Bonn, Di-So 11-18 Uhr

Museum August Macke Haus bis 15.03.2026: **August Macke & Friends – Stimmen zur Sammlung** Hochstadenring 36, www.august-macke-haus.de, Do 11-19, Mi, Fr-So/Fel-17 Uhr

DARMSTADT

Hessisches Landesmuseum Darmstadt, www.hlmd.de bis 11.01.2026: **Wolken. Erleben und Verstehen** Tel. 06151/3601200, Friedensplatz 1, Di, Do, Fr 10-18, Sa, So, Fei. 10-17, Mi-20 Uhr

DORTMUND

Dortmunder U – Zentrum für Kunst und Kreativität bis 18.01.2026: **Genossin Sonne** bis 23.11.2025: **Konklusion? Inklusion!**, Eintritt frei bis 18.01.2026: **Solarpunk** Eine Ausstellung über verrückte Utopien für ein besse-resMorgen, Eintritt frei bis 01.02.2026: **Kunst → Leben → Kunst** Das Museum Ostwall gestern, heute, morgen, Eintritt frei www.dortmunder-u.de, Tel. 0231/50-24723, info@dortmunder-u.de, Leonie-Reygers-Terrasse, 44137 Dortmund, Di, Mi 11-18, Do, Fr 11-20, Sa, So, Feiertag 11-18 Uhr

Konzerthaus Dortmund

So 18.00 **Raphaël Pichon dirigiert Brahms** Ensemble Pygmalion / Mi 19:30 **Mar-men Quartet** Werke von Beethoven, Bartók, Debussy / Do 19:30 **Klavierabend Grigory Sokolov**, www.konzerthaus-dortmund.de, Tel. +49 231 - 22 696 200

DRESDEN

STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN
Alle Ausstellungen und Veranstaltungen unter: www.skd.museum

DUISBURG

MKM Museum Küppersmühle für Moderne Kunst bis 25.01.2026: **Susan Hefuna - Passage** „Zeig was Du hast“ Jörg Immendorff aus der Sammlung Ströher www.museum-kueppersmuehle.de, Tel. 0203/ 30 19 48 11, office@museum-kueppersmuhle.de, Philosophenweg 55, 47051 Duisburg, Mi-So, Feiertag 11-18 Uhr, Jeden Sonntag 15 Uhr öffentliche Führung

EMDEN

Kunsthalle Emden 15.11.2025 bis 12.04.2026: **ARMIN MUELLER-STAHL** Nacht und Tag auf der Erde kunsthalle-emden.de, Tel. 04921-975050, Di-Fr 10-17, Sa, So, Feiertag 11-17 Uhr, 23., 24. 25 und 31.12. geschlossen

ERFURT

Defensionskaserne, Erfurt | bis 18.01.2026
ONLY GOOD VIBES? Cannabis, Rausch & Realität
Eine Ausstellung der Stiftung Welt der Versuchungen tägl. 11-18 Uhr, DO 11-20 Uhr, für Schulklassen ab 9 Uhr nach Buchung, Di geschl. mehr unter: www.welt-der-versuchungen.de | Instagram: welterversuchungen

ESSEN

Museum Folkwang bis 18.01.2026: **WILLIAM KENTRIDGE. Listen to the Echo** bis 04.01.2025: **STIMMEN DER ZEIT. Eine Oral-History** bis 04.01.2025: **DOKUMENTARTOFOTOGRAPHIE FÖRDERPREISE** bis 04.01.2026: **6 ½ WOCHEN**, Rudi Williams www.museum-folkwang.de, Tel. 0201-8845-444, Museumsplatz 1, 45128 Essen, Di-So 10-18 Uhr, Do und Fr 10-20 Uhr. Eintritt frei in die Sammlung

FLensburg

Museumsberg Flensburg 20.07.2025 bis 25.01.2026: **JUGENDSTIL HOCH ZWEI:** Hans Christianen und sein Lieblingsschüler Robert Gercke 28.09.2025 bis 08.03.2026: **Unterschätzt! Starke Frauen der Künstlerkolonie Eenkens**

FRANKFURT AM MAIN

ARCHÄOLOGISCHES MUSEUM Frankfurt Dagmar Schult - **ARCHÄOLOGIE DER GEDÄNKEN.** Von der Kunst des Sichtbaren und Unsichtbaren. Karmelitergasse 1, 60311 Frankfurt am Main, Di, Do-So 10-18, Mi 10-20 **Liebieghaus Skulpturensammlung** bis 03.05.2026: **Tiere sind auch nur Menschen. Skulpturen von August Gaul** www.liebieghaus.de, Tel. +49(0)69-605098-200, Schaumainkai 71, Frankfurt/M. **Städels Museum** bis 01.02.2026: **Carl Schuch und Frankreich** bis 12.04.2026: **Asta Gröting. Ein Wolf, Primaten und eine Atemkurve** www.staedelmuseum.de, Tel. 069-605098-200, Schaumainkai 63, Frankfurt am Main, Di, Mi, Fr-So 10-18, Do 10-21 Uhr

HAGEN

Museumsquartier Hagen bis 11.01.2026: **InformELLE: Künstlerinnen der 1950er/60er Jahre** bis 01.02.2026: **Noortje Palmers: Menschen des 21. Jahrhunderts** www.kunstquartier-hagen.de, Museumsplatz 1, 58095 Hagen

HALLE (SAALE)

Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale) bis 15.02.2026: **Karl Hofer. Zwischen Schönheit und Wahrheit** Friedemann-Bach-Pl. 5, 06108 Halle, www.kunstmuseum-moritzburg.de

HAMBURG

Bucerius Kunst Forum 28.11.2025 bis 06.04.2026: **Kinder, Kinder!** Zwischen Repräsentation und Wirklichkeit www.buceriuskunstforum.de, Alter Wall 12, Hamburg, tägl. 11-19, Do 11-21 **Ernst Barlach Haus - Stiftung Hermann F. Reemtsma** bis 08.02.2026: **OSSIP Klarwein. Ein Architekt zwischen Hamburg und Haifa** www.barlach-haus.de, Tel. 040-826085, info@barlach-haus.de, Baron-Voght-Str. 50A, Hamburg, Di-So 11-18 **HAMBURGER KUNSTHALLE** bis 25.01.2026: **Anders Zorn . Schwedens Superstar** bis 04.01.2026: **Das Gespenst in der Kurve. Schenkung: Kunstwerke von Hilka Nordhausen** bis 18.02.2026: **And so on to Infinity. 100 Jahre Griffelkunst** bis 11.01.2026: **Impressionismus. Deutsch-französische Begegnungen** bis 18.10.2026: **Isa Mona Lisa** bis 31.12.2026: **Making History. Hans Makart und die Salomämalerei des 19. Jahrhunderts** Glockenheimerwall 5, Di-So 10-18/Do-21, www.hamburger-kunsthalde.de

Museum am Rothenbaum - Kulturen und Künste der Welt bis 12.07.2026: **Druckfrisch aus den Zwanzigern – Einblicke in Chinas Moderne** bis 26.04.2026: **Hamburg und Tirol. Eine Alpenfreundschaft**

bis 30.12.2026: **Benin. Geräubte Geschichte**

bis 30.06.2027: **Pippis Papa u. eine wirklich wahre Geschichte aus d. Pazifik**

www.markk-hamburg.de, Rothenbaumchaussee 64, Di-So 10-18, Do-21 Eintr. frei

Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

bis 01.08.2027: **XULY.BËT. Funkin' Fashion Factory 100% Recycled**

bis 17.05.2026: „Früher hießen wir Gastarbeiter.“ **Slg. Fotografie**

bis 12.04.2026: **Hello Image. Die Inszenierung der Dinge**

22.11.2025 bis 26.04.2026: **Ernst Gamperl. Das Lebensbaumprojekt**

Weitere Ausstellungen auf www.mkg-hamburg.de, Steinortplatz, 20099 Hamburg, Di-So 10-18, Do 10-21 Uhr

Stiftung Historische Museen Hamburg - www.shmh.de

bis 03.05.2026: **Museum der Arbeit: Care** bis 07.07.2026: **Altonaeer Museum: Blutiger Boden** bis 07.09.2026: **Janisch Haus: Parkomania**

INGOLSTADT

Deutsches Medizinhistorisches Museum bis 11.01.2026: **Ansichtssache. Menschliche Präparate im Museum** www.dmm-ingolstadt.de, Anatomiestr. 18, Ingolstadt, Di-So 10-17 Uhr

KARLSRUHE

ZKM Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe bis 08.03.2026: **Johan Grimonprez. All Memory Is Theft** bis 02.08.2026: **Assembling Grounds. Praktiken der Koexistenz** bis 02.08.2026: **Fellow Travellers. Kunst als Werkzeug, die Welt zu verändern** bis 20.09.2026: **The Story That Never Ends. Die Sammlung des ZKM Dauerausstellungen: zkm_gameplay. the next level**

Dauerausstellung: See You. Begegnungen mit der Kunsthalle Karlsruhe

www.zkm.de, Tel. 0721/81000, Lorenzstr. 19, Mi-Fr 10-18, Do, Sa/So 11-18 Uhr

KASSEL

GRIMMWELT Kassel bis 12.04.2026: **ICH, DAS TIER. Vom bösen Wolf bis Donald Duck** bis 12.04.2026: **ICH, DAS TIER. Vom bösen Wolf bis Donald Duck**

Tiere im Comic. Weinbergstr. 21, 0561 5986190, www.grimmwelt.de, Di-So 10-18

KÖLN

Käthe Kollwitz Museum Köln bis 11.01.2026 bis 15.03.2026: **KOLLWITZ NEU SEHEN. Die Wiedereröffnung** www.kollwitz.de, Di-So, Feiertag 11-18 Uhr, 1. Do im Monat 11-21 Uhr



ARISTIDE MAILLOL Pendule, betitelt Les Deux Scœurs, 1902 oder früher Bronze, 49 x 42 x 21 cm, Edition Vollard, Jubiläumsauktion am 4. Dez., Schätzpreis: € 150.000-200.000 Zwei weitere Bronzeskulpturen von Maillol, hauptsächlich aus der Edition Vollard, werden ebenfalls bei dieser Auktion angeboten

AUKTIONEN IN DER OBERPFALZ

AUKTIONEN IN KÖLN 3. Dez. **Photographie (inkl. The Margulies Collection)** 4. Dez. **50 Lots-My Choice, Jubiläumsauktion Henrik Hanstein** 5. Dez. **Moderne und Zeitgenössische Kunst** 12. Dez. **Asiatische Kunst** Köln, Neumarkt 3 T 0221-92 57 290 info@lempertz.com

KÜNSTLERSAU

Indigene Tänzerin in Kanadas Hauptstadt Toronto am »Gedenktag für Wahrheit und Versöhnung«, 30. September 2025



Foto: Steve Russell/Getty Images; kl. Fotos: Guglielmo Mangiapane/Reuters; Gregory Scofield/dpa; Yara Nardi/Reuters; Vatikan/dpa (v. l.)



Im Juli 2022 bekommt Papst Franziskus in Kanada einen Kopfschmuck, der nun in Rom ausgestellt ist



Der Künstler Gregory Scofield, Angehöriger der Cree Metis, fertigt traditionelle Handschuhe



Eine Delegation der First Nations besucht den Vatikan. Petersplatz, im April 2022



Papst Leo XIV. hat sich die Aussöhnung mit den indigenen Völkern zum Ziel gesetzt

Eine Geste der Reue

Papst Leo XIV. hat Kultgegenstände der nordamerikanischen Indigenen zurückgegeben, die in den Vatikanischen Museen ausgestellt waren von EVELYN FINGER

Das kugelsichere Hemd mit den Lederfransen und den aufgestickten Federn ist noch gar nicht so alt, aber besonders kostbar. Es stammt aus jener Zeit, als die Lakota Sioux sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen ihre Auslöschung wehrten. Damals, in den 1880er-Jahren, entstand die religiöse Bewegung der Geistertänzer, die sich ein Bündnis der nordamerikanischen Indigenen und eine Rückkehr in ihre Welt vor der Ankunft der weißen Siedler erhüllten. Dafür waren sie bereit zu kämpfen. Doch weil ihr Gegner übermächtig war, trugen sie nicht nur beim Ritual des *ghost dance*, sondern auch im Kampf Hemden wie dieses, das heute in den Vatikanischen Museen zu sehen ist: aus Musselin, einem weichen Wollgarn, und bestickt mit Symbolen, die vor den tödlichen Kugeln der US-Armee schützen sollten.

Der weite Saal, in dem man solche Heiligtümer besichtigen kann, ist einer der beeindruckendsten der Vatikanischen Museen – und fast menschenleer. Üppiger Federschmuck, uralte Masken, neue Friesenpfeifen. Hier erfährt man: Auch Sitting Bull, der

letzte große, widerständige Häuptling der Lakota Sioux, war Geistertänzer. An die buchstäblich schützende Wirkung des rituellen Hemdes glaubt er nicht mehr. Doch an die Beschwörung des Kampfgeistes der indigenen Stämme. Als Sitting Bull 1890 erschossen wurde, waren sie bereits grausam dezimiert und meist in »Indianerreservate« gepfercht. Nur zwei Wochen nach seinem Tod massakrierten Soldaten im Pine-Ridge-Reservat dreihundert Sioux. Ausgerechnet aus diesem Reservat stammt auch das *ghost dance*-Shirt im Museum: Es kam für die »Missionsausstellung« im Heiligen Jahr 1925 nach Rom, die Pius XI. groß finanzierte. Das Hemd selbst allerdings wirkt schlicht, fast ärmlich. Es ist ein Ausdruck der Not der First Nations zu jener Zeit und ein Symbol für das Unrecht, das Europäer an ihnen verübten.

Wie tief die Kirchen darin verstrickt waren, weiß der neue Papst Leo XIV. genau: Der US-Amerikaner lebte lange in Peru, bei den Ärmsten, zu denen heute besonders viele Nachfahren der Amazonas-Völker gehören. Als Zeichen der Verbundenheit gab er am vergangenen Samstag 62 Artefakte aus den Vatikanischen Museen zurück an die First Nations, und zwar an jene, die auf dem Territorium des heutigen Kanadas lebten. Auch diese Gegenstände kamen sämtlich

ANZEIGE

3 Wochen gratis lesen.



Jetzt bestellen:
zeit.de/3xchristundwelt

1925 in päpstlichen Besitz. Dass sie nun, im Heiligen Jahr 2025, heimkehren, ist Absicht: eine Geste des Friedens und der Tätigkeit.

Damit setzt Robert Prevost den Weg seines Amtsvorgängers Jorge Mario Bergoglio fort, der 2022 eine »Pilgerfahrt der Buße« nach Kanada unternahm, um sich für die grausame Behandlung indigener Kinder an katholischen Internaten zu entschuldigen. Schon zuvor hatte es Schuldeingeständnisse von Päpsten gegeben, doch Bergoglio war der erste Mann an der Spitze seiner Kirche, der seine Trauer und Scham über die Verbrechen im Namen des Christentums klar aussprach, ohne sie irgendwie zu relativieren – etwa durch die Würdigung barmherziger Missionare.

Immer wieder bat Franziskus in Kanada um Vergebung, verneigte sich vor den Häuptlingen. Seinem Besuch vorausgegangen war die Amazonas-Synode von 2019, als erstmals zahlreiche Vertreter der First Nations nach Rom reisten, um an einer Weltversammlung der Bischöfe teilzunehmen. Dort ging es nicht nur um den Schutz des Regenwaldes und die Rückgabe von Land, sondern vor allem um das Überleben der Völker des Amazonas und ihrer Religionen. Später empfing Franziskus in Rom Überlebende der kanadischen Internate, die ihm berichteten, wie sie

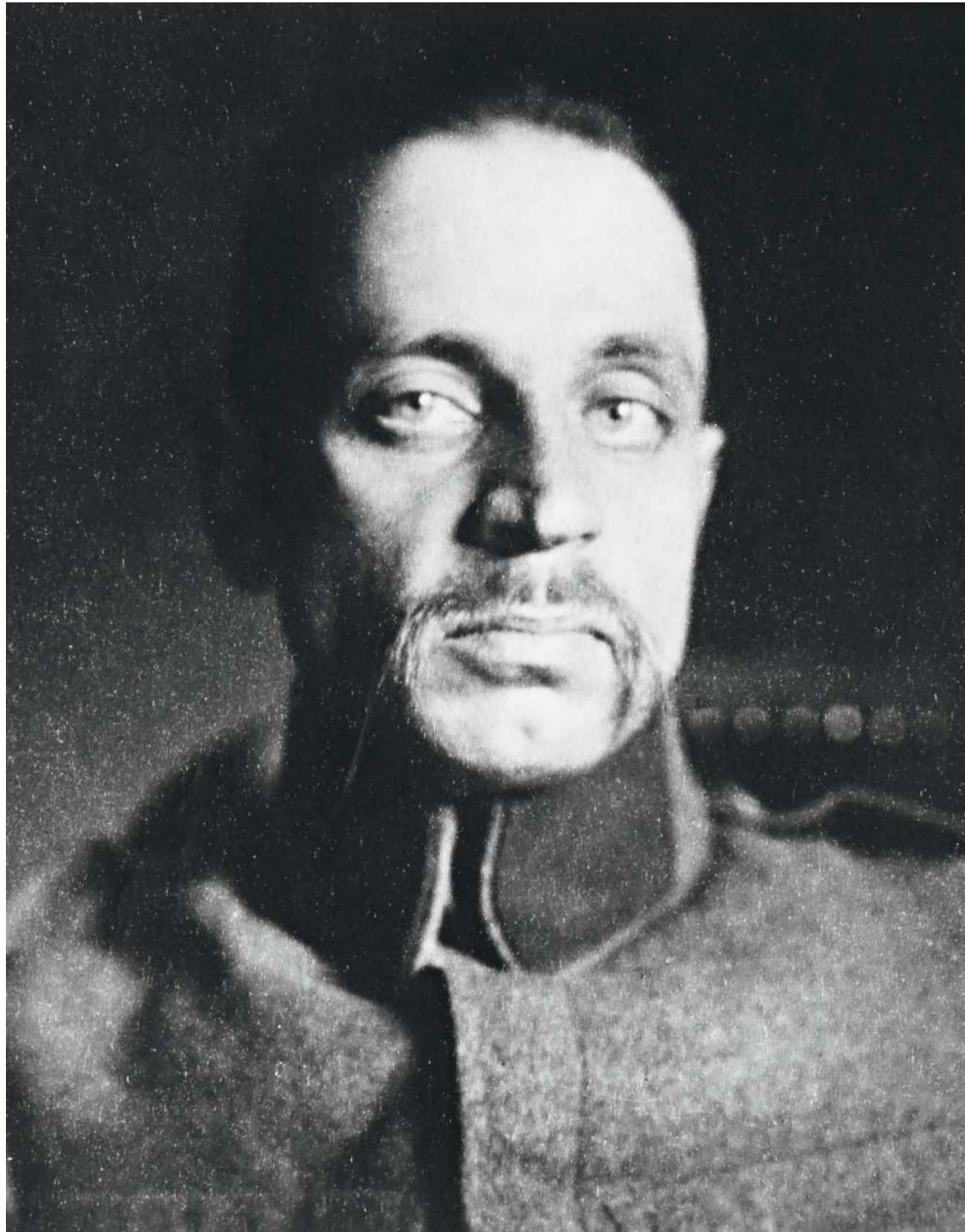
ihren Familien entrissen, unter Zwang in entlegene Schulen gebracht und dort jahrelang schwer misshandelt wurden. Der Papst versprach nicht nur, sie zu besuchen, sondern ließ 2023 auch die »Doktrin der Entdeckungen«, mit deren Hilfe einst die Kolonialisten ihre Verbrechen gerechtfertigt hatten, ächten: Sie sei wider den katholischen Glauben. Und so war es auch kein Zufall, dass Franziskus im selben Jahr in den Vatikanischen Museen die Ausstellung *Animas Mundi* (»Seele der Welt«) eröffnete. Sie versammelt atemberaubend schöne Artefakte alter Kulturen Afrikas, Asiens, Ozeaniens, Amerikas. Und sie beleuchtet kritisch die Rolle der Kirche im Umgang mit den Indigenen – und dem, was ihnen heilig ist.

Dass Papst Leo nun 62 Werke von etwa 10.000 zurückgibt, klingt wenig und ist doch ein wichtiger Schritt. Der Amerikaner signalisiert: Wir können uns ändern. Aus Respekt vor den Indigenen wurden die 62 Kultgegenstände nicht gezeigt, darum hatten die Empfänger gebeten. Die Ausstellung aber muss man sehen. Sie gibt einen Eindruck vom tiefen Glauben und von der hohen Kunstsprache der First Nations. Die Exponate werden so präsentiert, dass man wie durch eine Kathedrale aus Licht wandelt, in der die alten Geister und Götter lebendig sind.

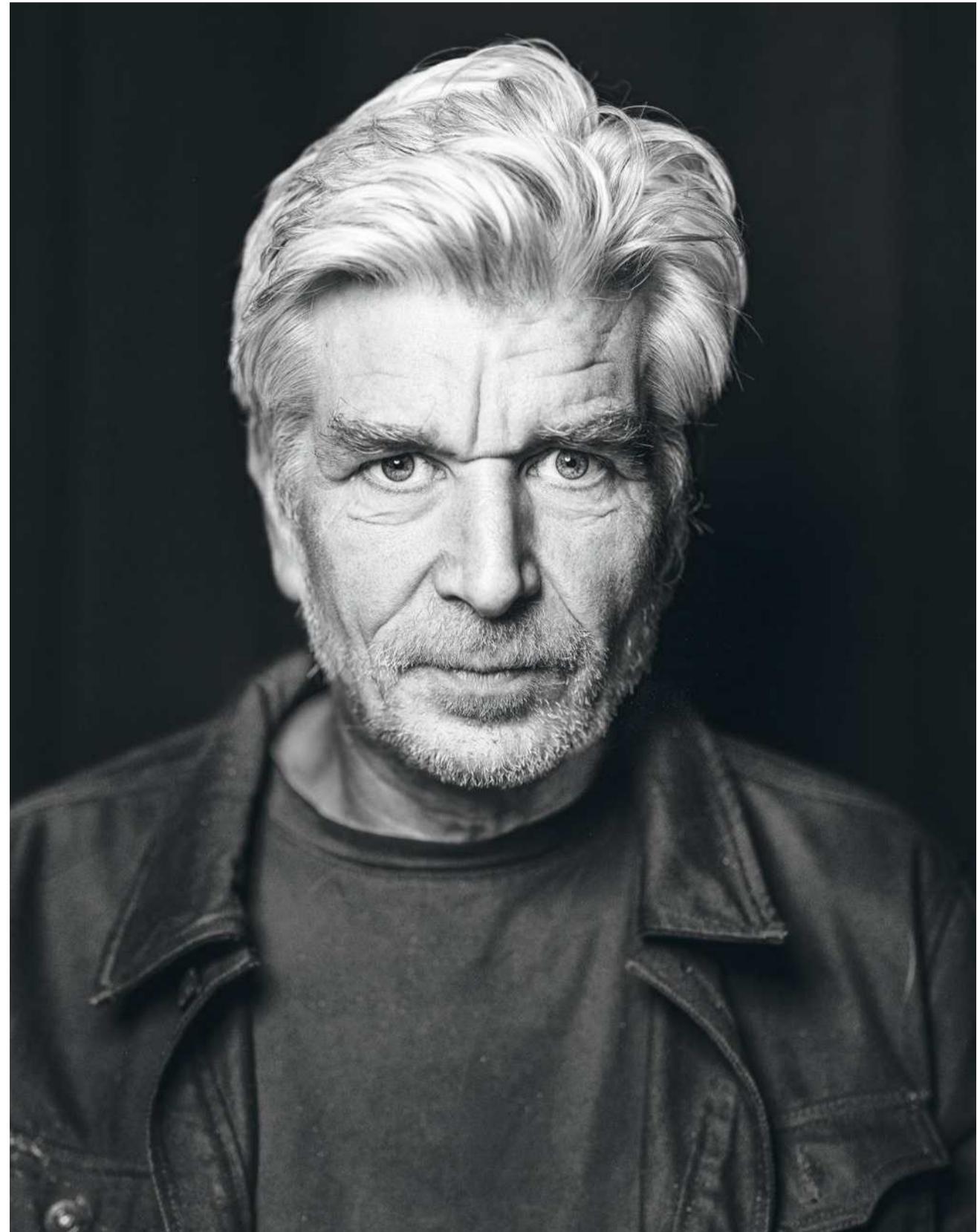
LITERATUR

10 SEITEN BÜCHER – EIN SPEZIAL ZU WEIHNACHTEN

Diesmal mit: Kate Manne, Dagmar Leupold, Manfred Pfister, John Banville, Natascha Wodin, Heinrich August Winkler, Katie Kitamura, Harper Lee, Annekathrin Kohout, John Irving, Lili Körber und Lese-Empfehlungen zum Fest



Rainer Maria Rilke (1875–1926) im Alter von 39 Jahren. Er zählt zu den bedeutendsten Dichtern deutscher Sprache. Zu seinen wichtigsten Werken zählen der Roman »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« sowie seine Lyrikbände »Neue Gedichte« und »Duineser Elegien«



Karl Ove Knausgård, geboren 1968 in Oslo, gehört zu den bekanntesten Schriftstellern unserer Zeit. Von 2009 an veröffentlichte er seinen sechsbändigen Romanzyklus »Min Kampf« (wörtlich »Mein Kampf«), der ihn weltweit berühmt machte – auch wegen der Schonungslosigkeit, mit der er Autobiografisches preisgab

Fotos (v.l.): akg-images; Michael Korte; Illustration: Ana Minooshvili für DIE ZEIT

Rilke und ich

Der Dichter wurde vor 150 Jahren geboren, im nächsten Jahr ist sein 100. Todestag.
Er hat mich mein Leben lang begleitet – und zum Schriftsteller gemacht VON KARL OVE KNAUSGÅRD

Mein ganzes Leben lang habe ich Rainer Maria Rilke gelesen, nie systematisch, immer sporadisch. Ich habe mir während der Lektüre Passagen und Sätze unterstrichen. Hier ein paar Beispiele: »Liebend stieg er hinab in das ältere Blut, in die Schluchten, wo das Furchtbare lag, noch satt von den Vätern«, »die herrlichen Überflüsse unseres Daseins, in Parken übergeschäumt«, »Und nur der schweigende Tod, der weiß, was wir sind und was er immer gewinnt, wenn er uns lebt«, »und die Gelenke lebten wie die Kehlen von Trinkenden«, »Sie war in sich, wie Eine hoher Hoffnung«, »das verzogene Treusein einer Gewohnheit«, »den eigenen Namen wegzulassen wie ein zerbrochenes Spielzeug«, »Engel (sagt man) wüßten oft nicht, ob sie unter Lebenden gehn oder Toten«, »Weils keiner meistert, bleibt das Leben rein«, »es hustete unten voller Vorwurf ein Alter, als ob sein Körper im Recht sei wider die mildere Welt«, »Gassen fand ich, – du warst sie gerade gegangen, und die Spiegel manchmal der Läden der Händler waren noch schwindlich von dir und gaben erschrocken mein zu plötzliches Bild«, »Siehe, wie klein dort, siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher, aber wie klein auch, noch ein letztes Gehöft von Gefühl«, »Komm du, du letzter, den ich anerkenne, heil-

loser Schmerz im leiblichen Geweb«.

Diese Zitate sind kleine Streiflichter in etwas unendlich viel Größerem, Rilkels Werk, und mein Problem ist, dass ich mich stets in seinem Inneren befunden habe, mich in den Gedichten bewegt habe wie in einem Wald und nie, kein einziges Mal, versucht habe, es von außen zu sehen, es zu analysieren, es festzuhalten. Sicher, ich habe ein paar Bilder über Rilke im Kopf, die man aus der Literatur- und Kulturgeschichte kennt: da ist ein Schloss, ein Orkan der Inspiration, Gedichte über Engel. Ein Poet im alten Europa, geboren in der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, vor der Aristokratie kriechend, Rosen liebend. In den literarischen Kanon lässt er sich nicht einordnen, er ist entweder einer der großen Autoren der frühen Moderne, auf einer Stufe mit Proust, Woolf, Pound und Eliot, oder er ist ein Dichter, dessen Name größer ist als sein Werk – ist es nicht zu sentimental, ist es nicht zu prätentiös, ist es nicht zu geistlich, um heutigen Ansprüchen zu genügen?

Am Anfang meiner Lektüre standen nicht die Gedichte, sondern sein Roman. Als ich Rilke zum ersten Mal las, war ich Anfang zwanzig. Ich



besitzt das Exemplar der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* noch und sehe, dass ich fast jede Zeile unterstrichen habe. So gut gefiel mir das Buch. Damals, Ende der Achtziger- und bis zum Ende der Neunzigerjahre, wollte ich Schriftsteller werden. Das Problem war nur, dass ich nicht schreiben konnte, obwohl ich es wollte, und ich war so verzweifelt, dass ich überlegte, zu einem Hypnotiseur zu gehen. Es gab so viel in mir, fühlte ich, aber die Sprache, die mir zur Verfügung stand, war zu klein, zu schmal, zu begrenzt, um etwas davon hinauszulassen. Ein Hypnotiseur, bildete ich mir ein, würde fähig sein, die mentale Blockade aufzuheben, sodass die Sprache frei fließen könnte.

Das war eine kapitale Fehleinschätzung. Nicht der Wunsch, sich eines Hypnotiseurs zu bedienen, ich finde bis heute, dass dies eine recht gute Idee war, sondern der Gedanke, dass ich vieles in mir hatte und die Sprache das alles sozusagen herausholen sollte. Dass es um eine Art Übertragung von einem Medium in ein anderes ging, aus dem inneren Leben zur Sprache auf dem Papier. So aber funktioniert das nicht. Im Schreiben entsteht etwas Neues, etwas, das vorher nicht da war, und

es entsteht in der Begegnung zwischen dem Inneren und der Sprache, die etwas Neues erschafft, das wiederum dem Inneren und der Sprache begegnet, und so, in einer Kettenreaktion, wächst etwas völlig Neues heran. Als ich nicht schreiben konnte, schrieb ich, was ich bereits gedacht hatte, mein Denken und die Sprache des Denkens waren kongruent. Und ausgehend von dieser Voraussetzung erscheint das, was in den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* geschieht, völlig unerreichbar. Wie war er nur auf Sätze gekommen wie diese: »Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, dass sie noch da sei. Ja, sie war noch da.«

Nüchtern betrachtet geschieht hier nichts Ungewöhnliches. Der Erzähler sieht etwas, beschreibt es, ergänzt eine kleine Hypothese. Das konnte ich doch auch, oder? Aber wenn ich es tat, mir in der Stadt eine Szene ins Auge fiel und ich nach Hause ging und sie zu beschreiben versuchte, geriet sie leblos, egal, welche Worte ich benutzte, egal, in welche Reihenfolge ich sie brachte. Heute kenne ich den Grund. Die Szene war nicht entstanden und hatte auf die Art ihren

Fortsetzung auf S. 56

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN

Rilke und ich Fortsetzung von S. 55

eigenen Augenblick bekommen, ihre eigene Gegenwart. Sie behielt die Distanz, die ich zu ihr hatte, auf dem Heimweg und bis auf das Papier, auf dem sie leblos stand. Denn woher sollte sie Leben bekommen? Jegliche Literatur ist abhängig von dem Leben, das sich nur im Schreiben selbst einstellt, im Augenblick des Schreibens. Und mir fällt kein Schriftsteller ein, der weiter in diesen Augenblick hineingegangen ist und mehr aus ihm herausgeholt hat als Rilke, als er die *Duineser Elegien* und *Die Sonette an Orpheus* schrieb, in denen nichts gedacht, alles erlebt ist, nicht als Wirklichkeit, sondern als Schreiben.

Es ist leicht, zu schreiben. Schwer ist, den Ort zu finden, an dem es leicht ist, zu schreiben.

Bevor ich fortfahre, möchte ich kurz etwas über die Sprachsituation in Norwegen sagen. Wir haben zwei Schriftsprachen, Bokmål und Nynorsk.

Norwegen war gut 400 Jahre unter dänischer Herrschaft – Bokmål leitete sich primär vom Dänischen ab, während Nynorsk eine Sprache ist, die man ausgehend von der gesprochenen Sprache im Norwegen des 19. Jahrhunderts konstruierte, als ein Befreiungsprojekt. Darüber hinaus gibt es etwas, das radikales Bokmål genannt wird – es liegt der mündlichen Sprache näher – sowie konservativeres Bokmål, das dem Dänischen nähert. All das ist mit politischen und gesellschaftlichen Implikationen verbunden. Als Rilkes Roman 1965 ins Norwegische übersetzt wurde, geschah dies in einem sehr konservativen Bokmål. Gleiches gilt für Marcel Prousts Werke. Es wäre undenkbar, ja lächerlich gewesen, die beiden in radikalem Bokmål zu übersetzen, da es mit Alltäglichkeit, Arbeiterklasse, Volkstümlichkeit, Mündlichkeit assoziiert wurde, während konservativeres Bokmål steifer, feierlicher, gebrochter war.

Als junger, radikaler Mann mit dem Ehrgeiz, Schriftsteller zu werden, schrieb ich natürlich radikales Bokmål. Nachdem ich Rilke und Proust gelesen hatte, experimentierte ich damit, konservativ zu schreiben. Dabei geschah etwas. Ich war mit meiner früheren Sprache eins gewesen, meine Identität hatte in ihr gelegen, doch als ich sie nun wechselte, entstand ein Abstand, und etwas, das nicht ich war, tauchte selbst in Sätzen auf, in denen ich „Ich“ schrieb. Zwischen mir und der Sprache war ein Raum entstanden, und in diesem Raum entstanden Gedanken und Bilder, die ich nie zuvor gedacht oder gesehen hatte. Ich hatte sie geschrieben, besaß sie aber nicht, und erst da, als Schreiben das Gleiche geworden war wie Lesen, war ich ein Schriftsteller. Ein entscheidender Teil der Erfahrung bestand darin, dass ich beim Schreiben verschwand, so wie das Ich verschwindet, wenn man liest. In dem Jahr entstand ein 700 Seiten langer Roman. Und während ich ihn schrieb, lag auf meinem Schreibtisch Rilkes Roman zusammen mit Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Für mich waren es die besten Romane, die jemals geschrieben worden waren, stilistisch waren sie unübertroffen, und wenn ich regelmäßig nach einem von ihnen griff und einige Sätze darin las, tat ich es, um zu prüfen, wie weit entfernt mein Niveau von ihrem war, aber auch aus dem Glauben heraus, dass dieses Niveau auf mich und mein Schreiben abfärbten und es verbessern konnte.

Dem Roman ließ ich die Hauptperson, die auf der Flucht war, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brügge* kaufen und lesen. Das führte zu einer Reflexion über Literatur: Ausgangspunkt war der Unterschied zwischen den großen realistischen Romanen des 19. Jahrhunderts und den nervösen, um das Individuum kreisenden Romanen der frühen Moderne. Was ist der Grund für diese radikale Veränderung? In einer physiognomischen

Literaturgeschichte würde man sicher betonen, dass die Autoren dünner werden. Von den soignierten, gut genährten Herren des 19. Jahrhunderts zum hohlwangigen und hageren Autorentyp des 20. Jahrhunderts. Von Kielland, Bjørnson, Balzac und Flaubert zu Hamsun, Obstfelder, Kafka und Rilke. *Hunger, Pan, Tagebuch eines Pfäffers, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brügge* und *Der Prozess* sind Bücher, bei denen man sich nicht vorzustellen vermugt, dass belebte Männer sie geschrieben haben. Sie sind schlank und nervös wie russische Windhunde, sie rennen geschäftig hin und her, durchstreifen mit langen, sanften Tanzschritten Gemächer, richten sich auf wie Wappenhunde und setzen ihre schlanken Pfoten auf den weiß-goldenen Fenstersims und starren auf die Welt hinaus. Sie wirken in der Welt, und die Welt wirkt in ihnen. Etwas muss geschehen sein, denn der Unterschied ist größer, als ein literarischer Stil allein ihn erschaffen kann.

Es ist keine neue Richtung, es ist eine neue Welt.

Die beschriebenen Hunde sind natürlich die Hunde in Rilkes Roman, in jenem dänischen Schloss, an das Malte zurückdenkt, als er schreibend in Paris sitzt, und in dem sich der schreckliche Tod des Kammerherrn Brügge abspielte.

Gut und schön. Ich las den Roman wie gesagt mit Anfang zwanzig, und er hinterließ einen solchen Eindruck bei mir, dass ich ihn in meinen ersten Roman einbaute.

Aber warum? Welchen Eindruck?

Worin bestand Rilkes Relevanz für mich? Das ist eine wirklich interessante Frage. Ich wuchs in den Siebzigerjahren in einer Neubausiedlung auf einer Insel in Südnorwegen auf, was so weit von Rilkes Welt aus Künstlern und Aristokraten im alten Europa entfernt ist, wie man sich nur vorstellen kann. Alle in meinem Alter interessierten sich für Boote und Mopeds, die Kunst war in unserem Leben völlig abwesend, und unser Leseleben bestand aus Comics – keiner las Bücher außerhalb der Schule, wo wir „die großen vier“ durchnahmen: Henrik Ibsen, Jonas Lie, Bjørnstjerne Bjørnson und Alexander Kielland. Aus einer Laune des Schicksals heraus blätterte meine Mutter eines Tages in den Comics, die ich las. Es schockierte sie, wie sexistisch und gewaltsam sie waren, und sie sprach ein Totalverbot für Comics aus. Stattdessen fuhr sie mit mir zur Bücherei. So wurde ich zum Leser. Die Literatur öffnete einen Raum, aber es war ein innerer Raum, eine innere Welt, eine, die man mit sich trug. Andere Zeiten als die, in der man war, andere Orte als die, an denen man sich aufhielt, andere Menschen als die, die man kannte, andere Erfahrungen als die, die man gemacht hatte.

Mein Debütroman war durch und durch realistisch, doch es geschieht etwas mit dem realistischen Bild der Wirklichkeit, wenn andere Literatur, andere Bücher, andere Fiktionen darin auftauchen. *Malte Laurids Brügge* ist eine fiktionale Figur, aber als fiktionale Figur gehört sie zur Wirklichkeit und ist ein Teil von ihr. Der Roman hieß *Aus der Welt*, und der Titel spielt darauf an: Aus der Welt, das ist der Tod, das ist die Vergangenheit, das ist die Fiktion. All das, was nicht in der Welt ist oder nicht mehr ist, aber dennoch ein Teil von uns ist, vielleicht sogar ein wichtiger Teil, ja einer, der uns definiert, oder wir definieren uns im Verhältnis zu ihm.

Und hier sind wir am Kern des Problems: Wie soll ich Rilke und seine Literatur lokalisieren können, so wie sie in meinem Inneren existiert? Was geschieht eigentlich in unserem Inneren mit all dem, was wir gelesen haben? Etwas muss damit geschehen, nicht wahr – welchen Sinn hätte es, zu lesen, wenn nichts passiert, wenn es keine Konse-

quenzen hat, keine Spuren hinterlässt? Alles, was ich gelesen habe, ist offensichtlich ein Teil von mir; alles, was ich gedacht habe, basiert auf dem, was andere gedacht haben, oder ist identisch damit. Und es geht noch weiter, denn auch das, was wir sehen, sehen wir nicht selbst, ohne Hörer. Ist es nicht so? Sehen wir die Welt nicht so, wie die Menschen vor uns die Welt gesehen haben? Sehen wir nicht mit den Augen der Toten?

„Ich lerne sehen“, sagt Malte gleich zu Beginn der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brügge*. Malte ist eine Figur, die von der Vergangenheit belastet wird, die Beschreibungen seiner Kindheit in einer Adelsfamilie in einem dänischen Schloss verzweigen sich stellenweise bis zum Mittelalter zurück, die historische Zeit ist völlig aufgelöst, und der Kontrast zur Gegenwartsebene des Romans in Paris um die Jahrhundertwende ist gewaltig. Sehen lernen heißt zu sehen, wie etwas wirklich ist, jetzt, in diesem Moment, voraussetzunglos und damit ohne Vergangenheit. Rilke selbst entdeckte in den Jahren, als er seinen Roman schrieb, bekanntermaßen Cézanne und war gebannt von seinen Gemälden und dem, was sie mit der Beziehung zwischen Welt, Blick und Bild machten. In einem Brief schreibt er über Cézanne, dass er „so unbestechlich Seindes auf seinen Farbeninhalt zusammenzog.“



Diesmal zivil: Rilke im Jahr 1910

daß es in einem Jenseits von Farbe eine neue Existenz, ohne frühere Erinnerungen anfing.“

Seltsamerweise erkenne ich erst jetzt, 30 Jahre nach meinem Debütroman, dass Rilkes Roman nicht nur als Requisit in der Handlung von *Aus der Welt* enthalten ist, sondern daran beteiligt war, dessen Fundament zu bilden, und ein Teil des Lebensgefühls darin ist: Auch meine Hauptperson ist von der Vergangenheit belastet, auch ihre Welt ist von dem geprägt, was sich früher ereignete, auch sie versucht, sich davon zu befreien.

Davon hatte ich keine Ahnung, bis ich es geschrieben habe.

„Ich lerne sehen“, sagt Malte und fährt fort: „Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Interesse, von dem ich nicht wußte. Alles geht jetzt dorthin. Ich weiß nicht, was dort geschieht.“

Wenn ich diesen Abschnitt jetzt noch einmal lese, denke ich, dass auch ich einen solchen Ort habe, ein Inneres, von dem ich nicht weiß. Alles, was ich lese, geht dorthin. Aber was dort geschieht, weiß ich nicht.

Nicht nur auf der Insel, auf der ich aufwuchs, sprach in den Siebzigerjahren keiner

über Rilke. Die führende norwegische Literatur war damals politisch radikal, beschäftigte sich mit Arbeit, Klasse und Gesellschaft. Die besten Schriftsteller waren Maoisten. In den Achtzigern änderte sich das, die Postmoderne erreichte das Land, und eine neue Generation von Autoren gewann an Einfluss – Jon Fosse, eine ihrer prägnantesten Stimmen, veröffentlichte 1986 die Gedichtsammlung *Engel mit Wasser in den Augen* und 1992 *Hund und Engel*. Zwei Jahre vor dem Nobelpreis übertrug Fosse Rilkes *Duineser Elegien* ins Nynorsk – übrigens in einer grandiosen Übersetzung –, und man muss in seiner Literatur nicht lange suchen, um auf Spuren Rilkés zu stoßen – besonders auffällig ist die unscharfe Trennung zwischen Lebenden und Toten, die sich durch sein ganzes Werk zieht. Ich hatte Fosse 1989 als Lehrer in der Schreibkunstakademie und weiß noch, welch hohes Ansehen die deutschen Dichter dort genossen: Friedrich Hölderlin, Rainer Maria Rilke, Georg Trakl, Gottfried Benn, Paul Celan. Ich war neunzehn, ein Alter, in dem man besonders beeinflussbar ist, was meine Haltung zur Lyrik prägte. Ich glaube, sie ist die höchste literarische Form, die einzige, die über die Grenzen der Sprache hinauszureichen vermag, wo sie ein schwaches Licht in die Finsternis des Sprachlosen wirft.

Das ist bis heute meine Haltung geblieben. Deshalb betrachte ich mich selbst als einen zweitklassigen Schriftsteller – ich schreibe über den Alltag und die Wirklichkeit, so wie sie an der Oberfläche aussieht, während die Tiefe der Existenz außer Reichweite bleibt. Ich habe zwar auch über Engel geschrieben, aber von Rilkés mächtigen und sublimen Wesen waren sie so weit entfernt, wie es nur geht: In meinem zweiten Roman *Alles hat seine Zeit* haben sich die Engel zu lange im Irdischen aufgehalten und sind dort gefangen, in ihren physischen Körpern, und plötzlich der Evolution ausgesetzt, die sie immer stärker den Vögeln annähert, bis sie heute als Möwen um uns herumfliegen.

Einer der Gründe dafür, dass ich so oft zu den *Duineser Elegien* zurückkehre, ist in meinen Augen nicht nur Rilkés bedeutendstes Werk sind, sondern auch eines der bedeutendsten literarischen Werke des 20. Jahrhunderts, besteht darin, dass es ihm dort gelingt, eine Wirklichkeit zu erschaffen, in der unsere Vorstellung von der Welt nur ein Teil ist. Wir haben unsere erklärte Wirklichkeit, und die Tiere haben ihre unerklärte, die Rilke das Offene nennt und in der sonst vielleicht nur die Sterbenden leben, während die Engel gleichzeitig die Gegenwart der Welt und der Welt ohne uns sind, eine unerhörte Gegenwart, in der wir nicht leben können.

Es stellt sich die Frage, welche Relevanz das hat, was wir mit dieser Einsicht anfangen sollen. Ist es überhaupt eine Einsicht? Rilke ästhetisiert den Tod, in früheren Texten verherrlicht er Armut, und ist es nicht irrelevant, zu fragen, ob die Gedichte sich eher von der Welt abwenden, als sie zu öffnen? Sollen wir unsere Zeit tatsächlich Rosen und jungen, schönen Toten widmen? Anders ausgedrückt: Was wollen wir heute mit Rilke?

Für mich ist das kein abstraktes Problem, es ist etwas, worüber ich nahezu täglich in Verbindung mit meinem eigenen Schreiben nachdenke. Rilke steht für eine extreme Position, er widmete sein Leben buchstäblich der Literatur, sie genoss bei ihm in allen Zusammenhängen Priorität, und in dem, was er schrieb, gibt es nicht einen Hauch von sozialem Bewusstsein, gesellschaftlichem Engagement oder politischem Denken.

Aber es gibt Gefühle. Es gibt Trauer, es gibt Angst, es gibt Sehnsucht. Eine Elegie ist ein Klage-

gesang. Die *Duineser Elegien* sind Klagegesänge über die Bedingungen des menschlichen Lebens.

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme / einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem / stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmählt, / uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.“

Warum ist der Engel schrecklich? Weil seine Gegenwart das Menschliche auflöst, so wie der Tod. Ja, der Engel betrachtet uns mit den Augen des Todes.

Wir sind zu klein, wir kriechen und krabbeln aus unseren Häusern und Straßen und wieder hinein, für einen Moment entsetzt vom Nichts des Todes, wir schütteln das ab, krabbeln weiter, aus unseren Häusern und wieder hinein, unsere Straßen auf und ab, erfüllt von einer Lebenskraft, die sich nicht dazu bringen lässt, zu strahlen wie das alles auslöschende Licht des Guten, selbst wenn wir das wollen, denn die Lebenskraft prallt dort gegen eine Wand, wird dort schräg zu einem Dach hochgeworfen, schießt wieder auf den Boden herab und lenkt uns mal hierhin, mal dorthin, mit diesen kleinen, fast ruckartigen Verschiebungen, die nicht nur den Körper des Menschen, sondern auch seine Seele und seinen Geist auszeichnen. Wir gehen verloren, und wir gehen ineinander verloren.

Ich begann mit der Rolle, die Rilke für meinen ersten Roman spielte, und habe mir überlegt, anschließend zu berichten, welche Rolle er für meinen nächsten gespielt hat. Er heißt *Ich war lange tot* und ist vor drei Tagen fertig geworden. Es ist der sechste Teil in einer Romanreihe namens *Morgenstern*, deren Prämisse lautet, dass der Tod verschwindet. Niemand stirbt. Egal, was mit dem Körper geschieht, das Leben geht weiter: Das Herz schlägt und schlägt. Ich habe die ganze Zeit improvisiert, nie einen Plan gehabt, was mich mit der Zeit in große Probleme praktischer und existenzieller Art gestürzt hat. Da sind mir *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brügge* zu Hilfe gekommen. Rilke schreibt darin – übrigens auch andernorts –, dass wir alle unseren Tod in uns tragen. „Diese Männer, die ihn in der Rüstung trugen, innen, wie einen Gefangenen“, heißt es bei ihm. Wenn der Tod ein Gefangener ist, was passiert dann, wenn er niemals freigelassen wird? In den *Duineser Elegien* ist der Tod das Offene. In meiner Romanreihe *Morgenstern* verschwindet der Tod also nicht, sondern er wird nicht freigelassen, gelangt nicht ins Offene. Er verweilt, er ist eingeschlossen – das ist es, was ewiges Leben bedeutet.

Das mag sich anhören, als läse ich Rilke wie ein Dieb, immer auf der Suche nach etwas, das ich stehlen kann. Das stimmt nicht – ich lese Rilke so, wie ich andere Schriftsteller lese, ohne mich zu erinnern, was ich gelesen habe, oder etwas darüber zu denken; was ich gelesen habe, verschwindet in mir, ich weiß nicht, wohin oder wie, nur, dass es früher oder später von Neuem hervortritt, meist in anderer Gestalt, wenn ich am Bildschirm sitze und nicht denke, sondern bloß schreibe.

Aus dem Norwegischen von Paul Berf

Dieser Artikel basiert auf einer Rede, die Knausgård auf Einladung der Rilke-Gesellschaft am 17. September 2025 in Prag zur Eröffnung der Rilke-Tagung „Von Prag nach Europa“ hielt. Von ihm erschien zuletzt der Roman *Die Schule der Nacht* im Lüchterhand Verlag. Dort erscheint in wenigen Tagen auch sein Essayband *Im Augenblick*.

Gunilla Eschenbach/Mirko Nottscied/Sandra Richter (Hrsg.): Rilke zeichnet. Die Andere Bibliothek, Berlin 2025; 368 Seiten, 68,- €

Neue Bücher zu Rilke

Manfred Koch:
Rilke.
Dichter der Angst;
C. H. Beck, München 2025;
560 Seiten, 34,- €

Sandra Richter:
Rainer Maria Rilke oder
Das offene Leben.
Insel Verlag, Berlin 2025;
478 Seiten, 28,- €

Rüdiger Schaper:
Rainer Maria Rilke.
Der Prophet der Avantgarde;
Verlag Herder, Freiburg 2025;
288 Seiten, 26,- €

Clemens J. Setz:
Rainer Maria Rilke.
Reclam Verlag,
Ditzingen 2025;
100 Seiten, 12,- €

ANZEIGE

R. GOSCINNY Asterix A. UDERZO

Asterix in Lusitanien

Text: FABCARO
Zeichnungen: Didier CONRAD

ASTERIX IN LUSITANIEN

Asterix in Lusitanien

NEUES ALBUM!

JETZT IM HANDEL!

COMIC COLLECTION
EGMONT

ASTERIX®-OBELIX®-IDEFIX® / ©2025 HACHETTE LIVRE / GOSCINNY - UDERZO

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN

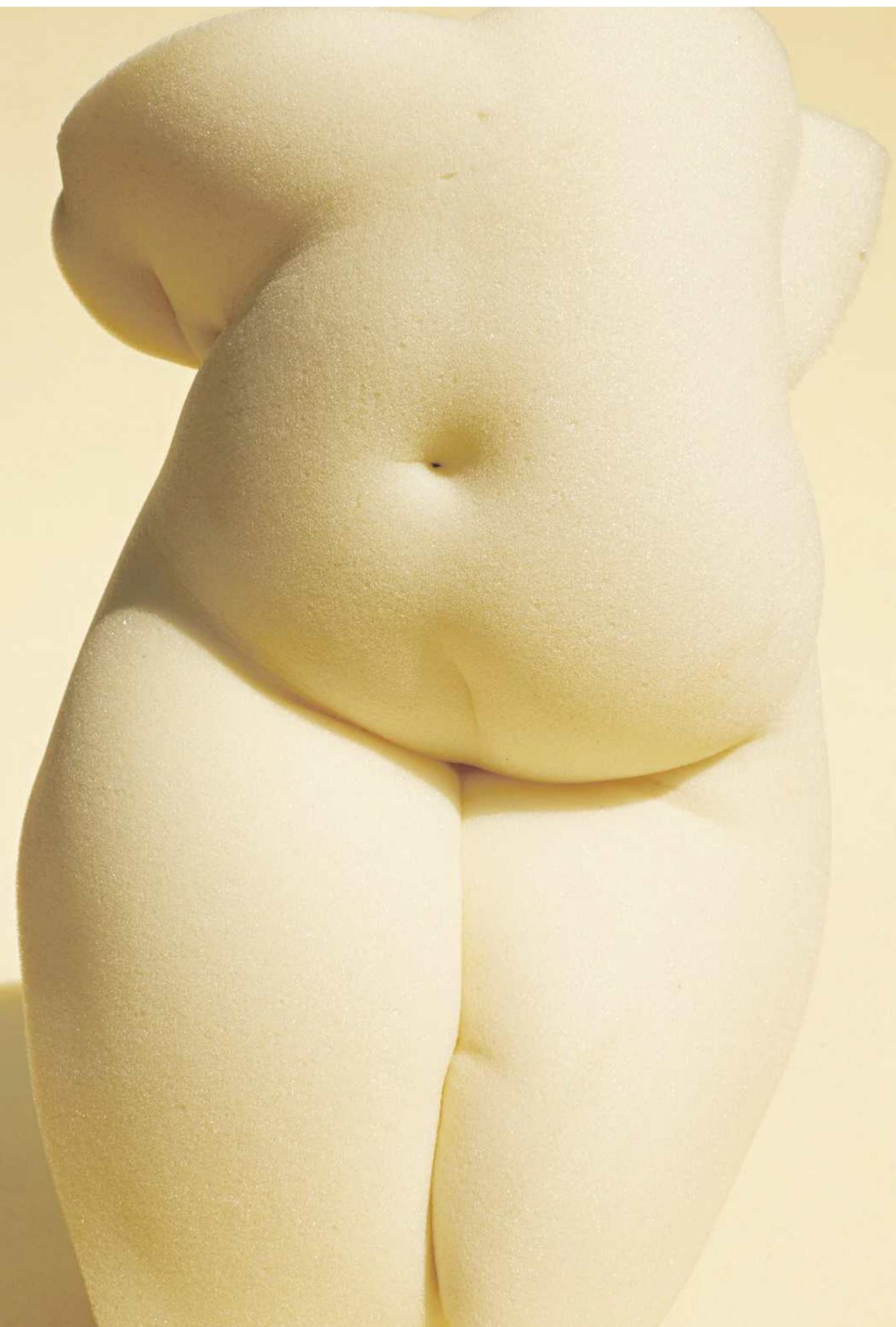


Foto: Alice Rosati/Twinz Archive

Rund oder schmal, üppig oder eckig: Es gibt viele gute und schöne Gründe gegen den Einheitskörper

Jedes Kilo zählt

Der Körper ist für den Menschen da, findet die Philosophin Kate Manne. Und kämpft mit ihrem Buch gegen unsere Vorurteile VON JOLINDE HÜCHTKER

Stellen Sie sich vor, es gäbe einen Weg, alle Menschen auf der Welt schlank zu machen – einen ethisch vertretbaren Weg, eine Wunderpille ohne Schmerzen. Stellen Sie sich das wirklich einmal vor: überall dünne Körper, keine runden, welligen, üppigen mehr. Würden wir das wollen? Dieses Gedankenexperiment macht Kate Manne in *Größe zeigen. Wie wir Fettfeindlichkeit bekämpfen können* – nur ein Gedankenexperiment, denn es gibt bislang keinen ethisch vertretbaren Weg. So schreibt sie es zumindest in diesem Buch, das vor beinahe zwei Jahren im englischen Original erschienen ist und nun ins Deutsche übersetzt wurde. Manne ist Professorin für Philosophie an der Cornell University im Bundesstaat New York und analysierte in ihren Büchern bislang Frauenfeindlichkeit als systemisches Problem. Jetzt wendet sie sich denen zu, die wir als Gesellschaft noch ein wenig mehr verachten als Frauen: sehr dicken Menschen.

Und wie wir sie verachten. Kinder, die zunehmen, bekommen schlechtere Schulnoten, auch wenn ihre Leistung bei standardisierten Tests gleich bleibt. Wer sich auf einen Job bewirbt, hat schon schlechtere Chancen, wenn er nur neben einer dicken Person geschenkt wird. Und wer als dicker Mensch zum Arzt geht, wird seltener auf bestimmte Krebsarten getestet. Für all das zählt Manne Studien und anekdotische Evidenzen auf, es ist eine lange, brutale Liste, die zeigen soll: Dicke sind in unserer Gesellschaft gefährlich.

Dabei sei das Dicksein selbst weniger schädlich, als wir meinen: Die Gesundheitsrisiken seien in der öffentlichen Debatte massiv übertrieben worden, schreibt Manne. Gleichzeitig sei die Körperform weitgehend genetisch bedingt, und Diäten machen die meisten Menschen gar nicht dünner, langfristig sogar eher dicker. Während die Body-Positivity-Bewegung solche Erkenntnisse seit Jahren vorträgt, warnt die WHO vor der »globalen Fettleibigkeits-Epidemie«. Es ist ein umkämpftes Forschungsfeld, in das sich Manne mit dem Trotz einer

Frau hineinwirft, die selbst gehungert und wieder damit aufgehört hat.

Aber zurück zur Wunderpille. Gibt es die nicht längst? Appetithemmende Medikamente mit dem Wirkstoff Semaglutid – wie die in Hollywood beliebten, ursprünglich für die Behandlung von Diabetes Typ 2 zugelassenen Ozempic-Spritzen – haben jedenfalls auch zwei Jahre nach Erscheinen dieses Buches potenziell noch starke Nebenwirkungen: von Erbrechen und Kopfschmerzen bis zu Bauchspeicheldrüsenzündungen und womöglich sogar Erblindung.

Es gibt sie also nicht, die risikofreie Pille, aber vielleicht in absehbarer Zeit. Sollten sie dann alle nehmen? Dann wären alle Menschen schlank, und selbst unabdingig vom umstrittenen Gesundheitsvorteil würde niemand mehr aufgrund seines Gewichts diskriminiert, alle könnten ins Theater gehen, weil sie in die Sitze passen, und das Freibad wäre kein Ort der Scham mehr, sondern einfach ein spaßiges Wasserbecken.

Natürlich entwickelt Manne dieses Gedankenspiel als autoritäre Fantasie, um uns die eigene Fettfeindlichkeit vorzuführen. Denn es gibt sehr gute Gründe, die Unterschiede von runden und schmalen, üppigen und eckigen Körpern bewahren zu wollen – und zwar nicht nur, weil unsere Vorstellungen von Schönheit historisch gewachsen und darin keineswegs unschuldig sind. Während des transatlantischen Sklavenhandels etwa haben Rassen-theoretiker Dicksein mit schwarzen Körpern assoziiert und daraus abgeleitet, dass dünne Menschen besonders zivilisiert seien.

Und trotzdem scheint momentan, nur zwei Jahre nach Erscheinen des Buches, die absurdie Vorstellung eines Einheitskörpers durch die Wunderpille realistischer, als dass wir Theatersitze bauen, die breit genug für jeden Po sind, und im Freibad einfach nur schwimmen, anstatt zu glotzen und zu kommentieren. Es scheint wahrscheinlicher,

dass wir weiter das Fett bekämpfen als die Feindlichkeit. Im Frühjahr sperrte TikTok das Hashtag #SkinnyTok, weil darunter ganz im Stil des *heroin chic* der Neunzigerjahre junge Frauen ihre Essstörung als gar nicht so heimliche Beauty-Routine bewarben, während Medien titelten: *Body Positivity is over*. Gefeierte sogenannte Plus-Size-Models verschwinden wieder von den Laufstegen, und vor kurzem verhandelte Donald Trump mit Pharmaunternehmen, dass Medikamente wie Ozempic in den USA deutlich günstiger werden sollen als die bislang rund 1.000 Dollar pro Monat.

Doch es liegt nicht bloß an diesen sich über-schlagenden Zeiten, dass *Größe zeigen* einen etwas verloren zurücklässt. Über viele Seiten ist es weniger das Werk einer Philosophin als eine soziologische Zustandsbeschreibung, denkerische Auswege werden bloß angerisen. So bleibt der Titel ein wenig irreführend: Fettfeindlichkeit wird überzeugend belegt, aber wie können

wir sie nun konkret bekämpfen? Manne schlägt zwar das verführerische Konzept der Body Reflexivity vor: Der Körper muss bloß für den Menschen da sein, der ihn bewohnt, und sonst niemandem genügen oder gefallen (man kann sich den Körper dabei vielleicht als einen Wanderschuh vorstellen: Hauptsache, bequem, funktional und es regnet nicht rein – ganz egal, wie er aussieht).

Aber wie kommen wir dahin? Ach, dafür müssten wir einfach bloß aufhören, Menschen in schön und weniger schön einzuteilen, also mal eben die ganze Welt verändern. Und selbst wenn man das gern hoffnungsvoll sagen würde, verrutscht der Ton, und es klingt eher zynisch, während sich wahrscheinlich genau in diesem Moment irgendwo jemand das Versprechen des dünnen Glücks per Nadel in den Bauch jagt – bald nur noch für 350 Dollar im Monat.



Kate Manne:
Größe zeigen.
Wie wir
Fettfeindlichkeit
bekämpfen können;
a. d. Engl. v.
Karin Wördemann;
Suhrkamp,
Berlin 2025;
350 S., 30,- €

Eine innige Feindschaft

Nichts ist hier abgegriffen, nichts überflüssig: Dagmar Leupold rekonstruiert das Leben ihrer Mutter VON ANDREA KÖHLER

Das Schweigen, das Schweigen. »Vernähte Lippen«. Sprechend allein der Schmuck, den die Mutter zu besonderen Anlässen aus der Schatulle nahm: ein Bernsteinanhänger mit einem Insekt, Wahrzeichen und Verteidigung des verlorenen Landes, Ostpreußen, herznah getragene Heimat und honigfarben schimmerndes Amulett zugleich. Es diente als Schutz gegen »die Zumutungen der Zeitgenossenschaft«, als Beschwörung der vor dem Krieg geborenen und im Herzen verplombten Heimatliebe.

»Du hast dich der Gegenwart, der Zeit deiner Tochter verschlossen«, schreibt Dagmar Leupold Jahrzehnte später in ihrem Buch *Muttermale*, einer autobiografischen Annäherung, in der sich die 1955 geborene Schriftstellerin in der zweiten Person Singular an die inzwischen verstorbene Mutter wendet. Ein Buch in der Form kleiner Ansprachen und episodenhafter Erinnerungen, in dem die Tochter noch einmal das Wort an die Mutter richtet und – endlich? – ausspricht, was zu deren Lebzeiten nicht gesagt werden durfte.

Verschlossen hat sich die Mutter nicht nur der Tochter, sondern auch dem neuen Zuhause im Rheinland, wohin es die vor der Roten Armee geflohene junge Frau verschlagen hatte. Flüchtlings mit Ausrufezeichen, ohne amtlich beglaubigte Identität, wie die Tochter Jahrzehnte später im Personenregister liest. Zwischen ihnen, klaptert, »der Generationengraben voller unbestatter Toten und unbesprochener Verstrickungen«. Wie soll daraus etwas werden?

Es wird nichts draus – allenfalls etwas Herzerfrierendes. Eine Art inniger Feindschaft, ein fortlaufendes Band der Verfehlungen, eine verknöte Mutter-Tochter-Katastrophe, die die Trauer ums, was nie war, nicht einholen kann. Eine Trauer, die in Leupolds ebenso disziplinierter wie poetischer Sprache schüchtert durchscheint. Und die ihre Wirkung dadurch umso nachhaltiger entfaltet.

Die Mitgift aus den versiegelten Truhen des Schweigens hat sich in der deutschen Literatur in unzähligen Büchern niedergeschlagen, zuerst in »Suchbildern« über die nationalsozialistisch geprägten Väter und Brüder wie etwa bei Christoph Meckel oder in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*. Sel tener wurden bisher die Mütter ins Visier genommen, beispielhaft dafür ist noch immer Peter Handkes *Wunschloses Unglück* oder neuerdings Melitta Brezniks berührendes Buch *Mutter*. Es scheint so zu sein, dass die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern in der durch die Kriegstraumata geprägten Generation dem ererbten Schweigegelübde noch immer gehorcht.

Wie schon in der autobiografischen Fallgeschichte *Lavinia* (2019) besichtigt Dagmar Leupold auch in ihrem neuen Buch die deutsche Nachkriegszeit mit ihrer aus dem Krieg und den verdrängten Verbrennen geborenen Liebe und Sprachlosigkeit zwischen Eltern und Kindern. In kleinen Szenen und alltäglichen Situationen macht Leupold das Leben der Mutter sichtbar, ihren verstörten, versteinerten Gefühlshaushalt und die daraus resultierende fremde Nähe zwischen Mutter und Tochter. Daneben die große Leerstelle in diesem Buch, der der Mutter »zwei Jahre vor meiner Geburt überstürzt hinzugefügte Mann«. Der Vater, dem Leupold in dem Roman *Nach den Kriegen* (2004) ein eigenes Buch gewidmet hat, firmiert auf diesen Seiten als »der Hausherr, dein Mann«.

Was der Krieg in den Körpern der Eltern angerichtet hat, spricht seine eigene Sprache. Neben den psychisch und physisch schwerbeschädigten Vätern dieser Generation haben auch die Mütter das deutsche Schweigegelübde in die Symptomsprache übersetzt: Kreuzschmerzen, versteifte Nackenwirbel vom vielen Ducken und stumme Tränen, die die Tochter als reine Erpressung erlebt. »Nichts darfst du ungestört, gerade heraus wollen«, Flüchtlingsfrau, mit »Füßen, die den Boden verloren hatten und das Auftreten verlernt«.

Das wäre in seiner Trostlosigkeit schwer auszuhalten, gäbe es nicht die versprengten Wärmeinseln: eine Erinnerung an den Duft der Mutter, an die Einschlaflieder im Dunkeln, seltene Versprechen auf Residuen einer Geborgenheit, die in den almodischen Speisen und vererbten Rezepten überwintert hat. Auch gibt es komische Einlagen, etwa wenn Pucki, der Wellensittich, den pflichtschuldig eingeladenen Besuch laut »Tschüss! Tschüss!« kreischend hinauskomplimentieren versucht. Die dazu servierten Häppchen – bröckelnde Pumpernickel-Kreationen mit turmhoch aufgeschichteten Käsewürfeln und einer verlässlich auf den Teppich kullernden Kunstkirsche – halten kleine Plastikspieße und -dolche zusammen. Waffenstarrende Genrebilder aus dem bundesdeutschen Mittelschichtwohnzimmer der Sechzigerjahre.

Muttermale trägt den Charakter einer Recherche. Das Prozessuale des Erinnerns und Verifizierens bildet Leupold mit ab. Sie reist an verschiedene Orte, horcht den überlieferten Sätzen und eingeübten Redensarten nach und hebt den Bodensatz der verschütteten Sehnsucht nach dem »Land der dunklen Wälder« ebenso wie den des verdrecksten Ressenti-ments gegenüber der Gegenwart. Bildbeschreibungen, »Lichtspieler« überschrieben, werfen Schlaglichter auf das frühere Leben der Mutter: der gefallene Bruder, der erste Verlobte, gleichfalls ein Kriegstoter, und noch ein gefallener Bruder. Überlebt hat nur der jüngste, 17-jährig, ganz am Schluss als Kanonenfutter an die Front abkommandiert.

Allem voran aber besteht *Muttermale* durch seine präzise Form – wie Bernstein goldgelb schimmernd, glasklar und steinhart poliert. Kein Wort ist hier fehl am Platz, keines abgegriffen oder überflüssig. Der Überlebenskampf, den das in seiner ewigen Winterstarre eingeschlossene Wesen, in dem man getrost Mutter und Tochter erkennen darf, geführt haben muss, wird in diesem bei allen streng wahrnehmungsoffenen Roman in eine vom Schweigen geschliffene Sprache befreit.

Dagmar Leupold:
Muttermale. Roman;
Jung und Jung, Salzburg 2025;
176 S., 24,- €

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN



Ihre gläserne Decke war tödlich: Maria Stuart, gemalt von Joseph Severn um 1850

Abb. (Ausschnitt): Ullstein Bild / Joseph Severn, "The Audition of Mary Queen of Scots"

Eine goldene, eine brutale Zeit

So viel mehr als nur Shakespeare: Ein sensationeller Prachtband präsentiert
500 Texte aus der englischen Renaissance VON SUSANNE MAYER

Der Spaß geht schon los in der Einführung – ein Lesebuch nennt Manfred Pfister sein Werk, das uns auf den Tisch rumst, Aufschlagvolumen 2,6 Kilo, Format XXL. Lesebuch klingt nach, gähn, Schullektüre – es handelt sich hier wohl um einen Bescheidenheitsgestus. Typisch angelsächsisch, diese Albernheit, also Selbstdironie, die vielleicht unvermeidlich jemandem anhaftet, der wie Professor Pfister sich ein Forscherleben lang der englischen Kultur hingegessen hat. Schwerpunkt: Renaissance. Dieses Buch ist kein Lesebuch, es ist ein Leseereignis.

Es nimmt den Blick auf eine der aufregendsten Epochen der Neuzeit: Die englische Renaissance spielt in einer Zeit, die durchgeschüttelt, ja zerrissen wurde von Umbrüchen – denen des Weltbildes, der religiösen Orientierung, der sozialen Ordnung. Katholiken und Protestanten wüteten gegeneinander. Ein Klima von Revolte, Verrat und Angst. Natürlich die Pest, mit Hunderttausenden von Toten. Der Tod war ohnehin allgegenwärtig, bis hin zu den Schreien der Hingerichteten, in grausamsten Exekutionsritualen mit Verteilungen und Verbrennungen. Londons Bürger führten Beschwerden über den Gestank von geröstetem Menschenfleisch. Von dieser Dämmerung zieht noch die beliebte TV-Serie *Wolf Hall*, in der in schlecht beleuchteten Burgen ein unberechenbarer Herrscher

Heinrich VIII., seine Macht exerziert. Diese Epoche, die sich zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert ausdehnte, war aber zugleich eine leuchtende, ja herrliche Zeit, in der sich etwas entwickelte, was die Kultur auf den Inseln transformierte und was dann auf den Kontinent ausstrahlte und uns alle tiefsprägt, in unseren Vorstellungen von dem, was Literatur ist oder der Mensch. Stichwort: Shakespeare. Dazu später mehr.

Der Begriff Renaissance mag vielen in Hinblick auf die italienische Renaissance vertrauter sein, merkt Pfister an, die ja in der Bildkunst Gestalt annahm, in einer Explosion von Kreativität genialer Maler, Bildhauer, Architekten, die Giorgio Vasari in seinen *Viten* verehrt hat. Zwischen Florenz und Venedig konnte sich eine neuartige

Vorstellung von Schönheit und Anmut entfalten, in Kunstwerken, vor denen wir noch heute überwältigt stehen. Ein Jahrhundert später ist es die Literatur in England, die den Faden aufnimmt, in der sich, in einer neuen Sprache, in einem Englisch, das zu sich selbst kommt, eine ungeahnte Schönheit entfaltet.

Vor uns, in diesem Buch, liegt jetzt also eine kuratierte Textauswahl – hier der strahlende Sonettzyklus *Astrophil and Stella* von Sir Philip Sidney, Höfling, Kriegsheld, Diplomat, humanistischer Gelehrter. Dort John Miltons lebenspralles Epos *Paradise Lost*. Eine Predigt von John Donne, Geistlicher an der St. Paul's Cathedral – sehr massivenveranstaltungstauglich, erklärt uns Pfister. Dazu Reiseberichte: Es war die Zeit, in der sich der Blick weitezte. Unter dem Kommando von Francis Drake legten Schiffe von der Insel ab und nahmen Kurs auf die Welt jenseits der Meere, während eine Hebamme sich dem unbekannten Kontinent des weiblichen Körpers widmete und hier über die beglückende Funktion des Klitoris schreibt. Sogar die Zukunft beamt man sich damals heran, etwa in der *Utopia* von Thomas Morus, einem der führenden Humanisten, der mit seinem Freund, dem Philosophen Erasmus von Rotterdam, vergnügliche Dispute führte, zugleich dem König als Lord Chancellor diente, bis der ihn köpfen ließ. Morus' *Utopia* begründete eine neue Literaturgattung, die aus der Hoffnung geboren ist, dass sich ein Staatswesen verändern lässt. War das nicht gestern noch Ketzerei?

Solches und vieles mehr also hat Pfister in diesem Buch versammelt, an die 500 Texte, oft in Auszügen, aber schön geschnitten, thematisch sortiert in 27 Kapitel, klug eingeleitet und mit leichter Feder kommentiert – all das ist versammelt hinter einem historisch anmutenden Frontispiz, zwischen dessen Schnörkeln sich ein Nixlein rekelt und der Königin ein artiger Gruß entboten wird: »God save the Queen!« Also Elizabeth I (1533–1603), der Tochter von Henry und Anne Boleyn, seine zweite Frau und die erste seiner hingerichteten Gattinnen. Elizabeth gab diesem Zeitalter den Namen, *The Elizabethan Age*, auch *The Golden Age* genannt. Während sie ihre Gegenspielerin Maria Stuart 1587 enthaupten ließ.

Das Buch schmiegt sich formal den legendären Büchern an, zu denen es führt. Das Papier: fein, die Schrift: ein elegantes Garamond, ab und zu kurven die Spalten kühn über die Seiten. Initialen wie Titel stechen heraus in Bordeaxrot. Dies ist auch ein schmuckes Durchblätterbuch. So stößt man auf die Abbildungen der herrlich gestalteten Titelseiten alter Editionen, staun über das Vorsatzblatt von Edmund Spensers *Faerie Queene* oder von *The Gardener's Labyrinth* von Thomas Hill und Henry Dethick, das einen Vorgeschmack gibt auf die englische Gartenkunst. Hier Notenbögen aus den Lautenliedern von John Dowland, dort Jagdszenen oder kolorierte Kostümwürfe des genialen Architekten Inigo Jones. Veduten von Städten, etwa die Skyline von London, damals eine der bedeutendsten Metropolen der Welt, nur Paris und Neapel waren größer. Hier stand Whitehall, später nach Versailles der größte Palast Europas, mit einem Banqueting House, das einen Trumpf erbleichen lassen müsste – Design nach Palladio, Deckenfresken von Rubens. Und natürlich Shakespeares Globe Theatre.

Das Globe, dessen Entwurf das Weltenrund nachahmt, verkörpert vieles von dem, was diese Zeit so besonders macht. Das Theater, erklärt Pfister, ist ja das neue Leitmedium, es spielt für ein Millionenpublikum. Das Volk drängt sich unten um die Bühne, auf den Galerien hocken, Knie an Knie, die Reichen, der Adel – jeder heutige London-Tourist kann es testen, in diesem eng gestopften Kosmos liegen die Reaktionen aller offen, für alle. Es ist ein neues Gemeinschaftserlebnis in einer bislang als statisch wahrgenommenen sozialen Ordnung.

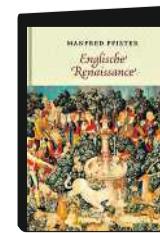
Der Sohn eines Schafzüchters und Wollhändlers, Thomas Cromwell, kann tatsächlich zum engsten Berater, ja Freund des Königs aufsteigen. Christopher Marlowe, der blutrünstige Dramatiker, ist der Sohn eines Schuhmachers. Und der Sohn eines Handschuhmachers wird der bedeutendste Autor aller Zeiten. William Shakespeare führt in seinen Theaterstücken die Komplexität seiner Zeit zusammen, in doppelbödigen Handlungen und Parallelkonstruktionen, die sich einerseits auffächern in diverse Genres, in Historienspiele, Komödien, Tragödien, die sich andererseits doch durchdringen. Keine Tragik ohne das Intermezzo eines erlösenden Lachens. Die Handlung wird in schnellen Dialogen vorangetrieben, mit Witz oder in Innigkeit, gelegentlich befeuert durch den schlagfertigen Jargon der einfachen Leute. Oder kommt zu einem Stillstand, in Monologen einsamer Stimmen, von Hamlet, von Lear, von Romeo.

Damals, in Shakespeares Werk, sei der Mensch in der Sprache zu sich selbst gebracht worden, sagte der große Anglist Harold Bloom: Sprechend habe er seine Natur erkannt, hier, im englischen Drama, in dieser sich neu erfundenen Sprache.

Der Schlüsselbegriff für diese Entwicklung und die anhaltende Wirkung ist natürlich: die Übersetzung. Übertragungen aus dem Kanon der Klassik geben Impulse für ein neues literarisches Schaffen. So wie die Übersetzungen in diesem Band ein neues Publikum für die Rezeption dieser erstaunlichen Epoche erschließen können. Kaum zu glauben, aber das meiste hat der Herausgeber selber übertragen – mit gelegentlichen Übernahmen von Freundegeben, etwa des großen Shakespeare-Kenners Frank Günther. Ein Lebenswerk.

Hier findet sich ein frischer Ton, der die Lebendigkeit der Originale von der Patina des vermeintlich »Alten« befreit. In konzentrierten Einleitungen verfolgt Pfister die Wirkungsgeschichte der Texte, zieht mal den französischen Philosophen Gilles Deleuze heran, um Hamlet zu ergründen, oder landet in der Diskussion sakraler Gesänge von Dowland über Strawinsky bis Sting. So in der Art, so immer weiter.

Man könnte noch unendlich viel mehr zu diesem Band sagen. Jetzt nur noch dies: England wird den Kontinent um dieses Buch beneiden.



Manfred Pfister:
Englische Renaissance.
Verlag Galiani,
Berlin 2025;
480 S., 98,- €

Jetzt bestellen: shop.zeit.de/crime

*zzgl. 4,95 € Versand | **Nur bei Lieferung innerhalb Deutschlands und für Produkte mit dem Lieferstatus 3-4 Werkstage. Vorkasse ausgenommen |

Bestellnr. 48180 | Auslandspreise auf Anfrage | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

ANZEIGE

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN

Schreckliches Venedig

Der irische Autor John Banville adaptiert seit vielen Jahren raffiniert den Stil der Weltliteratur. Was taugt sein neuer Roman? VON ADAM SOBOCZYNSKI

Vielleicht, sagt John Banville, gebe es ein Standardalter, in dem sich jeder irgendwann irgendwie einrichtet. Er empfand sich jedenfalls als 37. Es sei für ihn unmöglich, sich älter zu denken. Seit seinem 37.

Geburtstag werde er nämlich weder klüger noch reifer, lediglich höre er schlechter, weshalb er darum bitten müsse, lauter zu sprechen.

Es ist früher Nachmittag, ein trüber Novembertag. Wir sitzen in einem italienischen Restaurant im Zentrum von Dublin, das sehr trubelig ist, bevölkert von Geschäftsleuten, die eindringlich aufeinander einreden. Banville fällt hier mit seinem gut geschnittenen Anzug nicht weiter auf. Wenn er einen Künstlertypus verkörpert, dann einen beinahe untergegangenen: den des bürgerlichen Großschriftstellers, der paradoxerweise die Form wahrt, indem er sie mit Ironie und Witz beständig aufbricht.

John Banville hat mittlerweile über 30 Romane veröffentlicht, darunter auch Weltbestseller wie seinen mit dem Man Booker Prize ausgezeichneten Roman *The Sea* (2005), der ganz in der Tradition Virginia Woolfs abgesetzt ist: Im inneren Monolog, in einem beständigen stream of consciousness, erzählt ein Kunsthistoriker darin von seinem Leben, von der Vergänglichkeit, der Trauer um seine große Liebe. *The Sea* spielt in einem Seebad, Ähnlichkeiten zu Woolfs Eposroman *Zum Leuchtturm* sind absichtlich eingebaut. Wie er sich ja überhaupt, erzählt Banville, recht gern an den Werken anderer Schriftstellerinnen und Schriftsteller orientiere, diese um- oder aber fortschreibe.

Er aktualisierte in einem Theaterstück (*The Broken Jug*, 1995) Heinrich von Kleists *Zerbrochenen Krug*. Sein Roman *Mrs Osmond* (2017) ist die Fortsetzung des berühmten Romans *Bildnis einer Dame* des amerikanisch-britischen Schriftstellers Henry James (der Virginia Woolf beeinflusst hat). In *Mrs Osmond* wird der Stil von Langem zu seiner Eigenart als Schriftsteller, sowohl

Henry James perfekt imitiert, auch und gerade in der fast manischen Ausgestaltung des Innenlebens der Figuren, ihrem beständigen Zaudern, dieser nicht enden wollenden Reflexion über mögliche Handlungsoptionen (die einen als Leser auch in den Wahnsinn treiben kann).

John Banvilles neuester, gerade erschienener Roman *Schatten der Gondeln* ist erneut stark an ein Werk von Henry James angelehnt, an die Erzählung *Die Aspern-Schriften*, in der in einem maximal düsteren Venedig nach den Hinterlassenschaften eines berühmten Schriftstellers gesucht wird – natürlich ohne Erfolg, dafür werden sehr viele Fährten gelegt. Bei John Banville gerät der Erzähler Evelyn Dolman mit seiner Frau, einer Amerikanerin aus steinreichem Elternhaus, in diese furchtbare morbide Stadt. Die sogenannten Flitterwochen stehen an. Dolman ist ein ganz besonders fieser, ja ekelerregender Charakter, ein erfolgloser Schriftsteller, der seine Frau sexuell demütigt, bis hin zur Vergewaltigung. Als sie eines Morgens aus dem Palazzo, in dem das Paar wohnt, verschwindet, entfalten sich – wie bei Henry James – zutiefst rätselhafte Erzählstränge: Eine Leiche wird im Wasser gefunden, halbseidene Grafen, britische Parvenüs und ein linkischer Kommissar treiben ihr Unwesen, und es bleibt für lange Zeit offen, ob wir es hier mit einem Krimi, in dem sich letztlich alles auflöst, oder aber mit schauerromanhafter Fantastik zu tun haben. Um es vorwegzunehmen: mit beidem. Dass sich ein Plot weitgehend auflöst, bedeutet nun mal nicht, dass es keine Gespenster gibt.

Dass *Schatten der Gondeln* vielleicht nicht zu John Banvilles bedeutendsten Romanen zählt, ist dem Autor bewusst. Eher eine Fingerübung, ein allzu offenkundiges Remake der verplauderten Romanliteratur um 1900: Die Dehnung der Handlung und das Umkreisen psychologischer Erwägungen werden in dem Venedigroman jedenfalls auf die Spitze getrieben. Nun gehört es seit Langem zu seiner Eigenart als Schriftsteller, sowohl



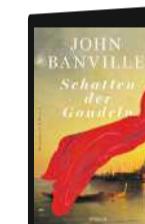
Wie schon bei Thomas Mann und Henry James ist die Lagunenstadt auch bei Banville ein furchtbarer Ort

Hochliteratur als auch leichte Unterhaltung zu veröffentlichen. Unter dem Pseudonym Benjamin Black schrieb Banville seit 2006 zahlreiche Krimis, was auch auf seinen Venedigroman abgefärbt hat.

Über seinen neuen Roman sprechen wir nicht allzu lange. Ausführlich dagegen über seine Kindheit und Jugend in einer irischen Mittelschichtsfamilie. Zum Missfallen seiner Mutter hat John Banville nach der Schule nicht studiert, sondern als Angestellter bei der Fluggesellschaft Aer Lingus gearbeitet. So kam er an billige Flugtickets heran und umreiste die Welt. Er begriff sich früh als Linker, aber nicht als 68er: »Das Machogute ging mir furchtbar auf die Nerven. Dieses Auftrumpfen. Auch dieses ständige Herumhängen.« Auf einer seiner Reisen, ausgerechnet in Berkeley, einem der Zentren der 68er-Bewegung, lernte er seine Frau kennen, eine Künstlerin.

Es klingt unwahrscheinlich, aber der Angestellte einer Fluglinie schrieb außerhalb eines literarischen Milieus heimlich an Erzählungen und an Romane. Von 1970 an wurden sie auch veröffentlicht. Zur Literatur war er einst durch seine Schwester gekommen. Er war zwölf Jahre alt, da hat sie ihm den Erzählungsband *Dubliner* von James Joyce empfohlen: »Und dann fing ich sofort an, selbst zu schreiben wie Joyce. Aber es waren mir anfangs nur schlechte Imitationen gelungen.« Die Kunst, sich von der Kunst anderer so beeinflussen zu lassen, dass daraus große Werke entstehen, lernte er schnell.

Der 37-jährige John Banville wird Anfang Dezember offiziell 80 Jahre alt.



John Banville:
Schatten der Gondeln.
Roman;
a. d. Engl. von Elke Link;
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2025;
384 S., 25,- €

Die schönste Obsession

Natascha Wodin erzählt hinreißend über eine letzte Liebe VON KATHARINA TEUTSCH

Autobiografische Schreibprojekte beginnen oft mit einer Rückkehr zu den Quellen der Kindheit, rauschen durch die karstigen Landschaften des jüngeren Vergangenheits und münden im Hafenbecken der Seniorität. Das Alter als letzter Vorposten des Todes, von dem aus man auf die Kampfplätze des Lebens zurückblickt; das Alter als Abwurfpunkt der Eitelkeit und des Leidens am Leben, sofern das Leiden am Leben wie im Fall der 1945 in Franken geborenen Natascha Wodin ein Motor der Kreativität und damit der Liebe gewesen ist.

Natascha Wodin, die erst über siebzigjährig mit einem Buch über ihre zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppte sowjetische Mutter zur gefeierten Autorin wurde, blickt nun auf ein Leben zurück, das aus bodenlosen

Sehnsüchten bestand. Eine haltlose Kindheit, die vom Suizid der Mutter und von der Gewalttätigkeit des Vaters geprägt ist, begründet die spätere Liebesobsession. Ihre selbstzerstörerische Ehe mit dem Schriftsteller Wolfgang Hilbig offenbarte, wie man in dem 2009 erschienenen Roman *Nachtgeschwister* erfahren konnte, dass der Wunsch nach Sympathie in ihrem Leben enorm war – und leider illusorisch.

Nun setzt das Alter seine eigenen Prioritäten. Manchmal kann sich Wodin kaum noch an die Person, die sie so lange gewesen ist, erinnern. Es geht ihr körperlich schlecht. Und doch hat sie auch eine Art von Frieden mit sich zu vermelden. Sie vermisst das gesellige Leben kaum: »Ich wohne in meiner Gedankenwelt und will nichts anderes als langsam und beharr-

lich mein dünnnes Wortfädchen spinnen, immer noch getrieben von meiner Obsession, die allein mich noch mit der verbindet, die ich einmal war. Erst wenn mir dieses Fädchen aus der Hand fällt, bin ich verloren.«

Und nun gibt es Friedrich im Leben der Autorin. Eine Altersliebe, mit deren Beschreibung das episodische Buch einsetzt. Die beiden lernen sich im hohen Alter kennen. Friedrich ist tief berührt von Wodins Mutter-Roman und schreibt »mit seiner großen gotischen Schrift« einen Leserbrief an den Verlag. So geraten sie aneinander und erleben eine letzte Liebe mit allen dazugehörigen Gefühlen.

Aber sie kennen auch Krisen und zuletzt die Sorge, am nächsten Morgen allein aufzuwachen, weil der andere einer seiner vielen Krankheiten

erlegen sein könnte. Wodin beschreibt hier zwar schonungs-, jedoch nicht schamlos, was es bedeutet, hinfällig zu sein. Wie auch in ihren anderen Büchern geht sie zwar vom eigenen Leben aus, lässt ihre Gedanken von dort aus aber schweifen. Die leidgeprüfte Schriftstellerin Christine Lavant schrieb einmal, sie wolle vom Leiden endlich alles wissen. »Auch ich will vom Leiden alles wissen«, entgegnet ihr Wodin, »aber nicht, weil ich leiden will, sondern weil nur jemand, der vom Leiden alles wüsste, auch vom Leben alles wüsste.«

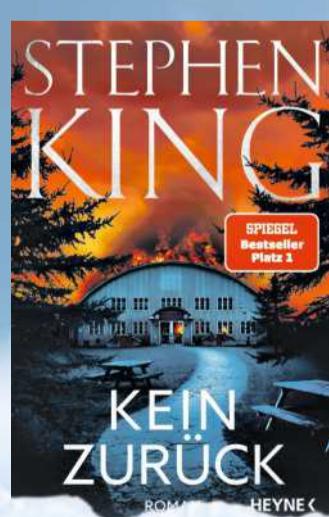
Und dann gibt es auch die profane Brutalität des Alters: Ein abgelaufener Pass wird zum Lebenszeichen. »Als ich ihn vor zehn Jahren vom Amt abholte, dachte ich, es würde sicher mein letzter sein. Nun muss ich doch noch mal

einen neuen beantragen. Soll ich das tun? Ein verwegener, verführerischer Gedanke, darauf zu verzichten.«

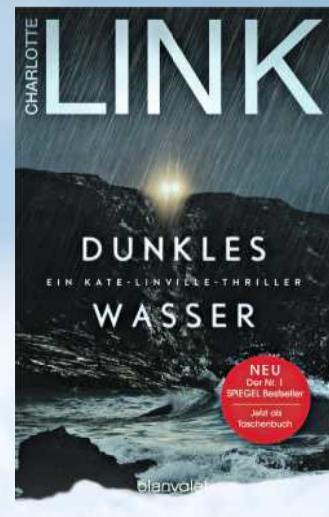
Dieses Buch ist ein Alterswerk, radikal, aber nicht bitter. Es hat nichts eingebüßt von der intellektuellen Frische, der analytischen Schärfe und dem Beschreibungsgleichmut der früheren Bücher, und jeder, der ein Leben führt, sollte es lesen. Eine große Selbstbeobachterin erzählt darin die Leidenschaften des Daseins von ihrem Ende her.

Natascha Wodin:
Die späten Tage.
Rowohlt, Hamburg 2025;
288 S., 24,- €

Verschenke Geschichten, die unter die Haut gehen.



Das neueste Werk vom Großmeister des Grauens – einmal mehr ein fesselnder Pageturner.



Hochspannung von der ersten bis zur letzten Seite im Nr.-1-SPIEGEL-Bestseller von Charlotte Link.



Das Sonderdezernat Q ermittelt weiter! »Jussi Adler-Olsen ist ein gnadenloser Chirurg der menschlichen Seele.« NDR Lesezeit



Bestsellerautor Harlan Coben und Oscar-Preisträgerin Reese Witherspoon mit ihrem ersten gemeinsamen Thriller!

Noch mehr Geschenkideen unter penguin.de/weihnachten



LITERATUR ZU WEIHNACHTEN



Foto: Benedict Evans/Laif

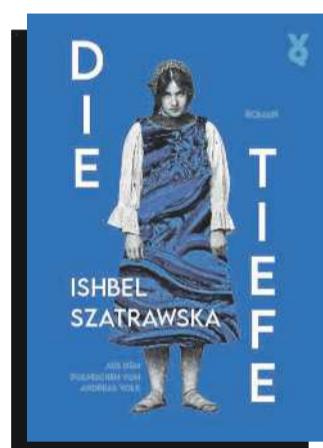
Die Schriftstellerin Katie Kitamura wurde 1979 im kalifornischen Sacramento geboren

ANZEIGE



EMPFEHLEN WERT

zu Weihnachten



ISHBEL SZATRAWSKA
AUS DEM POLNISCHEN
VON ANDREAS VOLK
DIE TIEFE

Die Familiengeschichte mehrerer Generationen, deren Schicksal tief mit dem einstigen Ostpreußen verwoben ist, wo sich seit Jahrhunderten polnische, masurische, deutsche und litauische Identitäten miteinander verflechten: die Geschichte der Großmutter Janka, der Aristokratin Gudrun, eines deutschen Chirurgen, der Tante Gertraud, Jankas Sohn und Alicia, dem jüngsten Familienmitglied, die nur schwer damit zurechtkommt, das Elternhaus an der Guber zu verkaufen — ein geheimnisumwobenes Gebäude voller Erinnerungen.

VOLAND & QUIST, 461 SEITEN, HARDCOVER, 28 EURO,
ISBN 978-3-86391-414-1



MECHTILD
BORRMANN
LEBENSBANDE

Zeitgeschichte als fesselndes Schicksalsdrama: Der neue feinfühlige Roman der beeindruckenden Chronistin und Bestsellerautorin Mechthild Borrmann verwebt, basierend auf wahren Begebenheiten, die Wege dreier Frauen. Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Mauerfall kämpfen sie um das Leben eines »Reichsausschusskindes«, überleben den Gulag und treffen eine unmögliche Entscheidung: Als 1949 die Hoffnung auf Rückkehr keimt, opfert eine alles für die Freiheit der anderen. Zutiefst menschlich, ohne Pathos und spannend wie ein Krimi. Absolut empfehlenswert.

DROEMER KNAUF, 288 SEITEN, GEBUNDEN MIT SCHUTZUMSCHLAG,
24 EURO, ISBN 978-3-426-28220-5



MORITZ
MATTHIES
GESCHENKT

Süßer die Erdmännchen nie klingen: Lange bevor sie Ermittler wurden, müssen Rufus und Ray im Berliner Zoo den Fall eines vermissten Bernhardinerwelpen lösen. Das Weihnachtsabenteuer unserer beliebten Erdmännchen, ausschließlich als Hörbuch-Original erhältlich!

Gelesen von Christoph Maria Herbst, ist das Prequel zur Bestseller-Serie ein Hörgenuss für alle, die Weihnachten und beste Unterhaltung lieben. Das perfekte Geschenk für den Gabentisch!

ARGON VERLAG, DAUER 4 H 4, MP3-CD, UVP 18 EURO,
ISBN 978-3-8398-2192-3

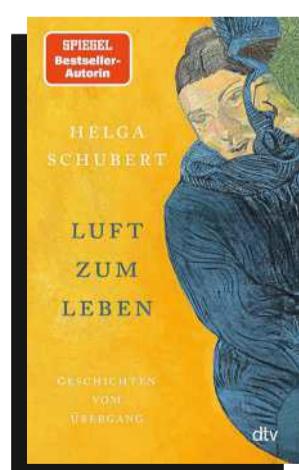


GUNILLA
ESCHENBACH,
MIRKO NOTTSCHIED,
SANDRA RICHTER
**RILKE
ZEICHNET**

Eine sensationelle Entdeckung im Jubiläumsjahr.

Rainer Maria Rilke zählt zu den großen Dichtern des 20. Jahrhunderts. Weniger bekannt ist sein Werk als Zeichner und Maler. Auf zahllosen Blättern und in seinen Briefen entstehen Traumwelten mit Rittern, Geheuern, fernem Palästen und eleganten Damen. Reich bebildert und fachkundig präsentiert zeigt »Rilke zeichnet« die bislang unbekannte künstlerische Dimension des Autors.

DIE ANDERE BIBLIOTHEK, 368 SEITEN, HARDCOVER MIT SCHUTZUMSCHLAG UND ABBILDUNGEN, 68 EURO, ISBN 978-3-8477-0024-1



HELGA SCHUBERT
**LUFT ZUM
LEBEN**
GESCHICHTEN VOM
ÜBERGANG

Eine Frau flaniert in den Achtzigerjahren durch Ostberlin, weil sie einmal nicht als Erste zu Hause sein möchte. In Moskau soll eine Schriftstellerin die Primaballerina Ulanowa porträtieren. Ein Kind atmet zum ersten Mal ein, eine Großmutter zum letzten Mal aus. Und eine Frau in den mittleren Jahren versucht, mit einer Krebsdiagnose umzugehen. Von Sehnsucht und Fernweh, von Diktatur und innerer Freiheit, vom Menschen und Menschbleiben erzählen diese Geschichten. So treffsicher, so lakonisch kann nur Helga Schubert dem Leben auf den Grund gehen.

DTV, 288 SEITEN, HARDCOVER, 24 EURO,
ISBN 978-3-423-28513-1



KONSTANTIN
RICHTER
**DREIHUNDERT
MÄNNER**
AUFSTIEG UND FALL DER
DEUTSCHLAND AG

»Ein spannend erzähltes und vor allem unterhaltsames Meisterwerk.« Süddeutsche Zeitung

Siemens, Krupp, Bayer, Daimler: Die Geschichte der großen deutschen Unternehmen ist eine epische Erzählung, die zugleich die Entwicklung des Landes spiegelt: von den Anfängen der Industrialisierung über die Katastrophen des 20. Jahrhunderts bis zu den Umbrüchen unserer Zeit. Wer die heutigen Herausforderungen verstehen will, muss die Vergangenheit kennen, den Aufstieg und den Fall der Deutschland AG.

SUHRKAMP, 543 SEITEN, GEBUNDEN, 30 EURO,
ISBN 978-3-518-43252-5



DAVID SAFIER
MISS MERKEL
MORD UNTER
WEIHNACHTSBAUM

»Da ist ein toter Weihnachtsmann in unserem Kamin!« gehört zu den Sätzen, die man zum Heiligen Fest eher nicht hören will. Es sei denn, man ist Angela Merkel und freut sich über ungeklärte Todesfälle. Nach einem Urlaub mit den Obamas findet das Ehepaar Merkel bei ihrer Rückkehr den besagten toten Weihnachtsmann in ihrem Haus vor. Bei dem Mann handelt es sich um einen professionell buchbaren Santa. Verdächtig sind vier konkurrierende Weihnachtsmänner und -frauen, die die Bewohner ihres Heimatortes ebenfalls mit Geschenken beglücken.

ROWOHLT WUNDERLICH, 192 SEITEN, HARDCOVER, 16 EURO,
ISBN 978-3-463-40688-6



SIMON BECKETT
**KNOCHEN-
KÄLTE**

»Die Toten machten mir keine Angst. Es waren die Lebenden, die mir Albträume bereiteten.« David Hunter

Ein unheimliches Hotel, ein Wald voller Knochen: Der siebte Teil der erfolgreichen Bestseller-Thrillerreihe führt den forensischen Anthropologen Dr. David Hunter in die nebelverhangenen walisischen Berge. So atemberaubend atmosphärisch und wendungsreich erzählt, wie nur Simon Beckett es kann. Ebenso packend und ausdrucksstark gelesen von Johannes Steck.

ARGON VERLAG, DAUER 12 H 20, MP3-CD, UVP 30 EURO,
ISBN 978-3-8398-2060-5

Die Meisterin der Auflösung

Katie Kitamura seziert wunderbar verwirrend die Ehe einer alternden Schauspielerin VON GEORG DIEZ

Literatur kann, neben Schönheit, auch Verstörung und Sinnsuche erzeugen. Dann ermöglicht sie, das zu erspüren, was ansonsten verborgen bleibt. Eine solche Literatur schreibt Katie Kitamura. Ihr Roman *Die Probe* ist eine sehr präzise und gerade dadurch verwirrende Studie einer Ehe, der Psyche oder eher Psychopathologie einer alternden Schauspielerin – was Wahrheit ist und was Einbildung, lässt sich für sie genauso schwer sagen wie für die Leser. Aber diese Art von Verwirrung ist hier literarisches Prinzip.

Ist der junge Mann namens Xavier, der die Schauspielerin zum Rendezvous drängt, also in sie verliebt oder nur in ihre Persona als Schauspielerin, oder ist er letztlich doch ihr Sohn, wie er ihr mitten im Treffen eröffnet? Und was macht ihr Mann Tomas in diesem Restaurant zu einer Zeit, in der er eigentlich immer zu Hause am Schreibtisch sitzt? Was hat er zu verbergen? Und wie verhält es sich mit dem Wahrheitsgehalt dieses ersten Teils des Romans, wenn der zweite Teil Xavier ohne weitere Erklärungen als den Sohn des Paares auftreten lässt?

Kitamura schafft Versuchsanordnungen. In angelsächsischen Literaturkreisen wird sie für ihre intellektuelle Intensität längst bewundert und stand mit ihrem Roman auf der Longlist des Booker Prize, des wichtigsten Literaturpreises Großbritanniens. Sie ist eine Autorin für Autoren und andere Künstler und gleichzeitig durch die Substanz dessen, was sie erzählt, eine Stimme für ein breites Publikum, für eine Gegenwart auf der Suche nach sich selbst.

In ihrem vorherigen Roman *Intimitäten* (2021) verhandelt sie Privates wie

Freundschaft und Liebe vor dem Hintergrund politischer Fragen nach Schuld und globaler Gerechtigkeit. Die Figuren sind sehr real gezeichnet, ein Anwalt, eine Kuratorin, ein zögerlicher Liebhaber, und scheinen doch in gewisser Weise wie Geister. So entsteht die Doppelbelichtung einer Welt im Umbruch – und eine Möglichkeit, zu verstehen, was dieser Umbruch mit den Menschen macht.

Kitamura erzählt in *Intimitäten* die Geschichte einer Dolmetscherin am Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag und verwebt dabei die unheimliche Aura des angeklagten Militärräkers mit dem Versuch dieser Frau, ihr Leben zu sortieren; verstehen wäre zu viel gesagt. Denn die Welt, wie sie Kitamura beschreibt, ist konkret und doch vage, sie ist ohne Transzendenz, und die Intimität, die die Menschen suchen, ist verführerisch und gefährlich und das Einzige, was ihnen bleibt. Figuren treten auf und treten ab, Psychologie ist ein Schattenriss, Gründe und Motive bleiben schwer greifbar.

Die Welt befindet sich in den Romanen Kitamuras im Zustand der Auflösung. Dieses analytische Interesse an unserer fragmentierten, transzendenzlosen Gegenwart teilt sie mit anderen Autorinnen wie Rachel Cusk oder Rachel Kushner, denen es auf je unterschiedliche Weise gelingt, Intellektualität und Sinnlichkeit zu verbinden. Die Romane all dieser Autorinnen haben vordergründig eine gewisse Kühle, man fühlt sich verloren und ausgesetzt, und es ist dieser Schwebezustand, der auch die Faszination von Kitamuras Werk ausmacht.

Es hat eine cineastische Dimension: Ihre Freiheit lässt sich mit Filmen von Ruben Östlund und seinen Beschreibungen spätbürgischer Zustände etwa in *The Square* vergleichen. In ihrem neuen Roman *Die Probe* erscheinen selbst Interieurs von Wohnungen oder Restaurants zufest rätselhaft. Sie experimentiert mit zwei grundverschiedenen Erzählersträngen, die sich zueinander verhalten wie Gegensätze – aber sind sie das? Kann etwas, fragt sich die Erzählerin, das geschehen ist, wieder zurückgenommen werden? Kann sich die Zeit vorwärts wie rückwärts ausbreiten? Kann eine Geschichte in zwei verschiedene Richtungen verlaufen? »Xavier hielt die Hand seines Vaters«, heißt es an einem entscheidenden Punkt des Romans, »und dann sahen beide in einer synchronen Bewegung auf und schauten quer durch das Wohnzimmer: ihre Gesichter wie Mündungen einer Doppelflinte. Eigentlich gab es keine Ähnlichkeiten, Xavier hatte fast nichts von Tomas, er war durch und durch mein Kind, äußerlich und auch sonst, doch als sie ihre Blicke auf mich hefteten, ähnelte sich ihre Mimik, es war wie eine Spiegelung, eine Doppelung, in der sich ihre jeweilige, mir seit langer Zeit vertraute Persönlichkeit auflöste.«

Diesen Effekt hat Kitamuras Prosa. Sie lässt die Wirklichkeit verschwimmen, die wir für gegeben halten.



Katie Kitamura:
Die Probe, Roman;
a. d. Engl. v.
Henning Ahrens;
Hanser, München
2025;
176 S., 23,- €

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN



Auch wenn es momentan gefährlich aussieht:
Die Demokratie kann sich wieder berappeln

»Notfalls muss es ohne die USA gehen«

Heinrich August Winkler hat seine Memoiren geschrieben. Was können wir vom Historiker des Westens für die Zukunft lernen? Ein Gespräch

DIE ZEIT: Herr Winkler, in Ihren Memoiren erlebt man nicht nur den Gelehrten, sondern den engagierten Intellektuellen. Keine große politische Debatte der vergangenen Jahrzehnte kam hierzulande ohne Sie aus. Warum so meinungsfreudig?

Heinrich August Winkler: Ich habe früh gemerkt, dass man öffentlich etwas bewirken kann. Das fing im Jahr 1971 an: Da veröffentlichte ich in der *Süddeutschen Zeitung* einen kritischen Artikel, der mit dafür sorgte, dass die Berliner SPD hochschulpolitische Irrwege, die sie nach 1968 eingeschlagen hatte, zu korrigieren begann.

Seither habe ich politisch oft Stellung bezogen, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Die Demokratie ist ja auf diesen freien öffentlichen Diskurs angewiesen.

ZEIT: Sie schreiben ohnehin gerne und viel für Zeitungen, seit Jahrzehnten auch für die ZEIT.

Winkler: Als Wissenschaftler fühle ich mich verpflichtet, meine Erkenntnisse so darzustellen, dass Nichtfachleute sie verstehen. Meine erste Rezension in der ZEIT erschien 1963, mit der Überschrift »Warum die Bauern Hitler wählten« ...

ZEIT: ... ein Text, den wir 62 Jahre später sofort wieder drucken könnten. Sie waren 24 Jahre alt.

Winkler: Noch in der Schule schrieb ich für die *Ulmer Nachrichten* und lernte dabei viel vom journalistischen Handwerk.

ZEIT: Schon als 13-Jähriger hörten Sie begeistert Bundesstagsdebatten im Radio.

Winkler: Das war 1952, es ging um die Frage der deutschen Wiederbewaffnung. Ich war so fasziniert von der parlamentarischen Demokratie, dass ich von nun an Zeitung las. Von 1954 bis 1956 leitete ich einen Schülerarbeitskreis in Ulm, da fuhren wir nach Bonn, wo wir mit dem Bundestagspräsidenten Hermann Ehlers und Wirtschaftsminister Ludwig Erhard diskutierten, dem Ulmer Wahlkreisabgeordneten. Es ging nach Straßburg und Paris, wo uns Robert Schuman empfing, einer der Pioniere der westeuropäischen Einigungsbewegung, nach Berlin zum Regierenden Bürgermeister Otto Suhr. Wir waren politisch hoch motiviert.

ZEIT: Gymnasiasten und Studenten waren vor 1933 meist reaktionär ...

Winkler: ... und prinzipiell gegen die Weimarer Republik eingestellt. Das war jetzt anders. Wir standen in einem Dauerdiskurs, entwickelten eigene Meinungen, ein demokratisches Bewusstsein.

ZEIT: Jene Adenauer-Jahre gelten oft als müffig und autoritär. Bei Ihnen klingt das positiver.

Winkler: Die Erfahrung der konservativen Demokratie in der Ära Adenauer hat dazu geführt, dass die Demokratie als solche zum ersten Mal vom deutschen Bürgertum akzeptiert worden ist. Vor

1933 wurde sie weithin als undeutsch abgelehnt, als Staatsform der Sieger im Ersten Weltkrieg denunziert. Die Weimarer Republik konnte daher keine Wurzeln schlagen.

ZEIT: Sie wurden 1938 in Königsberg geboren, Ihre Eltern haben Geschichte studiert, Ihr Vater starb früh, 1939. Ihre Familie gehörte zu diesem republikfeindlichen protestantischen Milieu.

Winkler: Meine Großmutter, meine Mutter und deren älteste Schwester hatten keinerlei Illusionen über den verbrecherischen Charakter des NS-Regimes. Dabei entstammten sie dem konservativ-

preußischen, deutschnationalen Bildungsbürgertum, das viel dazu beigetragen hatte, die Republik zu Fall zu bringen und Hitler zur Macht zu verhelfen. Dieses politische Versagen spielt aber zu Hause und an den Schulen keine Rolle. Das trat erst im Studium massiv in den Vordergrund.

ZEIT: In Ihrer Jugend waren Sie noch nicht in der SPD, sondern CDU-Mitglied.

Winkler: Ich bin mit 16 in die CDU eingetreten, 1961 nach dem Mauerbau trat ich aus, weil ich empört war über die Art, wie Adenauer gegen den Emigranten Willy Brandt Wahlkampf führte, der SPD-Spitzenkandidat war und vom Kanzler wegen seiner unehelichen Herkunft diffamiert wurde. Im Mai 1962 bin ich der SPD beigetreten.

ZEIT: Seit 63 Jahren Sozialdemokrat – und nie mal zwischendurch an Austritt gedacht?

Winkler: Nur einmal, nachdem sich 1995 Oskar Lafontaine auf dem Mannheimer Parteitag durch eine große Rede zum Vorsitzenden quasi emporgeputzt hatte. Aber dann dachte ich mir, dass die SPD gute Chancen hatte, auch einen Vorsitzenden Lafontaine zu überleben.

ZEIT: Kann sie heute überleben? Der Niedergang der ältesten deutschen Partei ist tragisch.

Winkler: Wenn es der SPD gelingt, den Sozialstaat durch energische Reformen zukunftsfähig zu machen, hat sie die Chance, wieder zur Volkspartei der linken Mitte zu werden, die sie nach dem Godesberger Reformparteitag 1959 geworden ist. Sie täte gut daran, mehr auf ihren Ex-Vorsitzenden Franz Müntefering zu hören. Die SPD muss ihre Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit modernisieren, also gegenwärtig machen.

ZEIT: Ihre historische Aufklärungsarbeit stand generationstypisch im Schatten von 1933. Auffällig ist dabei, wie wichtig für Sie vom Nationalsozialismus verfolgte Emigranten waren.

Winkler: Das fing mit meinem Tübinger Doktorvater Hans Rothfels an, bei dem schon mein Vater in Königsberg promoviert hatte: ein national-konservativer Historiker, im Ersten Weltkrieg

schwer verwundet, der als konvertierter Jude erst ins britische, dann ins amerikanische Exil fliehen musste, wo er das erste Buch über den deutschen Widerstand gegen Hitler schrieb. Später waren es die Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel und Richard Löwenthal, die an der FU Berlin lehrten und von denen ich immens viel lernte. Sie alle hatten die westliche Demokratie in Amerika oder Großbritannien aus nächster Nähe erlebt.

ZEIT: Bewegend ist die Szene, als Sie in New York 1975 bei einem Vortrag einen ehemals in Weimar prominenten SPD-Politiker erleben.

Winkler: Mein Thema hieß *Why did Weimar fail?*. In der Diskussion kam ein älterer Herr auf die beiden Reichstagwahlen 1924 zu sprechen. Mir kamen seine Argumente bekannt vor, weil ich in der Zeitschrift *Die Gesellschaft* von 1925 einen Aufsatz von Ernst Hamburger gelesen hatte, dem späteren stellvertretenden Vorsitzenden der SPD-Fraktion im Preußischen Landtag. Ich fragte also auf gut Glück: »Are you by chance Ernst Hamburger?« Er bejahte und lud meine Frau und mich in seine Wohnung am Riverside Drive ein. Dort erlebten wir eine der eindringlichsten Geschichts-

stunden, an die ich mich erinnern kann, mit seinen Schilderungen der Reichstagwahl vom März 1933 und der anschließenden Flucht aus Deutschland.

ZEIT: Amerika als Erfahrung, der Westen als Ziel: Das gehörte oft zur DNA eines bundesdeutschen Intellektuellen. Auffällig aber ist Ihre Leidenschaft für die ostmitteleuropäischen Dissidenten. Damit waren Sie recht allein in der alten Bundesrepublik.

Winkler: 1977 lernte ich in Washington einen polnischen Mittelalterhistoriker kennen: Bronisław Geremek. Er wurde später Chefberater von Lech Wałęsa, noch später polnischer Außenminister und Europa-Abgeordneter. Damals war er ein Ex-Kommunist, der längst mit der Partei gebrochen hatte und die pluralistische Demokratie wollte. Nach der Verhängung des Kriegsvertrags 1981 besuchten meine Frau und ich ihn mehrfach, er wurde zweimal inhaftiert. Wir führten nach seiner Freilassung intensive Gespräche – so trat ich in eine enge Verbindung mit der polnischen Opposition.

ZEIT: Sie nennen Geremek einen der mutigsten Menschen, die Sie je getroffen haben.

Winkler: Er besaß ein geradezu existenzielles Bewusstsein für die Notwendigkeit von Freiheit. Geremek war Rabbiner-Enkel, er wurde mit seiner Mutter aus dem Warschauer Ghetto gerettet und konnte bis zum Kriegsende versteckt werden. Später wurde er zum Gegner des Kommunismus. Es gehörte ein ungeheuer Mut dazu, das alles durchzufechten, während seines Gefängnisaufenthalts trat er in den Hungerstreik. Unsere politischen Gespräche führten wir übrigens nie in seiner Wohnung, die, wie sich später herausstellte, vierfach verwanzt war: vom zivilen und vom militärischen polnischen Geheimdienst, von der Stasi und vom KGB. Was mich bei meinem ersten Besuch in Polen 1979 frappierte: Hier gab es trotz aller Repressionen eine freiheitliche Zivilgesellschaft, wie nirgendwo sonst im sogenannten Ostblock.

ZEIT: Im Westen mokierte man sich oft über diese katholischen Arbeiter, die auch noch den polnischen Papst Johannes Paul II. verehrten.

Winkler: In der Tat. Ich hatte die ZEIT-Herausgeber Marion Gräfin Dönhoff, die sich sehr für Polen interessierte, in den 1980ern zu einem Treffen mit Geremek geraten. Sie fand ihn dann zwar sehr sympathisch, aber politisch naiv. Er glaubte doch tatsächlich, dass er noch einmal Polen als ein freies Land erleben werde.

ZEIT: Die Gräfin irrite, zum Glück. Wie der Westen sich zum Osten verhalten sollte, war hochumstritten – und ist es wieder, angesichts von Putins Aggression. Sie waren ein scharfer Kritiker einer auf Moskau fixierten Politik, die Ostmitteleuropa ignorierte. Sehen Sie Kontinuitäten?

Winkler: In der Fixierung auf Moskau wirkte häufig deutsches Großmachtdenken nach. Ich habe das schon in den 1980er-Jahren kritisiert, gegen die noch lange nicht aufgearbeitete sogenannte zweite Phase der sozialdemokratischen Ostpolitik, als die SPD unter dem Einfluss von Egon Bahr eine die Freiheit vernachlässigende, etatistisch ausgerichtete »Friedenspolitik« auf Kosten der Bürgerrechtsbewegungen betrieb. In der Politik gegenüber Putin konnte man davon vieles in den vergangenen Jahrzehnten wiederdecken. Lars Klingbeil hat die Fehler der sozialdemokratischen Ostpolitik in der Ära Putin eingeräumt und geht in seiner rückblickenden Kritik weiter als die Union. Diese hätte ebensfalls Anlass zur Selbstkritik.

ZEIT: Sie haben alle Bundeskanzler persönlich erlebt, selbst Adenauer sind Sie als Schüler noch begegnet. Hatten sich alle gegenüber Putin so verhalten wie Schröder und Merkel?

Winkler: Wohl kaum. Angela Merkel stand Putin von Anfang an sehr kritisch gegenüber als Gerhard Schröder. Schwer zu verstehen ist aber deswegen ihre Zustimmung 2015 zum Bau der Nord-Stream-2-Pipeline, also nach der Annexion der Krim durch Russland. Das geschah nicht nur wegen des Drucks des Koalitionspartners SPD, sondern auch unter dem Einfluss des Ostauschusses der Deutschen Wirtschaft. Weder Merkel noch ihr Nachfolger Olaf Scholz können ernsthaft geglaubt haben, dass es sich dabei um ein rein privatwirtschaftliches Projekt handelte. Genau das haben aber beide immer wieder öffentlich behauptet. Wir müssen jetzt jedenfalls alles tun, was möglich ist, um den Verteidigungskampf der Ukraine zu unterstützen und sie in die Lage zu versetzen, in einer Position der Stärke nachhaltige Friedensverhandlungen zu führen.

ZEIT: Sie sind mit Ihrer *Geschichte des Westens* dessen bekanntester Erforscher. Jetzt wird jener Westen in dessen Pionierland, den Vereinigten Staaten, autoritär unterminiert. Was raten Sie?

Winkler: Wenn in Washington das westliche Erbe verraten wird, werden die westlichen Verfassungsstaaten auf beiden Seiten des Atlantiks enger zusammenrücken müssen und die Zusammenarbeit mit den Demokratien im pazifischen und ostasiatischen Raum verstärken. Notfalls muss der »Rest-Westen« auch ohne die USA agieren können. Dass die Bäume des Trumpismus nicht in den Himmel wachsen, wird man nach dem absehbaren Scheitern seiner Wirtschaftspolitikhoffentlich bei den Zwischenwahlen 2026 sehen.

ZEIT: Was aber, wenn die autoritäre Idee die Probleme westlicher Gesellschaften besser zu lösen verspricht als die Demokratie?

Winkler: Wo immer rechtspopulistische Parteien die Politik bestimmen, gerät das normative Projekt des Westens in Gefahr, Menschenrechte, Gewaltenteilung, die Herrschaft des Rechts. Wir können das in Ungarn, in Polen in der Ära Kaczyński und momentan in Washington sehen. Aber ich glaube, dass die westliche Demokratie über einen entscheidenden Vorteil verfügt: die Fehlerfreiheitlichkeit in ihren Entscheidungen. Sie kann Irrwege und Fehler leichter und humander für alle korrigieren als autoritäre Herrschaft. Das vergessen diejenigen, die von der vermeintlichen Entscheidungs-freudigkeit scheinbar starker Führer fasziniert sind.

ZEIT: 2026 jährt sich die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zum 250. Mal. Wird es 2076, 300 Jahre danach, die westliche Demokratie noch geben?

Winkler: Der Historiker ist ein rückwärtsgewandter Prophet, um mit Friedrich Schlegel zu sprechen, ich kann ja nicht einmal vorhersagen, was im nächsten Jahr sein wird. Der französische Politikwissenschaftler Jacques Rupnik hat schon 2016 vom Ende des liberalen Zyklus gesprochen – heute herrscht überall Ernüchterung statt der Euphorie nach 1989. Daher brauchen wir angesichts der Doppelbedrohung von innen und außen dringend das Nachdenken über das, was falsch gemacht wurde von den engagierten Verteidigern des Westens. Für eine Trendwende bedarf es radikaler Selbstkritik der liberalen Kräfte: Was haben wir falsch gemacht, weshalb kam die Rechte so weit?

ZEIT: Wo haben wir fahrlässig Mehrheiten überfordert?

Winkler: Es gibt die fatale Neigung liberaler, progressiver Kräfte, nicht genügend demokratische Rückendeckung für die eigenen Projekte zu suchen, dazu eine elitäre Überheblichkeit im Denken, die den Eindruck von Arroganz einer abgehobenen Klasse hervorruft. Diese Mentalität hat wesentlich zum Aufstieg der Rechtspopulisten beigetragen. Aber die Geschichte des Westens bestand seit dem 18. Jahrhundert aus Kämpfen um die Aneignung und Verwerfung neuer Ideen. Es ist eine Geschichte von brutalen Verstößen gegen die politischen Konsequenzen der Aufklärung, aber auch eine von Selbstkritik und Selbstkorrektur, also von Lernprozessen.

ZEIT: Aber diesmal sieht die Lage der westlichen Demokratie doch wirklich düster aus.

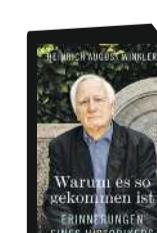
Winkler: Ich halte ein Mindestmaß von realistisch informiertem Optimismus geradezu für sittlich geboten, ganz im Sinne von Kant ...

ZEIT: ... dem großen Königsberger ...

Winkler: ... Fatalismus wäre fatal, denn das hieße, einer *self-fulfilling prophecy* zu verfallen, es also genauso kommen zu lassen, wie man es gerade nicht will. Die Zukunft ist offen – jedenfalls sehr viel offener, als uns die Kulturpessimisten einreden wollen.

Das Gespräch führte Alexander Cammann

Politischer Kopf



Der 86-jährige Historiker lehrte seit 1991 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Werke sind Klassiker, darunter *Der lange Weg nach Westen* (2 Bände) und *Geschichte des Westens* (4 Bände).

Heinrich August Winkler:
Warum es so gekommen ist.
Erinnerungen eines Historikers;
C. H. Beck, München 2025;
288 S., 30,- €

LITERATUR ZU WEIHNACHTEN



Die Schriftstellerin mit der jungen Mary Badham, der Hauptdarstellerin in der Verfilmung von »Wer die Nachtigall stört«

Foto: Alexandre Fuchs/Getty Images

Geröstete Felder

Harper Lee hat den populärsten Südstaatenroman überhaupt geschrieben.
Nun erscheinen bislang unbekannte Storys VON DAVID HUGENDICK

Harper Lee warf nichts weg. Manchmal ist das ja ein Glück. Vier der acht Storys in diesem Buch fand man, so heißt es in dessen glänzenden Nachwort, »zwischen Stapeln mit ihrer Korrespondenz und so ungefähr jeder Gehaltsabrechnung, Telefonrechnung und jedem eingelösten Scheck, den sie bekennen hat«. Da lagen sie über Jahrzehnte in ihrer New Yorker Wohnung: 433 East 82nd Street, die Adresse einer Pulitzerpreisträgerin, die Anschrift der Schriftstellerin, die den USA im Jahr 1960 ein Lieblingsbuch geschenkt hatte.

Noch heute ist Lees *Wer die Nachtigall stört* der wohl populärste Südstaatenroman, Alabama in den Dreißigern: Die Geschichte des unbedugsamen Anwalts Atticus Finch, der einen Schwarzen gegen eine Anklage wegen Vergewaltigung verteidigt, war eine Reflexion des moralischen Status ihres Landes, und wurde etwa 40 Millionen Mal verkauft.

Es blieb bis kurz vor ihrem Tod im Jahr 2016 Lees einziger veröffentlichter Roman. Zu Lebzeiten gehörte sie, wie der wütend vor der Welt verbunkerte J. D. Salinger, zu den Verstummten der amerikanischen Literatur, die sich Journalisten vom Leib hielten (Salinger tat dies bisweilen mit einer Schrotflinte). Dass, bevor sie starb, noch der Roman *Gebe bin, stelle einen Wächter* erschien, eine rohere, noch nicht so gerundete Version ihres Jahrhundertbuchs, war ein Literatur-Großereignis jüngerer Zeit, obwohl die Umstände der Veröffentlichung vielen Kritikern dubios vorkamen: Unklar ist bis heute, ob die damals bereits demente, zuvor immer um ihr Vermächtnis besorgte Schriftstellerin überhaupt einer Publikation zugestimmt hatte.

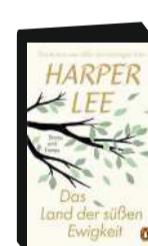
Es ist weiterhin eins der Rätsel der amerikanischen Literatur, wie viele unbekannte Texte die schweigsame Harper Lee noch geschrieben hat, wie viele noch in einem Bankschließfach liegen könnten oder in den Schubladen des Schreibtischs, an dem sie, meist mit Erdnussbuttersandwiches, gesessen hat. So gesehen ist der Band, er heißt *Das Land der süßen Ewigkeit*, eine Freude für Lee-Exegeten. Alle dieser fröhlichen Kurzgeschichten stammen aus der Zeit vor der *Nachtigall*, und in vielen findet man Annäherungen an ihren großen Roman. In der ersten, »Der Wassertank«, erkennt man bereits Lees Stimmungsmalerei des amerikanischen Südens – »die süße Ewigkeit« und die »vom Himmel gerösteten Felder« eines kleinen Orts, wo die Erzählerin, ein junges Mädchen namens Abbie, fürchtet, allein durch die Berührung eines nackten Jungen schwanger geworden zu sein, und in Gedanken ihre Scham wälzt und ihre Flucht aus diesem trüben Nest plant: die literarisiertere Version ihres Heimatorts Monroeville, Alabama. Hier heißtt er noch Maiben, in einer anderen Geschichte dann schon Maycomb, wie in der *Nachtigall*.

Es besitzt seinen Reiz, diese frühen Storys als Vorstudien ihres späteren Romans zu lesen und bereits etwas über die frömmelnde Verklemmtheit, die amerikanische Spielformoral, die strengen Backenbartmänner und die cliquenhaften Sozialdynamiken zu erfahren. Und über einigen der Geschichten liegt bisweilen auch schon dieser verhangene, schwüle Südstaatenzauber, für den Lee später so bewundert wurde, das Spiel zwischen der Weite der Landschaft und der Enge der Familienkonventionen inmitten von Vätern, Müttern, Tanten und Priestern, die den Mädchen alle irgendwie

ständig zuschauen. Lees Gespür für schnoddrige Andeutungen erkennt man bereits im Auftakt der überaus witzigen Story »Ein Zimmer voller Futter«: »Meine Freundin Sarah Mitchell hat es im Moment schwer mit sich selbst, was mich auch nicht wundert, nach dem, was sie getan hat.«

Allerdings findet man daneben einiges an ungelenkem Fleiß, an erzählerischer Bravheit und Laune in diesen Geschichten. Jede der Storys wurde damals von verschiedenen Zeitschriften abgelehnt. Man kann es nachvollziehen. Harper Lee dokumentierte offenbar jede Absage, sogar das hob sie auf. Der Band, auch wenn er nun in der Literaturhistorie eine Lücke füllen mag, dürfte außerhalb dieses Interesses leider kaum von einem sein. Es ist ein Sammlerstück für Freunde des Vervollständigens. Ähnliches gilt für die meisten von Lees Essays und Kurzgeschichten, die den Geschichten nachgestellt sind: ein Porträt über Gregory Peck, ein Kochrezept, eine Würdigung ihres Sandkastenfreundes Truman Capote, der, so ging das Gerücht, das er angeblich gern auch selbst verbreitete, an der Vollendung von Lees Erfolgsroman mehr als beteiligt gewesen sein soll.

In einer Weihnachtsanekdoten erzählt Lee noch, wie ihr zwei Freunde einen Umschlag schenken, in dem so viel Geld ist, dass sie ein Jahr lang in Ruhe schreiben kann. Und Lee ahnt schon, hier liegt die Ironie, dass sich die Investition womöglich nicht dauerhaft lohnen wird. Am Ende blickt sie ins verschneite New York: »Die Brownstone-Häuser wurden immer weißer. In den Lichtern der fernen Wolkenkratzer schimmerten die gelben Zeichen für in Einsamkeit endende Straßen.« Es ist die schönste, traurigste Geschichte dieses Buchs.



Harper Lee:
*Das Land der süßen
Ewigkeit.*
Storys und Essays;
a. d. Engl. v.
Nicole Seifert;
Penguin,
München 2025;
208 S., 25,- €

Immer schön
verzerren

Annekathrin Kohout erklärt,
warum in den sozialen Medien alle ständig
überreagieren VON TITUS BLOME

Zuerst eine Frage: Lesen Sie diesen Artikel gedruckt oder online? Abhängig davon eröffnen sich Ihnen sehr unterschiedliche Möglichkeiten der Reaktion. Befinden Sie sich auf zeit.de, dann können Sie runterscrollen und mich unten in der Kommentarspalte einen untalentierten Schmierfinken nennen. Lesen Sie die gedruckte Zeitung, dann müssen Sie einen Leserbrief verfassen, per Mail oder postalisch. So wie früher eben.

Vertraut man *Hyperaktiv*, dem neuen Buch der Kulturschaffterin Annekathrin Kohout, werden am Ende entschieden mehr Online-Kommentare unter diesem Text stehen als Briefe eintrudeln. Im Gegensatz zur Printkultur lädt das Internet regelrecht ein zum öffentlichen Reagieren, ja Überreagieren: Die Kommentarspalte weiter unten fragt »Was denken Sie gerade?«, die Like-, Antwort- oder Retweet-Buttons in den sozialen Medien wollen genutzt werden.

Soziale Medien fordern bereits in ihrer Infrastruktur Reaktionen ein und belohnen reaktionsfördernde Inhalte algorithmisch mit Reichweite. Sie fördern damit eine Kultur, in der eine Reaktion zur sozialen Norm wird, da eine Nichtreaktion zum Statement gerät und wir zudem von Click- oder Ragebait-Inhalten überflutet werden, also Inhalten, die uns wütend machen sollen, damit wir prompt reagieren. Reaktion verflacht die Kommunikation und übertrumpft Inhalte. Das ist gut bekannt, wir erleben es ständig im Alltag und spüren es in vor Überreizung müden Gehirnen. Kohout leitet aus dieser neuen Reaktionskultur jedoch einen neuartigen Weltbezug ab, der sich zunächst online etabliert und dann auch ins Analoge durchschlägt, die Hyperinterpretation.

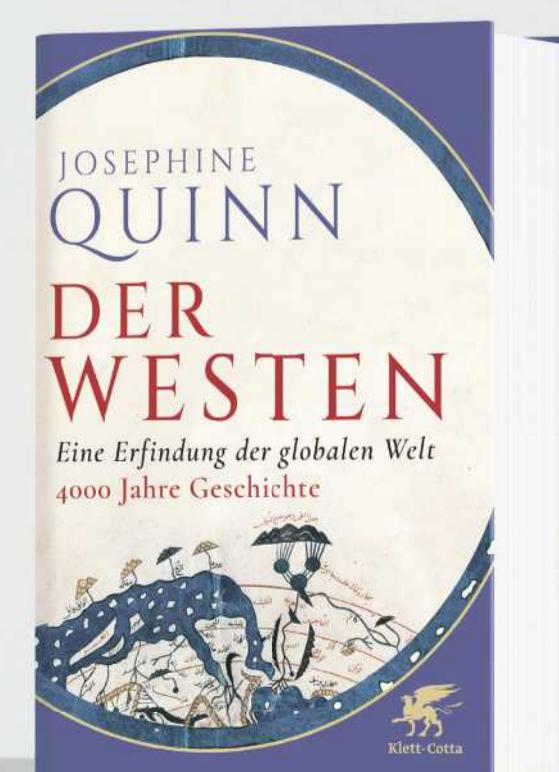
Hyperinterpretation ist der in den Worten Kohouts »forensische« Blick, mit dem wir alledem begegnen: Was will uns dieses Bild tatsächlich sagen? War diese Politikerin ein verstecktes Signal? Steckt in diesem Tweet eine geheime Botschaft? Hyperinterpretation reicht von gesunder Skepsis bis zu paranoiden Kämpfen um Deutungsmacht im digitalen Raum, die sich zwar als investigative Methode tarnen, regelmäßig jedoch normalen Beiträgen weitgehend willkürliche Bedeutungen aufdrängen. Der Autor ist zwar nicht tot, wird aber in jeder Kommentarspalte mit Überreibungen und Verzerrungen seiner Botschaft aufs Neue geteert und gefedert. »Hyperinterpretation arbeitet nicht mit Inhalten, sondern gegen sie«, schreibt Kohout. Damit nähert sich die Autorin einem Problem, das seit dem Tech-Optimismus der Zehnerjahre viele umtreibt: Warum haben wir so viel Diskurs wie noch nie, sind aber unfähiger denn je, stabile Bedeutung herzustellen? Es liegt an der zerätzenden Hermeneutik des Verdachts, die sich aus den Architekturen unserer Plattformen ableitet.

Aber *Hyperaktiv* ist ein schmales Buch, gelegentlich wünscht man sich mehr Details. So bleibt ja ein gewisses Suchen nach versteckten Ebenen in Inhalten absolut notwendig für Online-Kommunikation: Memes zum Beispiel sind wenig mehr als Insider-Witze, Codes, die decodiert werden sollen. Kohout geht darauf zwar ein, aber zu wenig, um die Grenze zwischen effektiver Forensik und Paranoia, zwischen Interpretation und Verzerrung klar zu ziehen – falls das überhaupt möglich ist.

Doch die präzise Analyse der kommunikativen Infrastruktur unterscheidet *Hyperaktiv* von vielen anderen Büchern, die ähnliche Beobachtungen zur Reaktionskultur von heute gerne mit diffusen Cancel-Culture-Horden (ver)klären. Was Kohout ihnen voraushat: Sie nutzt selbst die Plattformen, über die sie schreibt – und kommt daher ohne den gängigen Kulturpessimismus aus, mit dem sie allerdings noch mehr Reaktionen provoziert hätte. Ausreichend Leserbriefe und Online-Kommentare darf man diesem Buch dennoch wünschen.

Annekathrin Kohout:
Hyperaktiv.
Wie in sozialen Medien
um Deutungsmacht gekämpft wird;
Wagenbach, Berlin 2025;
192 S., 18,- €

»Josephine Quinns Sachbuch
gehört zu den Höhepunkten dieses
Herbstes, weil es so kurzweilig und
facettenreich durch 4000 Jahre
Geschichte des Mittelmeerraums
und seiner Anrainerkontinente
führt.«
Marc Reichwein, *Die Welt am Sonntag*



Josephine Quinn
Der Westen
Eine Erfindung der globalen Welt.
4000 Jahre Geschichte
688 Seiten, gebunden mit SU,
€ 38,- (D),
ISBN 978-3-608-96470-7



LITERATUR ZU WEIHNACHTEN

Neue Lektion in Mitgefühl

In John Irvings Riesenroman »Königin Esther« sind die Figuren schlauer als ihr Schöpfer VON DANIEL HAAS



John Irving erzählt auch von Wien, wo sich ja das Karussell des 20. Jahrhunderts besonders wild gedreht hat

Foto (Auschnitt): Anton Verwey/ab/Kerting/Corbis/Archives

Ringer, Waisen, Lehmütter, lesbische Aktivistinnen, Nazi-bräute und co-abhängige Schäferhunde: Wir sind wieder in Irving County, dem Land, in dem die Exzentrik blüht und eine Rhetorik gedeiht, die man mit Dickens, Balzac und Thomas Mann, spätestens aber mit Günter Grass, einem Vorbild und Freund Irvings, abgewickelt glaubte. Doch er ist mit 83 Jahren immer noch der verbale Kraftmeier, als den seine Fans seit dem Welterfolg *Garp und wie er die Welt sah* (1978) lieben gelernt haben. Und so ist auch *Königin Esther* ein literarisches All-you-can-eat-Buffet, mit weit ausladenden Szenarien und einem Figurenpersonal, für das man sich eines jener Register wünschte, wie es *Anna Karenina* und *Krieg und Frieden* vorangestellt wird.

Auch die Erotomanie ist geblieben, namentlich die Fixierung auf Brüste. Brüste sind das Universalornament von Irvings Erzählkunst; allein in diesem Roman gibt es mexikanische,

deutsche, französische und US-amerikanische, heterosexuelle und lesbische und, insofern ein Dekolleté religiös geprägt sein kann, ja, auch jüdische. Wer jetzt »Altersfüsternheit« ruft, hat recht und auch wieder nicht, weil diese Fixierung rührend ist, ein literarisches Spannertum im Zeichen der Moral. Seht, wie schön und wild unser Körper ist und wie verkommen die Gesellschaft, die ihn zurichten und sein Begehrhen einhegen will! Das ist eine der zentralen Ideen von Irving und deshalb könnte dieser Autor eine pornografische Orgie beschreiben, und es läse sich wie eine Picknickszene von Dickens.

Charles Dickens ist die dramaturgische Leitspur von Irvings sechzehntem Roman. James Winslow, die Hauptfigur, ist wie in vielen Irving-Werken sowohl Ringer als auch Autor und Dickens-Leser, und der Roman rollt seine Familiens-, College- und Beziehungsgeschichte so ausführlich aus, dass die Figurenjongleure Tolstoi und Dostojewski ächzen würden: »Kollege, wir verlieren den Überblick!«

Der Einfachheit halber nur so viel: Esther, eine jüdische, von Ostküstenbildungsbürgern

aufgezogene Waise, bringt 1941 als Leihmutter den zukünftigen Dichter zur Welt und wird über die Zeit zur zionistischen Kämpferin. Ihr Lebensweg führt sie von Wien über Amsterdam nach Jerusalem. James studiert in Wien und in US-Amerika, er sehnt sich nach seiner Mutter und träumt von literarischem Ruhm, und natürlich steht seine *education sentimentale* im Zeichen des Busens. Der Erholungsschlaf im Ausschnitt einer Antisemitismus-verdächtigen Irmgard zum Beispiel ist über alle Zweifel erhaben, wenn man ihren Sohn Siegfried später vom Gesinnungsazi zum Philosemiten erzieht.

Die jüdische Leidensgeschichte und ihr Fluchtpunkt in der Moderne, die Gründung des Staates Israel, ist bei allen Erzählpriolen das politische Zentrum dieses Romans. Womöglich ist dies die letzte ideologische Schlacht, die Irving austragen will, nachdem er sich in seinem großen Romanen die Unrechts- und Gewaltverhältnisse vorgeknöpft hat, die sich aus Sexismus, Rassismus und Homophobie ergeben. Esther, die später Mossad-Agentin wird und bei einem Attentat einen Arm verliert, erscheint im letzten Kapitel als Rache-Engel,

der nicht nur Dichter zur Welt, sondern auch eine historische Wahrheit ans Licht bringen kann: Das Land Israel ist die Heimat der Juden, und sie haben jedes Recht, es zu verteidigen.

Das Buch kommt also zur rechten Zeit, und deshalb sieht man ihm das Erzählonkelhafte nach, die Kalendersprüche (»Ein angehender Schriftsteller ist ein im Werden begriffenen Roman«) und jene propädeutischen Einträge zu Arthur Schnitzler, Freud und Jane Eyre, die stilistisch oft nur einen erweiterten Infinitiv entfernen sind vom Wikipedia-Eintrag. Thomas, der Vater von James und selbst glühender Dickens-Verehrer, muss sich einmal von seiner Frau sagen lassen, er »belehre alle zu Tode«. Das könnte als selbstreferenzielle Ironie durchgehen, wenn Irving auf dem Wissensniveau seiner Heldinnen schreiben und weniger plaudern und mehr verdichten würde. Aber wie bei vielen Autoren sind auch hier die Romanfiguren oft schlauer als ihr Schöpfer.

Mit weltweit mehr als 12 Millionen verkauften Büchern gehört Irving in die Liga jener Weltautoren, deren Rang sich weniger an ästhetischen Innovationen bemisst als am Einfluss, den sie aufs kollektive Bewusstsein von Leserinnen und Lesern haben.

Die Horrorclowns von Stephen King, die Zauberlehrlinge von J. K. Rowling, die verschwörungstheoretischen Detektive von Dan Brown: Sie ragen als Giganten in jeder Lesebiografie auf, und selbst jene, die auf Don DeLillo, Zadie Smith und Herta Müller schwören, werden in osmotischer Weise von ihren Geschichten geprägt. Garp ist so eine Figur, ihr Charakter hat sich weitervererbt, und nicht nur die Genealogie von Irvings Romanen ist durchdrungen von ihrer Schrulligkeit. Wer in den vergangenen vierzig Jahren las, las im Dunstkreis dieser literarischen Exzentrik, und weil sie geprägt ist von Toleranz, Chuzpe und Mitgefühl, war das eine gute Erfahrung.



John Irving:
Königin Esther.
Roman;
a. d. Engl. v. Eva Regul u.
Peter Torberg;
Diogenes, Zürich 2025;
560 S., 32,- €

Gewaltige Bilder

Von Lili Körber erscheint postum ein autobiografisch inspirierter Roman über die Emigration in die USA VON ANN-KRISTIN TLUSTY

Einem Roman, der erst Jahrzehnte nach seiner Entstehung publiziert wird, hafet etwas Magisches an. Sebastian Haffners *Abschied*, 1932 verfasst, war so eine spektakuläre Entdeckung dieses Sommers. Wochenlang stand die Erzählung einer Romanze im Vorkriegsparis auf der Bestsellerliste. Nun ist ein weiterer bislang unveröffentlichter Roman erschienen, dessen Titel nur zufällig dem von Haffners Erzählung ähnelt und dessen Handlung ein Jahrzehnt später einsetzt: *Abschied von gestern* erzählt von der Ankunft des Ehepaars Genia und Robert Schicht im New York der frühen 1940er-Jahre, nachdem es vor den Nazis aus Wien geflohen ist.

Die Autorin dieses Romans ist heute weitestgehend vergessen: Lili Körber, 1897 in Moskau geboren, veröffentlichte nur wenige Werke. Nach ihrem Studium in Frankfurt am Main, wo sie Kontakt zu Theodor W. Adorno pflegte, war sie in Wien nicht nur als Schriftstellerin, sondern auch als Journalistin tätig, unter anderem schrieb sie für die sozialistische *Arbeiter-Zeitung*.

Abschied von gestern, im englischen Original *Farewell to Yesterday*, verfasste Körber, nachdem sie selbst 1941 mit ihrem Ehemann über Frankreich nach New York emigriert war. Wie Körber stammt auch ihre Protagonistin Genia aus einer bürgerlichen Familie. Anstatt als Pianistin arbeitet sie nun als Hauswirtschafterin wohlhabender Familien: »Sie konnte es kaum glauben, dass es eine Zeit gegeben hatte, in der sie selbst helle, luftige Räume bewohnt hatte, nach ihrem Geschmack eingerichtet, dass sie Dinge nicht kaufte, weil sie billig waren.

Die Schicksale kommen zunächst in einem ärmlichen *rooming house* unter. Hier leben Menschen aus Deutschland, Österreich und Tschechien, die ebenfalls vor den Nazis geflohen sind. Sie haben Verwandte und Freunde zurückgelassen, sie verfolgen die Frontmeldungen und diskutieren die Frage, ob Hitler je besiegtbar ist.

Während sich die Jungen enthusiastisch in die Versprechen des American Dream stürzen, ringen die Älteren damit, sich an die habituelle Leichtigkeit der USA zu gewöhnen.

Man kann *Abschied von gestern* als die New-York-Version von Anna Seghers' Roman *Transit* begreifen: Statt in Marseille, dem unruhigen Wartesaal Europas, finden sich die europäischen Geflüchteten hier im Wohlstandsalter der USA wieder, wo die Fettstreifen an der Fleischtheke gedankenlos weggeschmissen werden. »Genia schaute in die geschminkten Gesichter, gerahmt von glänzenden Locken«, schreibt Körber, »nicht einer hier schien bewusst zu sein, dass es auf der anderen Seite des Ozeans Kinder gab, hohlläufig vor Hunger.«

Doch bei aller Ähnlichkeit im Biografischen (und auch in der politischen Gesinnung) Lili Körber ist keine Anna Seghers. Die Dialoge sind zu betulich, die Szenen oft zu auserzählt. »Show, don't tell«, seit den Zwanzigerjahren die Nummer-eins-Regel des amerikanischen Creative Writing, beherzigt Körber wenig. Dabei ist sie sprachlicher Bilder durchaus mächtig: Die Deutschen dringen in Russland »wie ein Messer in die Butter« ein, Finger stürmen über Klaviertasten wie »die polnischen Rebellen gegen die Horden des Zaren«. Gerade um diese Stärken herauszuarbeiten, hätte dem Roman ein Lektorat gutgetan – auch darin liegt die Tragik postum veröffentlichter Manuskripte.

Abschied von gestern endet hoffnungsvoll. Die Schicksale ziehen aus dem *rooming house* aus, Robert eröffnet eine Arztpraxis, der Amerikanische Traum scheint sich einzulösen. Im echten Leben ging er für Körber nicht in Erfüllung: An ihren schriftstellerischen Erfolg konnte sie nicht mehr anknüpfen und arbeitete stattdessen als Krankenschwester. Einsamkeit und das Gefühl des Vergessenwerdens machten ihr zu schaffen. 1982 verstarb sie in New York.

Lili Körber:
Abschied von gestern.
Roman; hrsg. v. Peter Graf,
a. d. Engl. v. Beate Swoboda;
Verlag Das kulturelle Gedächtnis,
Berlin 2025; 320 S., 26,- €

ANZEIGE

HelloBetter

Leidest du unter chronischen Schmerzen?

Mit deinem Online-Therapieprogramm

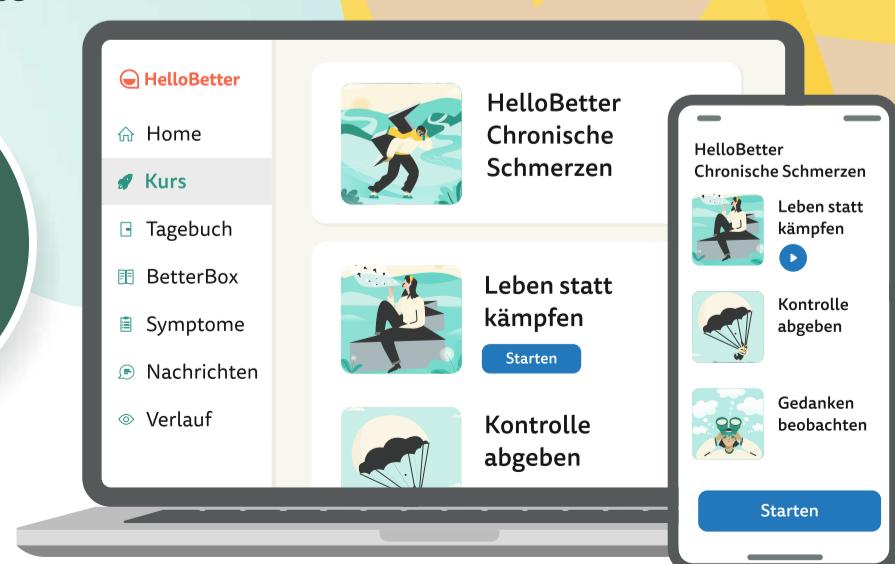
HelloBetter Chronische Schmerzen erhältst du
psychologische Unterstützung für weniger
Schmerzbeeinträchtigung und mehr Lebensqualität –
kostenfrei und ohne Wartezeit.

- ✓ 100% von deiner Krankenkasse bezahlt
- ✓ Von ausgebildeten Psycholog:innen begleitet
- ✓ Zugelassen durch das Bundesinstitut für
Arzneimittel und Medizinprodukte

Bereits von
über 20.000
Ärz:innen
verschrieben



Scannen
und mehr erfahren
HelloBetter.de



LITERATUR ZU WEIHNACHTEN

Welche Bücher wir zum Fest empfehlen



Leicht zu lesen



Für Fortgeschrittene



Für politisch Interessierte



Zum Hinschauen



Auch für junge Leser



Wiederentdeckt

Alexander Cammann	Martin Mosebach: <i>Die Richtige</i> dtv, 26,- € Künstler und Model, Betrug und Böses, Moral und Werk – ein subtiler Thriller!	Ulrich Raulff: <i>Wie es euch gefällt</i> C. H. Beck, 36,- € Wer das Schöne sucht, lese dieses Buch: die allererste Geschichte des Geschmacks	Götz Aly: <i>Wie konnte das geschehen?</i> S. Fischer, 34,- € Dieser Wälzer gehört in jedes deutsche Buchregal: Aly erklärt 1933 ff. anders	José Manuel Matilla / Anna Reuter: <i>Goya. The Complete Prints</i> Taschen, 100,- € Der Spanier hält uns den Spiegel vor: irdische Höllen, zauberhaft entsetzlich	Erika Thomalla: Gegenwart machen. <i>Eine Oral History des Popjournalismus</i> Schöffling, 36,- € Auf die Schultern dieser Riesen oder sie wegballern? Schafft ihr eh beides nicht	Hans Pleschinski (Hrsg.): <i>Das kurze und verschwenderische Glück der Königin Marie Antoinette</i> C. H. Beck, 26,- € Mit Madame Campan 1789 neu sehen
Berit Dießelkämper	Anne Freytag: <i>Blaues Wunder</i> Kampa, 24,- € Finster: zwei konkurrierende Paare im Urlaub auf der Jacht des Chefs	Joy Williams: <i>Stories 2</i> dtv, 26,- € Joy Williams! Noch mehr Kurzgeschichten! Das sollte reichen	Suzumi Suzuki: <i>Die Gabe</i> S. Fischer, 22,- € Geschichte einer schwierigen Beziehung zwischen einer Mutter und einer Tochter	Cecilie Lind: <i>Mädchen-tier</i> März, 24,- € Herrlich unerhörte Erzählung über ein kleines Biest, das nach Männern giert	Tyler Wetherall: <i>Amphibium</i> dtv, 22,- € Wie man als Jugendliche die verrückte Mutter beschützt	Alissa Nutting: <i>Tampa</i> Hoffmann und Campe, 19,99 € Eine 26-jährige Lehrerin will ihre Schüler verführen
Laura Hertreiter	Yomi Adegoke: <i>Die Liste</i> Penguin, 16,- € Vorwürfe im Netz bedrohen eine Hochzeit. Thema kompliziert, Story lässig	Nelio Biedermann: <i>Lázár</i> Rowohlt, 24,- € Grandios ins Heute erzählte Geschichte einer ungarischen Adelsfamilie	Nadia Pantel: <i>Das Camembert-Diagramm</i> Rowohlt, 24,- € Französische Verhältnisse verstehen anhand der Küche. À votre santé!	Jakob Martin Strid: <i>Der fantastische Bus</i> Kunstmann, 68,- € Ein Bus voll Tiere sucht nach Heilung, da geht der Punkt ab im Großformat	Verena Kefler: <i>Gym</i> Hanser Berlin, 23,- € Heuert eine Highperformerin im Fitnessstudio an: lustigster Horrrortrip	Sebastian Haffner: <i>Abschied</i> Hanser, 24,- € 1932 verfasst, 2025 erschienen: eine Liebesgeschichte zwischen zwei Kriegern
Jolinde Hüchtker	Jonas Hassen Khemiri: <i>Die Schwestern</i> Rowohlt, 26,- € 736 Seiten und trotzdem das Gefühl: Diese Geschichte soll nie enden, bitte	Tine Höeg: <i>Hunger</i> Droschl, 26,- € Unbedingt will sie ein Kind. Ist das ein Langgedicht? Oder ein Tagebucheintrag?	Manon Garcia: <i>Mit Männern leben</i> Suhrkamp, 20,- € Wie viel hat der Pelicor-Prozess mit den Männern unseres Lebens zu tun?	László Krasznahorkai: <i>Im Wahn der Anderen</i> S. Fischer, 38,- € Schräg, bedrückend, wunderschön. Mit Zeichnungen von Max Neumann	Marvel Comic Library: <i>Hulk. 1962-1966</i> Taschen, 175,- € Grün vor Wut zu sein, war lange nicht mehr so schön wie in diesem Band	Ozan Zakarya Keskinkılıç: <i>Hundeshohn</i> Suhrkamp, 24,- € Eine Suche nach Gott und (Achtung, nicht für zu junge Leser) sehr viel Sex
David Hugendick	Leif Randt: <i>Let's Talk About Feelings</i> Kiepenheuer & Witsch, 24,- € Mit Mitte vierzig entdeckt man die unbedingte Schönheit normaler Gefühle	Dorothee Elmiger: <i>Die Holländerinnen</i> Hanser, 23,- € Ein kunstvolles Dicksicht über das Verschwinden und das Erzählen selbst	Verena Kefler: <i>Gym</i> Hanser Berlin, 23,- € Selbstoptimierung, bis nur noch Leere übrig bleibt. Hier allerdings in lustig	Manfred Pfister: <i>Englische Renaissance</i> Galiani, 98,- € Ein Buch, so reich und wild und schön wie die Epoche, die es feiert	Christian Kracht: <i>Air</i> Kiepenheuer & Witsch, 25,- € Hier öffnet sich plötzlich die seltsamste Paralleldimension dieses Jahres	Kobo Abe: <i>Die Frau in den Dünen</i> Unionsverlag, 15,- € Ein Mann verschwindet in einer Sandkuhle. Und will dort gar nicht mehr weg
Ijoma Mangold	Anna Katharina Fröhlich: <i>Roberto und ich</i> Friedenauer Presse, 22,- € Nur eine wahre Liebesgeschichte kann so unkonventionell (und geistreich) sein	Katerina Poladjan: <i>Goldstrand</i> S. Fischer, 22,- € Hier mit dem Büchnerpreis für diese Meisterin der delikaten Form	Joseph Vogl: <i>Meteor</i> C. H. Beck, 20,- € Anspruchsvolle Literatur kann überraschend leichtfüßig sein	Eva Illouz: <i>Der 8. Oktober</i> Suhrkamp, 12,- € Eine Streitschrift über die Frage, warum die Linke die Juden im Stich ließ	Nadia Küchenmeister: <i>Der Große Wagen</i> Schöffling, 22,- € Ein Langgedicht zwischen Berlin, Köln, Lissabon, eine Feier der Gleichzeitigkeit	Thomas Steinfeld: <i>Goethe</i> Rowohlt Berlin, 38,- € Dieses Buch über den deutschen Klassiker sollte selber ein solcher werden
Peter Neumann	Oksana Maksymchuk: <i>Tagbuch einer Invasion</i> Hanser, 24,- € Ein poetisches Tagebuch, eine Reise in den Alltag des Krieges	Patti Smith: <i>Bread of Angels</i> Kiepenheuer & Witsch, 26,- € Ein weiteres Memoir von Smith? Ja, aber was für eines. Und was für ein Leben	Jake Tapper, Alex Thompson: <i>Hybris</i> dtv, 20,- € Eine echte Enthüllung: Wie Joe Biden Donald Trumps zweiten Sieg ermöglichte	Deutsche Kinemathek (Hrsg.): <i>Der deutsche Film</i> Hartje Cantz, 98,- € Die Geschichte des deutschen Films seit 1895, so umfassend wie nie	Dieter Thomä: <i>Post-. Nachruf auf eine Vorsilbe</i> Suhrkamp, 28,- € Warum wir verlernt haben, die Gegenwart als Abenteuer zu begreifen	Ahmet Altan: <i>Ich werde die Welt nie wiedersehen</i> S. Fischer, 12,- € Texte aus dem türkischen Gefängnis, ein Denkmal für alle politisch Inhaftierten
Dirk Peitz	Tilmann Lahme: <i>Thomas Mann</i> dtv, 28,- € Doch, dieses Schriftstellerleben lässt sich noch völlig neu erschließen	Rachel Kushner: <i>See der Schöpfung</i> Rowohlt, 26,- € Ein irres Gipfeltreffen zwischen EU-Anarchismus und US-Thriller	Hubert Winkels: <i>Die Hände zum Himmel</i> Kiepenheuer & Witsch, 40,- € Die Summe eines deutschen Zeitalters und eines nachdenklichen Leselebens	Gunilla Eschenbach u. a.: <i>Rilke zeichnet</i> Die Andere Bibliothek, 68,- € Rilke konnte natürlich besser dichten als zeichnen – trotzdem eine Entdeckung	Katerina Poladjan: <i>Goldstrand</i> S. Fischer, 22,- € Familienlegenden von der großen Verlorenheit im vorigen Jahrhundert	Joan Didion: <i>Das Jahr magischen Denkens</i> Ullstein TB, 14,99 € Angesichts der »Notizen für John«: Jetzt noch einmal zurück zum Anfang
Iris Radisch	Samantha Harvey: <i>Umlaufbahnen</i> dtv, 22,- € In jeder Hinsicht umwerfend: ein Rückblick auf die Erde aus dem Kosmos	Katerina Poladjan: <i>Goldstrand</i> S. Fischer, 22,- € Das 20. Jahrhundert Europas in knapper und doch anrührender Prosa. Groß	Katja Gloger / Georg Mascolo: <i>Das Versagen</i> Ullstein, 26,99 € Wie die Deutschen jahrzehntelang auf die Russen hereinfielen. Erhellend	Manfred Pfister: <i>Englische Renaissance</i> Galiani, 98,- € Ein Prachtband zu Shakespeare und Co.: wie die Engländer die Welt eroberen	Stig Dagerman: <i>Trost</i> S. Fischer, 12,- € Ein kleiner Essay über das, worauf es im Leben ankommt. Besinnlich	Virginia Woolf: <i>Zum Leuchtturm</i> Anaconda, 7,95 € Eine Familie vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Großes, raffiniertes Panorama
Adam Soboczyński	Wolf Haas: <i>Wackelkontakt</i> Hanser, 25,- € Grandiose, komplett unmögliche Maßgeschichte. Das pure Leseglück	Hans Joas: <i>Universalismus</i> Suhrkamp, 48,- € Wer politische Weltherrschaft will, trifft auf die universelle Geltung der Würde	Yfaat Weiss: <i>Verfehlte Mission</i> Suhrkamp, 34,- € Jerusalem: 1948 faktisch geteilt, eine heikle Exklave und die Rolle der UN	Fabian Ritter: <i>Wir Wale</i> Penguin, 29,- € Hier kann man sich bei den riesigen Respektskreaturen mal Kultur abschauen	Mary Shelley / MinaLima: <i>Frankenstein</i> Coppenrath, 38,- € Das ist kein Buch – das ist ein Abenteuer aus Farben, Bildern und Schätzen	Sigmund Freud: <i>Das Unbehagen in der Kultur</i> Reclam, 6,- € Fast alles zu der Frage, ob menschliches Glück im Schöpfungsplan steht
Elisabeth von Thadden	Jonas Hassan Khemiri: <i>Die Schwestern</i> Rowohlt, 26,- € Unmöglich, dieses Buch nicht zu lesen: drei Schwestern, ein Mann und die Welt	Annett Gröschner: <i>Schwebende Lasten</i> C. H. Beck, 26,- € Ein Jahrhundert, aus dem Baukran betrachtet. Mein Roman des Jahres	Arundhati Roy: <i>Meine Zuflucht, mein Sturm</i> S. Fischer, 26,- € Die Göttin der kleinen Dinge schreibt über eine große Frau: ihre Mutter	Heike Faller / Valerio Vitali: <i>Wir alle. Eine Reise zurück ...</i> Coppenrath, 26,- € Eine zarte, poetische Erinnerung daran, dass wir alle die gleiche Geschichte teilen	Vicki Baum: <i>Ausgewählte Werke in sechs Bänden</i> Wallstein, 128,- € Sie hat so viel mehr als »Menschen im Hotel« geschrieben. Weltenkluge Werke	ANZEIGE
Volker Weidermann	Tahsim Dursun: <i>»Mama, bitte lern Deutsch«</i> Knaur, 18,- € Eine Reise durch das geheime Deutschland. Patriotisch und lustig					

Illustrationen: Studio Pong für DIE ZEIT

ANZEIGE

ZEIT leo
Weltretter-Mission

Die spannende Mitmach-Aktion für Kinder von 6 bis 13 Jahren!

Die ZEIT LEO Weltretter-Mission ermutigt Kinder dazu, sich mit ihrer Umgebung auseinanderzusetzen, Herausforderungen zu erkennen und dafür eigene Lösungen zu entwickeln. Mithilfe eines interaktiven Wimmelbilds und mit der Unterstützung von Eric Mayer, Fernsehjournalist und bekannter KiKA-Moderator, werden die Kinder motiviert, unsere Welt mit guten Taten ein Stückchen besser zu machen.

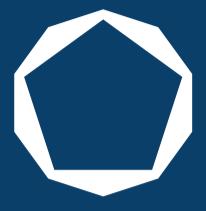
Die besten Projekte und Ideen werden am Ende mit tollen Preisen ausgezeichnet!

Wie es geht, steht hier:
www.weltretter-mission.de

Theresa Silbereisen
Marketingleiterin der LEGO GmbH

LEGO

»Kinder sind unsere Gestalterinnen und Gestalter von morgen. Mit ihrer Neugier und Fantasie entfalten sie eine grenzenlose Kreativität. Gemeinsam mit der ZEIT LEO Weltretter-Mission und unserer LEGO® Initiative »Build the Change« ermutigen wir Kinder, bedeutende Lösungen für die drängenden Fragen unserer Zeit zu gestalten, und möchten ihnen für ihre Stimme eine Bühne bieten. Ob Klimaschutz oder Artenvielfalt: Wir glauben fest daran, dass ihre Ideen, so bunt und vielfältig wie LEGO Steine, das Potenzial haben, unsere Welt positiv zu verändern. Als Jury-Mitglied freue ich mich sehr darauf, von den inspirierenden Ideen überrascht zu werden!«



Flossbach von Storch

VERMÖGENSVERWALTER

Werden Sie jetzt aktiv.

Damit Ihr Vermögen es werden kann.

Der erste Schritt beim Aufbau eines Vermögens ist oft der schwerste – und zugleich der wichtigste. Es braucht Geduld, Vertrauen und verlässliche Anlageprinzipien, gerade in Krisenzeiten. Wir begleiten Sie. Bei jedem Schritt.

KONSEQUENT UNABHÄNGIG



Willkommen bei Flossbach von Storch:
flossbachvonstorch.de/anlagestrategie

MUSIK

MUSIK ZU WEIHNACHTEN



66

Die Band Tortoise aus Chicago hat in den Neunzigerjahren die Rockmusik für Einflüsse aus allen Richtungen geöffnet, für Dance-Music, Ambient und – durch Jeff Parker – den Jazz. Wir erreichen den Gitarren, 58, in Los Angeles am Bildschirm.

DIE ZEIT: Mr. Parker, wenn Sie gefragt werden, was für eine Musik Sie machen, wie beschreiben Sie das?

Parker: Ich habe Jazzgitarre studiert, das ist die harmonische und rhythmische Grundlage. Ich versuche, daraus mein eigenes Ding zu machen.

ZEIT: Wie sind Sie zum Jazz gekommen?

Parker: Durch die Plattsammlung meines Vaters und die Konzerte, zu denen er mich mitnahm. Eines der ersten, an die ich mich erinnere, war von Duke Ellington, in den frühen Siebzigern. Ich habe mich zu dieser Musik immer hingezogen gefühlt. Sie hatte etwas Geheimnisvolles, man wusste nie, was geschehen würde. Ich liebte diese alten Blue-Note-Alben, die mein Vater hatte. Wunderschöne Cover, auf der Rückseite die Liner-Notes. Dazu die Fotos der Musiker. Alle sahen so cool aus.

ZEIT: Spüren Sie die Magie heute noch?

Parker: Ja, das tue ich! Eine Zeit lang habe ich viel darüber nachgedacht, was ich erreichen will. Ich wollte nicht, dass mein Spiel beliebig klingt. Also habe ich angefangen, sehr zurückhaltend zu spielen, mit viel Raum. Ich wollte die Freiheit, die mir die Musik gibt, nicht gedankenlos ausnutzen.

ZEIT: Es geht Ihnen nicht um Virtuosität?

Parker: Ich strebe nach Klarheit und Einfachheit.

ZEIT: Sie haben lange in Chicago gelebt. Die Stadt ist eng mit der Band Tortoise verbunden, mit der Sie gerade ein neues Album veröffentlicht haben. Und sie hat eine lange Jazzgeschichte.

Parker: Ich bin nach dem College nach Chicago gezogen, um in einem Plattenladen zu arbeiten. Ursprünglich wollte ich nach New York gehen. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich noch nicht so weit war. Stattdessen ließ ich mich in Chicago in die Szene hineinziehen. Irgendwann verdiente ich mein Geld als Musiker und habe eigentlich nie einen Auftritt abgelehnt. Ich habe alles Mögliche gespielt: Funk, Gospel, seltsames Zeug mit Leuten, die Laptops hatten, Dixieland, Popmusik. Es war crazy.

ZEIT: Ist diese Offenheit typisch für Chicago?

Parker: Chicago ist ein grassroots-Ort. Man kann in alles Mögliche eintauchen. Die Szene war damals in den Neunziger Jahren viel weniger institutionalisiert als in New York, es war sehr *underground*.

ZEIT: So sind Sie auch zu Tortoise gekommen?

Parker: John Herndon, der Drummer von Tortoise, hatte mich mit einigen Gruppen der AACM spielen hören, der Association for the Advancement of Creative Musicians. So avantgardistische Sachen. Eines Abends ging ich in eine Bar, in der Herndon als Barkeeper arbeitete, und er sagte: »Hey, du bist der Gitarrist in Ernest Dawkins' Band.« Danach trafen wir uns zum Jammen. Später hörte ich Tortoise, und sie luden mich ein, mal mitzuspielen. Schließlich ging ich mit auf Tour und trat der Band bei.

ZEIT: Die Musiker von Tortoise – John Herndon, Douglas McCombs und John McEntire – kamen vom Punk und Indierock, Sie vom Jazz. Was hat Sie verbunden?

Parker: Wir wollten uns von den Dingen lösen, mit denen wir uns zuvor identifizierten. Wir suchten etwas Neues.

ZEIT: Hätte da nicht ein eigenes Projekt nahegelegen?

Parker: Die Leute haben mich oft gefragt: »Wann machst du deine eigene Musik?« Und ich habe geantwortet: »Ich mache doch meine eigene Musik, mit meinen Freunden.« Musik war für mich etwas Kollaboratives. So blieb das auch bei den ersten Platten unter meinem Namen, *Like-Coping* oder *The Relatives*. Erst als ich 2013 mit meiner Frau nach Los Angeles zog, begann ich wirklich, meine eigene Musik zu machen.

ZEIT: Wieso? Was war in L. A. anders?

Parker: In Chicago war ich Teil einer Community. In L. A. kannte ich niemanden. Ich habe mir ein Solo-Repertoire aufgebaut, ein Studio gemietet. Es war, als hätte ich nicht nur den Ort gewechselt: Ich hatte das Gefühl, ich sei nach innen umgezogen – in mich selbst hinein.



Foto: David Haskell; Illustration: Ana Minoshvili für DIE ZEIT

Macht lieber wenige Töne: der Amerikaner Jeff Parker

»Meine Rolle als Musiker: Ich öffne Räume«

Der Gitarrist Jeff Parker improvisiert seit Jahrzehnten fernab aller Genres. Hier spricht er über Jazz, Hip-Hop und das neue Album seiner Band Tortoise

ZEIT: Da waren nur noch Sie und Ihre Gitarre?

Parker: Ich habe auch Beats produziert. Ich war immer von Hip-Hop fasziniert. Anfangs wusste ich nicht, wie ich das als Improvisationsmusiker und Komponist in meine Musik integrieren sollte. Später habe ich beide Welten verschmolzen, auf *The New Breed* und *Suite for Max Brown*.

ZEIT: Was fasziniert Sie an Hip-Hop?

Parker: Wenn man Beats macht, betritt man einen einsamen Raum. Man arbeitet an einer vielleicht zwei Takte langen Phrase, die man sich acht Stunden lang Mal um Mal anhört, beschäftigt sich mit winzigen Details. Das versetzt einen in einen Zustand ... da tut sich ein Raum auf, in dem man bleiben möchte.

ZEIT: Ihre jüngste Band, das ETA IVtet, schafft solche Räume durch hypnotische Grooves, in denen Sie zu viert frei interagieren.

Parker: Wir wollen, dass die Musik in einer gewissen Statis verharrt. Dann legen wir in den Klangraum etwas von uns hinein und laden unser Publikum ein, dazukommen. So begreife ich meine Rolle als Musiker: Ich öffne Räume. Das braucht Zeit. Die Improvisationen auf den Platten sind deshalb recht lang, um die zwanzig Minuten. Sie sind bei Live-Sessions in einer Bar in L. A. entstanden, die es leider nicht mehr gibt, der Enfield Tennis Academy.

ZEIT: Was für ein Raum ist das, den Sie da erzeugen?

Parker: Wir erkunden eine offene, flache Landschaft. Es gibt in ihr keine Berge oder Schluchten. Oft wiederhole ich immer wieder dasselbe oder erzeuge *drones*. Manchmal spiele ich auch ein Solo, wenn es mir zu passen scheint. Aber meist genügen mir Loops. Eine flache Landschaft, die ist die einzige Art, wie ich es beschreiben kann. Andere in der Band sehen das vielleicht ganz anders.

ZEIT: Sie sprechen sich nicht ab?

Parker: Wir reden nie darüber. Ich fürchte, darüber zu reden würde alles ruinieren.

ZEIT: Das neue Tortoise-Album, *Touch*, fühlt sich, vom hypnotischen Groove abgesenen, ganz anders an. Gibt es Ähnlichkeiten in der Herangehensweise?

Parker: Wir komponieren die Musik gemeinsam, so wie wir im ETA IVtet gemeinsam improvisieren.

ZEIT: Das Ergebnis klingt geplant, auch elektronischer.

Parker: Tortoise sind entstanden, als die digitale und die analoge Welt aufeinanderprallten. Noch 1989 brauchte man, wenn man Collagen machen wollte, ein Tonbandgerät; man musste das Band zerschneiden und wieder zusammenkleben. Schon Mitte der Neunziger konnte man das am Computer mit ein paar Tastenbefehlen tun. So haben wir vor fast 30 Jahren das Album *TNT* produziert.

ZEIT: Ist die neue Platte auch so entstanden?

Parker: Ja. Heute muss man nicht mal am selben Ort sein.

ZEIT: Ein Stück heißt *Oganeson*, nach dem schwersten Element im Periodensystem, dessen Atome nur für Bruchteile einer Sekunde existieren, bevor sie zerfallen. Beschreibt das die Musik, massiv und vergänglich?

Parker: Ich würde sagen, ja. Ich bin zufällig auf den Namen gestoßen, als ich etwas über Chemie gegoogelt habe.

ZEIT: Sie interessieren sich für Chemie?

Parker: Für Naturwissenschaften, schon immer.

ZEIT: Musik begann für Sie mit der Sammlung Ihres Vaters. Heute haben Sie eine eigene. Was kam zuletzt dazu?

Parker: Oh, mal sehen. (*Er verschwindet kurz, dann hält er die neue LP der Natural Information Society in die Kamera.*) Das Ensemble von Josh Abrams, einem guten Freund von mir, auf dessen Musik ich mich immer freue.

ZEIT: Hören Sie auch noch Platten, die Sie als Kind und Jugendlicher gemocht haben?

Parker: Ständig. (*Er zieht eine LP aus einem Fach.*) Sehen Sie hier! Horace Silver: *Song for My Father*. Diese Musik zu hören, das ist, wie eine Tasse Tee zu trinken. Sie klingt immer gut. Sie gibt mir ein gutes Gefühl.

ZEIT: Der Raum, den man mit der neuen Tortoise-Platte betritt, ist eher düster.

Parker: Das kann sein. Ich kann nicht genau sagen, warum. Aber ich meine, hey, wir leben in dunklen Zeiten.

Das Gespräch führten Christian Staas und Ulrich Stock

Tortoise: *Touch* (International Anthem)

ANZEIGE

ZEIT REISEN

25
JAHRE

**Entdecken,
worauf es
ankommt**

Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten. Ausgesuchte Hotels mit Charme und Charakter, kulinarische Erlebnisse und exklusive Begegnungen gehören zu unseren Programmen ebenso wie aufregende Ideen, Entdeckerfreude und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnen neue Horizonte. Seien Sie dabei!

Unsere Premiumpartner: **DUMONT** **HanseMerkur** **cewe**



Sternradeln in der südlichen Toskana

Mit dem E-Bike durch die Maremma: Entdecken Sie Zypressenalleen, Olivenhaine und verträumte Bergdörfer, während Siena, Grosseto und die Küstenorte Italiens Sie mit Kultur und Genuss empfangen. Wohnen auf einem herrlichen Landgut rundet diese Reise ab. Termine: 19.4. | 3.5. | 13.9. | 20.9.2026 | Dauer: 8 Tage | Preis: ab 2.775 €

Höhepunkte

- Sie wohnen klassisch auf einem toskanischen Landgut
- Bootstour zum Thema nachhaltige Fischerei
- Nikki de St. Phalles Tarotgarten



Masuren – Heimat der Wälder und Seen

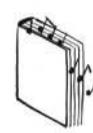
Traumhafte E-Bike-Reise durch den Borecka-Urwald, entlang weiter Seen und in die Sommerhauptstadt Nikolskien. Hören Sie ostpreußische Geschichten, und genießen Sie eine Kajaktour auf der Krutynia. Termine: 30.5. | 6.6. | 27.6. | 12.7. und weitere Termine 2026 | Dauer: 9 Tage | Preis: ab 2.375 €

© StearnsZ Stock, Janusz Lipski/Shutterstock, Veranstalter: Landpartie Baden & Regen, Am Schülgraben 6, 2615 Oldenburg | Anbieter: Zeitreisen GmbH & Co. KG, Burenstraße 6, 22047 Hamburg

040 / 3280-455
@zeitreisen@zeit.de
zeitreisen.zeit.de

MUSIK ZU WEIHNACHTEN

Welche Musik wir zum Fest empfehlen



Bravo!

Überraschung

Mal anders

Noch geheim

Gute Laune

Im Paket

Als Buch

Jens Balzer	Rosalía: Lux (Sony) Verschwenderisch reiche, spirituelle, grönwärmehinige, tief gedachte und berührende Musik der gegenwärtig grössten Pop-Künstlerin	Imperial Triumphant: Goldstar (Century) Schön sonderbarer Jazz-Metal-Krach mit geröchelten Texten, rasanem Schlagzeuggedrechs und buntem Bass	Jerskin Fendrix: Once Upon A Time ... In Shropshire (Untitled Recs) Prächtig exzentrischer Prog-Folk-Pop mit schwelgenden Streichern und schiefen Chören	Backwash: Only Dust Remains (Ugly Hug Records) Zu metallenen Industrial-Beats und warmen Philly-Soul-Samples wird toll über Traumata und Selbsthass gerappt	Osmium: Osmium (Invada) Diese Avantgarde-Supergroup spielt den finsternen Feedback-Krach seit den frühen SunnO))), der Gesang klingt, als ob jemand erstickt	Genesis: The Lamb Lies Down on Broadway (Rhino) Monströser Höhe- und Schlusspunkt des ProgRock auf 5 LPs und Blu-Ray inklusive neuem Dolby Atmos Mix	S. H. Fernando Jr.: MF Doom (Halmall) Die Biografie des großen, früh verstorbenen Hip-Hop- und Sampling-Avantgardisten, übersetzt von Julian Brimmers
Wolfram Goertz	Anna Lucia Richter: Mahler, Songs of Fate (Myrios) Die Mezzosopranistin trifft den Ton der »Kindertotenlieder« fabelhaft – Trost im Echoraum des Schmerzes	Rolf Lislevand: Libro primo (ECM) Hommage an revolutionäre Lautenliteratur des 17. Jahrhunderts. Der Norweger Lislevand präpariert jeden Ton zum Ereignis	Zuzana Ferjenčíková: Passions (Aeolus) Klaviermusik von Beethoven bis Liszt auf der Kirchenorgel: Fauchender, rollender hat man die »Pathétique«-Sonate nie gehört	Xavier de Maistre: Händel (Sony) Die Harfe als göttliches Medium und Orgelsatz. Berühmte Concerti in neuen, kommunikativen Klangräumen. Musik, die duftet	Morricone conducts Morricone (EuroArts) Der große Italiener zeigt, wie seine Musik klingen sollte – opulent. »Cinema Paradiso« röhrt einen wieder glücklich zu Tränen	Friedrich Gulda Edition (DGG) Auf 84 CDs von Mozart und Bach zum Jazz und wieder zurück: wahrhaft weltmeisterliches Klavierspiel mit allerlei Ecken und Kanten	Herbert Blomstedt: Mission Musik (Henschel) Der dienstälteste Maestro reist mit jungen Ohren durch die Klassik – und macht auch mit 98 Jahren täglich Entdeckungen
Christine Lemke-Matwey	Fatma Said: Lieder (Warner) Eine junge Ägypterin, die Schubert aus vollem Herzen singt, mit ganzer Seele. Was für eine Wiedergeburt des deutschen Kunsts!s!	Anastasia Kobekina: Bach (Sony) Mit viel Luft zwischen den Zehen (die russische Cellistin ist Barfußspielerin) heben die sechs Bach-Suiten ab, ganz sachte	Sviatoslav Richter: The Lost Tapes (DGG) Der Gigant live! Ein paar Töne nur von Richter am Klavier, Beethoven zum Beispiel – und alles Dingliche transzendierte	Sol Gabetta: Lise Cristiani (Sony) Überfällige Verneigung vor einer mutigen Kollegin: die Cellistin Lise Cristiani reiste als professionelle Musikerin durchs 19. Jahrhundert	Franui/Chor des BR: Mahler (nach wie vor) (col legno) So schräg wie liebevoll fräst sich die Ostfrioler Musicband durchs Repertoire rund um Gustav Mahler	Berliner Philharmoniker, Herbert von Karajan, live in Berlin (BPhil Recordings) 24 CDs beschwören Karajan wohl spannendste Zeit in Berlin, von 1953 bis 1969	Klaus Zehelein: Unerhörte Augenblitze (Theater der Zeit) Mit Witz und Lakonie blickt der legendäre Musiktheatermacher auf sein Arbeitsleben zurück
Hannah Schmidt	Mitra Kotte: herstory (Genuin) Feinsinnig und virtuos gespielte Meisterinnenwerke der Klaviermusik des 19. und 20. Jahrhunderts – ein mutiges und starkes Debüt	Judith Weir: In The Land Of Uz (Hyperion) Dieses Oratorium hört sich wie ein musikalischer Krimi an	Barbara Hannigan/K. and M. Labèque/David Chalmin: Electric Fields (Alpha) Alte Melodien, Bass und Elektronik katapultieren einen in eine andere Welt	Felix Henkelhausen: Deranged Particles (Fun in the Church) Das kam schon 2024 heraus, unbemerkt. Jetzt als Schlammswalze ins Jazzfest Berlin gerollt: dringlich!	Ruth Gipp: Orchestral Works Vol. 3 (Chandos) Man hört das Meer, sieht den Horizont englischer Weidelandschaften – und lauscht einer unerhörte farbenreichen Musik	Masecki, Tsalikov, Pieniążek: Monk (BMC) Zehn Coverversionen für Klavier, Klarinette/Saxofon und Schlagzeug, die zeigen: Thelonious ist eine Inspiration auch in Polen	Angelika Silberbauer: Die Kultur der Anderen (Waxmann) Ein Tiefgang in das Leben der britischen Komponistin und Suffragette Ethel Smyth
Ulrich Stock	Sylvie Courvoisier, Mary Halvorson: Bone Bells (Pyroclastic) An Klavier und Gitarre: die zwei Top-Ladys des US-Jazz. Da läuten die Knochen	Al Pari Quartett: String Quartets (Fineline) Ein Streichquartett aus Katowice, das rockt. Minimal, energetisch, hypnotisch. Vier zeitgenössische Werke ohne Strom	DZOB: The Playground (Abyschomz & Igor Shamych) Oboe, Fagott, Geige, Schlagzeug und Cello, schwer elektrifiziert: So technoid kann die Ukraine klingen	Radu Lupu – The Unreleased Recordings (Decca) Der rumänische Romantiker spielt Mozart, Haydn, Chopin. Zu Lupus Lebzeiten nie veröffentlicht. Jetzt aber!	Chilly Gonzales: Solo Piano 20th Anniversary (Live in Paris) (Gentle Threat) Der Mann hat die Klaviermusik revolutioniert, mit Groove im Herzen	Christoph von Dohnányi – The Cleveland Years (DGG) 1984 ging der Dirigent in die USA und ließ das Cleveland Orchestra auflüften. 40 CDs – Wiederhören lohnt!	Ziga Koritnik: Brötzmann In My Focus (Pega) Ein Fotoband in Schwarz-Weiß über Deutschlands weltberühmten Freejazzern. Wunderlich schön
Florian Zinnecker	Joyce DiDonato, Fatma Said, Michael Spyres: Dido und Aeneas (Erato/Warner) Purcells populärste Oper – vom Ensemble Pomo d’Oro phänomenal neu eingespielt	Ensemble Resonanz: Enescu – String Octet (Harmonia mundi) Das Stück schrieb George Enescu mit 19. Wer das beim Autofahren hört, wird garantiert geblitzt!	Sarah Luisa Wurmer – Intimacy (ES-Dur) Bachs »Cello-Sonate Nr. 6« auf einer Alt-Zither? Jeder Ton perlbt, jedes Thema blubbert, jeder Takt blitzt im Ohr	Hitchcock – Die frühen Filme (studiocanal) Eigentlich auch schön, dass es Meister gibt, die schon immer Meister waren. Kürzer gesagt: Suspense!	Rebecca Miller: Mr. Scorsese (Apple TV) Dieser Regisseur lebt nicht für das Kino, sondern im Kino – und kann es auch noch wunderbar erklären	Gia Coppola: The Last Showgirl (Constantin/Leoni) Die stolze, fragile, großartige Pamela Anderson verteidigt ihre Kunst und ihr Leben als Showgirl Shelley in Las Vegas	Takis Würger: Für Polina (Diogenes) Die Geschichte eines jungen Mannes, der der Musik verfallen ist. Die »Grande Sonate Pathétique«, aber zum Lesen

Welche Filme wir zum Fest empfehlen

Eben noch im Kino

Große Klassiker

Dokumentarische Blicke

Schätze in der Box

Unsere Serie

Ein Star, ein Film

Trash as trash can

Sabine Horst	Ryan Coogler: Blood and Sinners (Warner) Wuchtiges, musikalisch befeuertes schwarzes Genrekino um eine von Zombies heimgesuchte Südstaaten-Community	Sam Peckinpah: Getaway (Warner) Alle reden von Steve McQueens Fahrkünsten, aber es ist auch einer der schönsten Filme über die Rettung einer Ehe	Johan Grimonprez: Soundtrack to a Coup d'Etat (Grandfilm) Chruschtschows Schuh, die Trompete von Louis Armstrong und der Mord an Patrice Lumumba	Jiri Menzel 3er-Box (Trigon) 3 x 3 Filme eines Komödienzyklus, von den allegorisch-satirischen Klassikern der tschechisch-slowakischen Neuen Welle bis 1989	Takuya Igarashi: Ouran High School Host Club (Crunchyroll) Genderqueere Persiflage auf die zuckrigste Sparte der Anime-Kultur: die Romantik-Serie	Jim Sharman: The Rocky Horror Picture Show (Leoni) Die Augen, die Lippen, der Bariton! Tim Curry als crossdressender Hedonismus-Botschafter in der Jubiläumsausgabe	Mike Cheslik: Hundreds of Beavers (Lighthouse) Genial bescheuerter Film um einen Trapper im Clinch mit Riesennagern (Statisten in Plüschkostümen)
Anke Leweke	Adam Elliot: Memoiren einer Schnecke (Capelight) In dieser liebevoll gekneteten Stop-Motion-Welt traut sich ein Waisenkind auf die Achterbahn des Lebens	Francis F. Coppola: Der Pate II (Universal) Allein schon wegen Diane Keatons Wutausbruch gegen ihren Mann, gegen die Mafia, die Morde, das Patriarchat	Albert Serra: Nachmittage der Einsamkeit (Filmgalerie 451) Ein Mann, ein Stier, eine Arena. Die Choreografie des Tötens – nah und übersteigert	Julia Lemke, Anna Koch: Zirkuskind (Across Nations) Kinderfilm (mit Animation) über die abenteuerliche Welt eines kleinen Schausteller-Jungen	Hirokazu Kore-edo: Asura (netflix) Japan in den Siebziger: Vier Schwestern entdecken eine Affäre ihres Vaters. Und wie immer bei Kore-edo geht es um alles	Michael Richie: Bill McKay – Der Kandidat (Warner) Robert Redford 1972 at his best – als Politiker, der im Wahlkampf Stimmen gewinnt und seine Seele verliert	Gabor Altorjay: Pankow '95 (rapid eye) Ist diese Dystopie in einer Psychiatrie Kult oder Trash? Mit dabei: Udo Kier, Christine Kaufmann, Dieter Thomas Heck
Katja Nicodemus	Kathryn Bigelow: House of Dynamite (Netflix) Ein atomarer Sprengkopf fliegt auf die USA zu. Lässt er sich stoppen? Atmenlos inszenierter Politthriller	Sidney Lumet: Die zwölf Geschworenen (Fox) Immer noch zeigt uns der charismatische Henry Fonda am besten, wie Demokratie funktionieren sollte	Amanda Kim: Nam June Paik: Moon Is the Oldest TV (Grandfilm) Wie alles begann mit Konzept- und Medienkunst (mit John Cage, Marina Abramović, Joseph Beuys)	Helke Misselwitz Box (absolut) Eine Werkausgabe der großen Regisseurin, dabei unter anderem ihr einst verbotenes Roadmovie Winter adé über Frauen in der DDR	Der Usedom-Krimi (Wendepunkt/Gesientzete) (OneGate/ARD) Eine etwas andere Sicht aufs Genre – mit Katrin Sass und mehr als einem Hauch von Nordic Noir	Paolo Sorrentino: Parthenope (Alive) Mit Celleste dalla Porta. In diesem Film sieht man, wie Kamera und Regie eine Schauspielerin zu einem Stern am Himmel machen	Yūichi Fukuda: Hentai Kamen (Amazon) Der Sohn einer Domina und eines Polizisten wird durch den Geruch einer Damenunterhose zum Superhelden. Wild
Georg Seeslén	Wes Anderson: Der phönizische Meisterstreich (Universal) Eine Erinnerung daran, dass Filmmachen (und Filmsehen) vor allem ein großer Spaß sein kann	Stanley Kubrick: Barry Lyndon (Warner) Kubrick macht mit dem Kino, was Caravaggio mit der Malerei tat: Er entfesselt die Gefühle. Und vertraut dem Licht	Film Noir Collection (Pidax) Lino Ventura, Jean Gabin, Alain Delon, James Stewart, Robert Mitchum – Nacht, Regen und Verzweiflung und schönste Melancholie				Jim Muro (1987)/Ryan Kruger (2024): Street Trash Das Stadtbild wird mal mit vergiftetem Alkohol, mal mit Gas, äh, eingeschmolzen. Wenn schon Zynismus, dann richtig

ANZEIGE

ZEIT SHOP

Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

Kleine Karten, große Freude

Verschenken Sie Spielspaß und gute Gespräche – mit den besonderen Kartenspielen aus dem ZEIT Shop.

Jetzt erhältlich unter:

shop.zeit.de/kartenspiele

Illustration: Studio Pong für DIE ZEIT

www.zeit.de/illustration

MUSIK ZU WEIHNACHTEN

Tiktokissimo!

Anna Lapwood ist der Superstar des Orgelspiels – und eine Ikone auf Social Media.
Das belächeln nur Leute, die sie noch nie gehört haben VON WOLFRAM GOERTZ

Wscharf auf die Bremse steigend – Schüler an die Verkehrsregeln zu erinnern. Der Drummer nutzt das Doppelpedal (auch Doppelfußmaschine genannt), um schnelle und komplexe Rhythmen auf der Bassdrum zu spielen. Und auch klassische Organisten sind seit der Spätromantik doppelt, also mit zwei Füßen gleichzeitig unterwegs.

Die britische Super-Organistin Anna Lapwood liebt das Doppelpedal. In ihren Transkriptionen von Meilensteinklängen der Filmmusik etwa nutzt sie es exzessiv. Die Arbeit macht das zwar schweren den Sound aber reicher. Wenn die 30-Jährige die Musik zu *Interstellar* von Hans Zimmer auf die Orgel beamt, klingen ihre Oktaven und Quinten mit zwei Pedalen so, als schalte sie einen Subwoofer hinzu. Manchmal trägt die eine Pedalstimme sogar die Melodie, während die andere den Gesamtklang um ein ungeahntes Kellergeschoss erweitert. Die Synthesizer der Originalkomposition sind in solchen Momenten vergessen.

Anna Lapwood, 1995 westlich von London geboren, ist die neue Lichtgestalt der Szene, das sieht man dem Cover ihrer neuen CD *Firedove* gleich an: enges Paillettenkleid, dahinter rauschendes Taubengefieder im Sonnensturm. Lapwood liebt es, mit solchen Inszenierungsgags zu spielen. Sie hat das gute alte Orgelkonzert zum Massenphänomen gemacht und den Kodex gebrochen, dass es sich hierbei um Veranstaltungen aus dem Elfenbeinturm für den Elfenbeinturm handeln müsse. Ihr Prinzip: maximale Sichtbarkeit, höchste Volks-

tümlichkeit, jederzeitige Erreichbarkeit – kombiniert mit perfekter Kunst in schneller Vermarktung. Die Instrumente von Social Media zieht sie wie Glanzregister einer Orgel: mit Snapchat-Filmchen für Publikum, mit Grüßen und Küsschen von den Orgeltischen von Wien, Sydney und Hamburg bis Los Angeles und Trondheim. Auf der ganzen Welt spielt sie sozusagen tiktokissimo, und die Gemeinde ist hin und weg.

Auf ihrer Website findet man keine Konzerte, sondern »Events«, die natürlich sämtlich ausverkauft sind. Neulich hätte sie den Kölner Dom drei Mal füllen können, die Menschen Schlange reichte fast bis zum Neumarkt. Davon kann Kardinal Woelki als Hausherr nur träumen. Spontan gab Lapwood in Köln ein zweites Konzert und jubelte hinterher, dies »unfassbare Energie« habe sie bis oben auf die Orgelempore gespürt.

Außerdem ist Lapwood eine Hochvirtuosin. Was immer sie spielt, gelingt ihr perfekt. Bachs akrobatische *Triosonaten*? Flammend musikalisch, kein einziger Fehlgriff. Jehan Alains *Litanies* mit den tödlichen Akkordketten am Ende? Ein Klacks. Duruflés *Prélude*? Ein geisterhafter Rausch. Und Louis Viernes funkeln *Naiades*? Ein Sternschnuppenparadies. Auf ihrer Tournee wollte die Britin indes nicht recht zur klassischen Hochkultur zurückfinden, der Filmmusik gehört derzeit ihre Leidenschaft. Das ist grandios gemacht und grandios populär, erzeugt auf Dauer aber auch die Illusion eines klingenden Gewässers, dessen schillernde Oberfläche von der Fischarmut darunter ablenkt.

Doch Anna Lapwood ist schlau. Sie weiß um die Gefahren medialer Omnipräsenz. Und solange sie Dome mit ihrem Doppelpedal füllt, muss sie sich nicht sorgen.

Anna Lapwood, *Firedove* (Sony Classical)

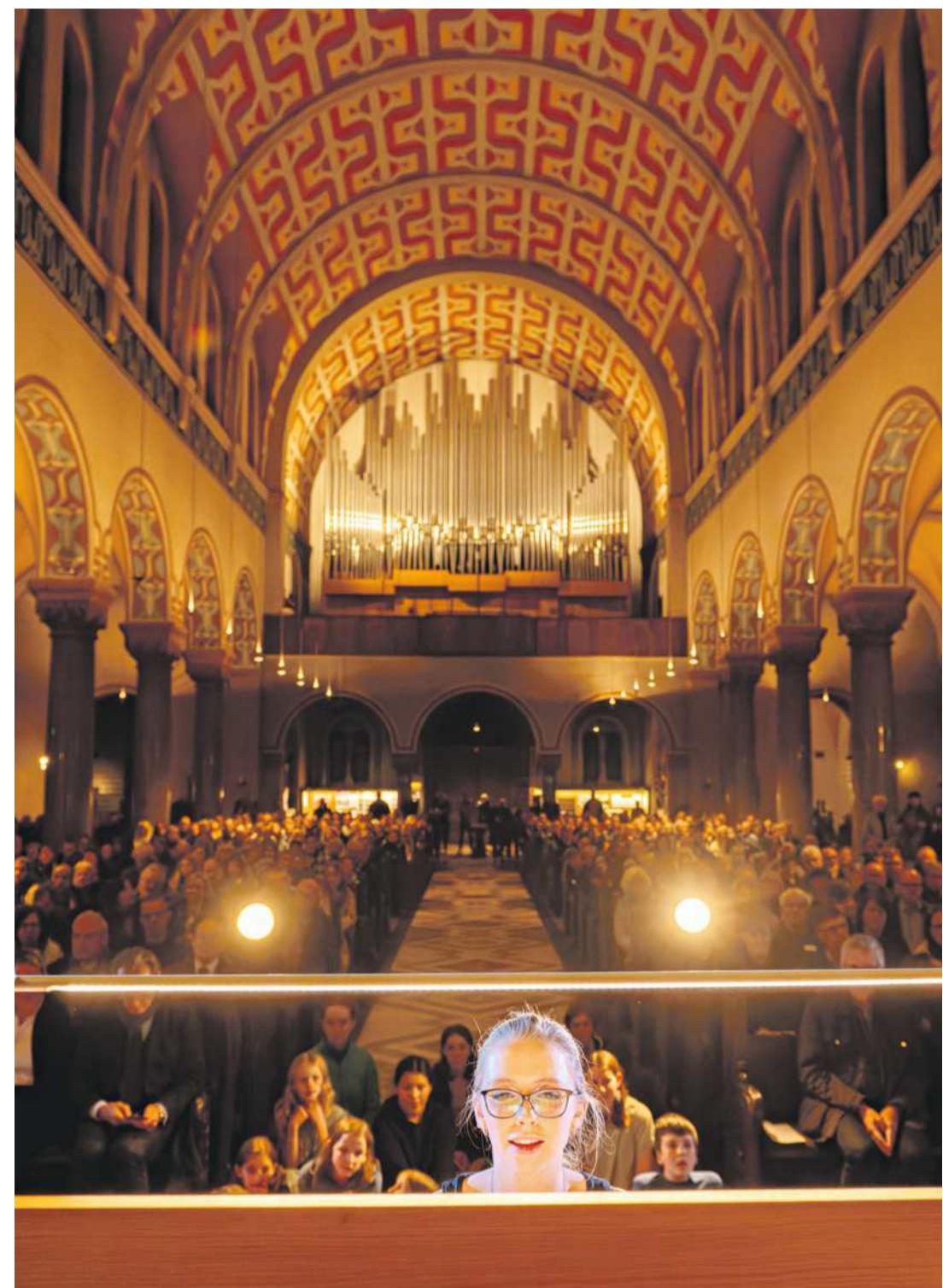


Foto: Ulrike Schumann/ICO-Festival Düsseldorf

Raus aus dem Elfenbeinturm:
Anna Lapwood im Oktober in Düsseldorf

ANZEIGE | KULTURHIGHLIGHTS MUSIK | Ein Spezial des Zeitverlags

MUSIK-HIGHLIGHTS

Wohin würde ihr Weg heute führen? Die Pianistin und Komponistin Clara Schumann auf einer Deutschlandtour der Künste von Hamburg über fünf Stationen bis nach Baden-Baden.



Herbstreise mit Clara Schumann

MICHAEL PRELLBERG

»Am Jungfernstieg zu wohnen und früh bei schönem Sonnenschein die Alster zu sehen, das ist ein himmlischer Anblick,« schrieb Clara Schumann 1840 an ihren Verlobten. Die Pianistin mochte Hamburg, hatte hier schon als Teenager ihre Künste etwa im Polizeipräsidium gezeigt. Heute gibt es angemessener Konzertsäle. Die Laeiszhalle etwa, 1908 als modernstes deutsches Konzerthaus eingeweiht. Und natürlich die architektonisch wie akustisch Maßstäbe setzende Elbphilharmonie. In der »Elphi« statt im Polizeipräsidium würde Clara Schumann heute wohl Konzerte geben.

Clara Schumann lernte die deutschen Städte über deren Konzertsäle kennen. Wie würde eine solche Reise heute aussehen, wo würde sie hinführen?

Auf jeden Fall nach Berlin, wo Clara Schumann als 20-Jährige ein umjubeltes Konzert vor Friedrich Wilhelm III. im Königlichen Schauspielhaus gegeben hatte. Das Kon-

zerthaus am Gendarmenmarkt steht bis heute, sonst hat sich vieles verändert. Ihr erster Anlaufpunkt wäre wohl die Philharmonie, deren goldene Fassade fast so beeindruckend ist wie das Können der

»Ich würde auch, ohne dass ich es unbedingt nötig hätte, reisen.«
Clara Schumann (1868)

Berliner Philharmoniker. Und da Clara Schumann sich für Kammermusik begeistern konnte, schaut sie sicherlich im Pierre-Boulez-Saal vorbei, von Frank Gehry für das »Denkende Ohr« konzipiert. Weiter geht die Reise nach Leipzig. Hier ist Clara Schuman aufgewachsen, hier ist sie als Neunjährige unter ihrem Mädchennamen Wieck erstmals öffentlich aufgetreten – im Gewandhaus. Allerdings würde sie das Gebäude

vergeblich suchen: Das Gewandhaus ist zweimal umgezogen und heute am Augustusplatz zu finden. Die Adresse mag sich geändert haben, doch das Niveau der Konzerte ist unverändert hoch. Und die Akustik wahrscheinlich besser als je zuvor.

Bei einem Abstecher nach Dresden gilt es, die Semperoper zu besuchen – sie ist noch ebenso beeindruckend wie damals. Gewöhnungsbedürftig ist eher die Fassade des Kulturpalasts, womit allerdings die Akustik im Konzertaal, mit der Bühne in der Mitte, umgehend versöhnt.

Auf dem Weg nach München fällt die Zwischenstation in Bayreuth kurz aus. Clara Schumann schaut sich gern das Markgräflische Opernhaus aus dem 18. Jahrhundert an.

Weiter geht die Reise nach Hamburg. Hier ist Clara Schumann aufgewachsen, hier ist sie als Neunjährige unter ihrem Mädchennamen Wieck erstmals öffentlich aufgetreten – im Gewandhaus. Allerdings würde sie das Gebäude

vergeblich suchen: Das Gewandhaus ist zweimal umgezogen und heute am Augustusplatz zu finden. Die Adresse mag sich geändert haben, doch das Niveau der Konzerte ist unverändert hoch. Und von dessen »widerlichsten Klängen« hält Frau Schumann nicht viel.

München also. Hier könnte sie schwanken zwischen Tradition und Moderne, etwa zwischen Herkulessaal und der Isarphilharmonie auf dem Gasteig-HP8-Gelände. Wahrscheinlich zieht es Clara Schumann allerdings bald weiter, nach Baden-Baden, schon damals ihr Rückzugsort. Hier würde sie vermutlich im Festspielhaus auftreten, Europas größtem Opern- und Konzerthaus. Oder im Kursaal, wenn etwa Lang Lang auftritt: Der spielt gern Kompositionen von Clara Schumann. •

IMPRESSUM: Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg, Am Sandtorkai 1, 20359 Hamburg Geschäftsführung: Dr. Rainer H. Krämer, Iris Oetjen, Christian Bögel und als von der Kulturabteilung dieser Zeitschrift Produktmanagement: Leah Faßtum Realisierung: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe Geschäftsführung: Iliane Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann Projektmanagement: Stefanie Eggers Redaktion: Michael Prellberg Lektorat: Egbert Scheunemann Grafik: Sonja Feldkamp Foto: Stockphoto – Nagaiets Chief Sales Officer ZEIT Advise: Lars Niemann Media Consultant Culture: Esther Dammann, Tel: +49 151 44269159, Esther.Dammann@zeit.de Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2025

HAMBURG



HÖHEPUNKT IM MAI

Zum Ende der Konzertsaison bündelt das internationale Musikfest Hamburg das ohnehin reichhaltige Angebot in Elbphilharmonie und Laeiszhalle. Im Mai 2026 dreht sich alles um das Thema »Ende«. Mit dabei sind Stars wie die Sängerin Elina Garanča, die Geigerin Janine Jansen und Dirigent Teodor Currentzis. Außerdem im Fokus: Jazz-Legende Miles Davis, dessen 100. Geburtstag das Musikfest mit fünf Konzerten feiert. •

1. MAI BIS 3. JUNI 2026

Informationen und Tickets unter Tel. (040) 357 666 66 und musikfest-hamburg.de

BADEN-BADEN

Ein Beitrag des Festspielhauses Baden-Baden

Frische Impulse für die Osterfestspiele Baden-Baden: Ab 2026 übernehmen Joana Mallwitz und Klaus Mäkelä die Dirigate – gemeinsam mit dem Mahler Chamber Orchestra und dem Royal Concertgebouw Orchester. Mallwitz dirigiert Wagners »Lohengrin« mit Piotr Beczała und Rachel Willis-Sorensen. Mäkelä leitet die Matthäus-Passion – das niederrheinische Spitzenorchester spielt Bachs Oratorium erstmals außerhalb Amsterdam. Weitere Höhepunkte: Hélène Grimaud mit Brahms, Asmik Grigorian im Liederabend, Daniel Ozakovich mit Bruch, dazu Brittnens »War Requiem«, Bruckners achte und Mahlers fünfte Sinfonie. Kammermusik in der UNESCO-Welterbe-Stadt rundet das Programm ab. •



Dominik Winterling, Dirigentin Joana Mallwitz, Festspielhaus-Intendant Benedikt Stübben, Pianistin Asmik Grigorian und Luisa Kotonioki (von links) präsentieren die künftige künstlerische Ausrichtung der Osterfestspiele Baden-Baden.

28. MÄRZ BIS 6. APRIL 2026
OSTERFESTSPIELE
BADEN-BADEN

Tickets und Informationen unter osterfestspiele.de

Festspielhaus Baden-Baden
Beim Alten Bahnhof 2
76530 Baden-Baden
Tel. (07221) 30 13 101
festspielhaus.de

ENTDECKEN



Foto: Jonas Berndt für DIE ZEIT

Das Tor zur Hölle?

Der Görlitzer Park in Kreuzberg ist die umstrittenste Grünfläche Deutschlands. Ein Zaun soll ihn retten, aber die Anwohner protestieren. Warum nur? VON STEFANIE FLAMM UND PHILIP MOSER

»Die Leute verschwinden ja nicht, bloß weil Wegner einen Zaun baut«, sagt ein Nachbar

H

Ein junger Mann, den seine Beine nicht mehr tragen, kriecht über eine Liegewiese. Eine junge Frau, fast noch ein Kind, kratzt auf der Suche nach Stoff mit einem Stockchen wimmernd in den Pflastersteinen herum. Ein gutes Dutzend Dealer schaut ihn feixend dabei zu.

Görlitzer Park, ein normaler Mittwoch, morgens gegen elf. Auf dem Stadtplan wirkt die Grünanlage immer noch wie ein 14 Hektar großes Naherholungsgebiet zwischen Spree und Landwehrkanal, mit Kinderbahrenhof, Spielplätzen, Brunnen, Grillplätzen und einer Streuobstwiese.

Inzwischen ist der »Görl« ein Ort, an dem man sofort seine Schritte beschleunigt, um an den Drogendealern vorbeizukommen, die an allen 17 Eingängen Spalier stehen. Hat man sie hinter sich gelassen, will man dann nur noch auf seine Schuhe schauen. Um nicht in eine gebrauchte Spritze zu treten und auch, weil das Elend im Park anders schwer zu ertragen ist.

Gegen Mittag lässt sich hinter dem Eingang Falckensteinstraße Erik Zürn, ein PR-Manager aus der Nachbarschaft, um die fünfzig, erschöpft auf eine Parkbank fallen. Er ist gerade dazwischengegangen, als ein junger Kerl, vermutlich Dealer, eine noch jüngere Frau, vermutlich Konsumentin, mit einem Stock hinter einen Busch prügeln wollte. »Ich lebe hier seit 15 Jahren, und ich habe lange gedacht, wir Kreuzberger sind tolerant, wir halten das aus«, sagt er. »Aber langsam kann ich nicht mehr.«

Und seine Begleiterin Paula Ilic sagt: »Das hier täglich anzusehen, kostet sehr viel Kraft.«

Für die Berliner Polizei gelten der Park und die umliegenden Straßen als KbO, als kriminalitätsbelasteter Ort. Im Görlitzer Park werden mehr Straftaten verzeichnet als in jedem anderen Park der Stadt. 2024 wurden dort 245 Körperverletzungen, 242 Fälle von Raub registriert – und 24 Sexualstraftaten. Alles Zahlen, die sich nicht allein durch die erhöhte Polizeipräsenz erklären lassen.

Aber es gibt noch viele Menschen, die den Park sehr lieben. Moni zum Beispiel, eine ältere Dame, die nachts gerne zum Sternegucken herkommt, sagt: »Mir ist noch nie etwas passiert.« Oder Ingrid, die sich in dem Feuchtbiotop um die Vögel kümmert. Sie findet: »Der Park ist Kultur, so wie er ist.«

Wie man den Görlitzer Park erlebt, scheint stark davon abzuhängen, was man von einer Grünfläche erwartet. Doch als der Berliner Senat vor zwei Jahren beschloss, einen Zaun um den Park zu errichten, um den Park unter Kontrolle zu bekommen, war das Viertel sich einig: nicht mit uns.

Anwohner schlossen sich zu Bündnissen wie »Görl zaunfrei«, »Görl 24/7« oder »Rave against the Zaun« zusammen, im Zweiechohrythmus gehen sie weiter zu Demonstrationen, Sit-ins und oder Protest-Raves. Auf den Transparenten, die sie hochhalten, steht:

»Feministische Schutzzäume statt populistischer Zäune«

»Konsumräume statt Zäume«

»Niemand hat die Absicht, einen Zaun zu bauen«

Inzwischen stehen an den Eingängen des Parks massive Metallpfosten, die nun unter Polizeischutz mit laut Senatsangaben »vandalismussicheren« Dreh- und Schiebetüren versehen werden. Die Lücken zwischen den historischen Backsteinmauern wurden bereits mit Zaunelementen geschlossen.

Wenn alles nach Plan läuft, soll der Park in der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember zum ersten Mal abgeriegelt werden.

Vielelleicht ist gerade jetzt ein guter Zeitpunkt, um genauer hinzuschauen. Was genau spricht eigentlich gegen den Zaun? Viele Städte schließen ihre großen Parks in der Nacht. Hamburg zum Beispiel oder London. Auch das Tempelhofer Feld wird nach Einbruch der Dunkelheit abgesperrt, ohne dass sich jemand darüber aufregt.

Dienstag, 1. Juli, Eingang Wiener Straße, morgens um halb acht. Dealer sitzen in Campingstühlen und hören Musik, einige vergraben ihre Ware unter den Hecken. Ansonsten: Fahrradfahrer, Schattenboxer und acht Polizeibeamte, die drei Bauarbeiter dabei zuschauen, wie sie den Schlauch einer Betonmischmaschine in eine Pflasteröffnung halten.

Der Bauleiter lebt selbst im Viertel. »Ich kann mich an keine Baustelle erinnern, gegen die nicht protestiert wurde. Naturschützer, Vogelschützer, Kröten- schützer. Es findet sich immer einer, der dagegen ist«, sagt er. Die Proteste gegen den Zaun verbucht er unter »Folklore«.

So gesehen wäre der Streit um den Zaun die Wiederaufnahme eines Stückes, das im Viertel seit Hausbesetzterzeiten aufgeführt wird. Aus Kreuzberger Sicht übernimmt die Rolle des Bösewichtes darin der Regierende CDU-Bürgermeister Kai Wegner: Der habe schon lange darauf gewartet, am Görl mal harte Kante zu zeigen. Als Berichte über eine angebliche, die aufgeklärte nächtliche Vergewaltigung

den Asylverfahren und ohne Arbeits- erlaubnis. Ihre gängigste Ware ist nach Marihuana inzwischen Crack, eine Mischung aus Kokain und Backpulver, die die Konsumenten sehr aggressiv macht.

Sonntag, 6. Juli, abends kurz vor sechs, Falckensteinstraße, Ecke Wrangelstraße. Türkische Lebensmittelgeschäfte, arabische Imbisse, Cafés mit Matcha auf Kokosbasis. Etwa zehn Leute haben sich auf Einladung des Bündnisses »Wrangelkiez United« eingefunden, um den Baufortschritt zu begutachten. Kaum setzen sie sich in Bewegung, springen bei einem parkenden Streifenwagen die Türen auf. Ein Polizist und eine Polizistin bringen sich vor den Spaziergängern in Stellung.

Polizist: »Hat hier jemand vergessen, eine Demonstration anzumelden?«

Spaziergänger: »Wir wollen spazieren gehen.«

Polizistin: »Wenn Sie dabei Parolen rufen wollen, ist jetzt noch die Gelegenheit zur Anmeldung.«

Spaziergänger: »Wir wollen hier nur ein bisschen rumlaufen.«

Erst als sie versprechen, wirklich keine Parolen zu rufen, dürfen sie weiter.

In der Mitte des Parks begutachtet die Gruppe kopfschüttelnd eine neue Laternen, »der erste Gruß von Zaunkönig Kai«, sagt David Kiefer, der den Spaziergang leitet.

Was spricht gegen Laternen? »Gegen Laternen an sich spricht nichts. Es ist das Gesamtkonzept, das uns Sorgen bereitet.«

Erik Zürn zum Beispiel, der PR-Manager, sagt: »Ich schäme mich dafür, aber wenn ich über den Park rede, klinge ich manchmal wie ein CDU-Mann.« Wie er das meint: »Diese gut trainierten Typen, die hier Spalier stehen, sind nicht die Schwächsten der Schwachen.«

Karl Thomas, ein Tischler, der im Viertel vier seiner sieben Kinder großgezogen hat, sagt: »Es macht mich fertig, dass meine Töchter in dem Park, in dem sie eine unbeschwerliche Kindheit verbracht haben, sich heute von der Omnipräsenz dieser selbstbewussten Männerwelt belästigt fühlen. Ihre eigenen Kinder lassen sie dort alleine nicht mehr hin.«

Privat scheinen viele im Viertel inzwischen ein recht entspanntes Verhältnis zu Sicherheitsmaßnahmen zu haben. In der Görlitzer Straße hat jedes zweite Haus eine vergitterte Tür, Nummerncodes und Überwachungskameras. Auf die Mauer zwischen zwei Höfen wurde ein zweieinhalf Meter hoher Maschendrahtzaun gesetzt. Gerade sind die Anwohner dabei, ihre Eingänge nachzurüsten.

An einem langen Holztisch tauschen sich Anfang September Nachbarn bei einem Kaffee über ihre Pläne aus. Panzerglasturen und Schließanlagen mit Nummerncode für 4.000 Euro und mehr sind das Thema, aber eigentlich geht es um etwas anderes. Die große Enttäuschung darüber, dass so etwas in Kreuzberg nötig ist, weil sonst Dealer im Sandkasten ihre

Zu Beginn des Herbstes, als man schon den Eindruck bekommt, das Viertel habe beschlossen, dass der Zaun vielleicht nicht sein größtes Problem ist, sickert durch, dass der Senat für den Haushaltssatz des kommenden Jahres keine Mittel mehr für soziale Maßnahmen rund um den Park vorgesehen hat.

Und so beginnt im Zaundrauma der letzte Akt. Die Bezirksbürgermeisterin beruft eine Pressekonferenz ein – und lässt zum ersten Januar allen Parkläufern, die für die Sicherheit im Park zuständig sind, medienwirksam kündigen. Der Senat erklärt, es sei von Beginn an die Idee gewesen, »nach der Anlaufphase die Aktivitäten des Sicherheitsgipfels in die Haushalte der Bezirke zu verlagern.«

Auf Nachfrage erfährt man, dass man die Bezirke aber weiterhin unterstützen werde. Was das für die neue, bisher von Gipfelgeld finanzierte Obdachlosenunterkunft in der Ohlauer Straße, den mobilen Druckraum und den Toilettendienst bedeutet, ist noch nicht klar. Aber man sieht nun häufiger die Polizei in Hundertschaften durch den Park marschieren.

Und die Aktivisten? Kein Protesthegel, kein Krawall. Am 10. Oktober eine Veranstaltung: »Alles oder nichts – die Zaubershows über Reichtum und Elend, Verdrängung, Zäune und leere Symbolpolitik«, Beginn 19 Uhr im Kiezanker.

22. Oktober: »Mehr Musik, weniger Zäune! Zusammen singen – mehrstimig für einen solidarischen Kiez.«

An einem der ersten kalten Tage schlendert David Kiefer vom Bündnis »Wrangelkiez United« durch den Park. Die Bauarbeiter haben inzwischen alle 26 Fundamente gegossen. Kiefer deutet auf eine Mauer, an der eine ganze Plakatserie der Initiative »Görl zaunfrei« hängt. Der populärste Slogan: »Soziale Lösungen für soziale Probleme«. Kiefer sagt: »Darauf bin ich wirklich stolz, dass wir das in der öffentlichen Debatte so gut verankern konnten. Am Anfang war die Stimmung in der Stadt ja eher pro Zaun und wir die unverbesserlichen Chaoten.«

Aber was soll das heißen: soziale Lösungen? »Zürcher Modell«, sagt David Kiefer. Sagt auch die Bezirksbürgermeisterin.

Clara Herrmann ist schon vor anderthalb Jahren in der Schweiz gewesen, um sich anzuschauen, wie Zürich in den Achtzigerjahren sein Drogenproblem in den Griff bekommen hat: durch ein großzügig finanziertes Maßnahmenpaket aus gesundheitlicher Hilfe, staatlich kontrollierter Drogenabgabe und Notunterkünften.

In Kreuzberg gilt es auch als wegweisend, weil es etabliert wurde, nachdem ein Versuch mit einem Zaun um den Platzspitz, im Volksmund damals »Spritzenpark«, gescheitert war. Was aber kaum einer laut sagt: Die vierte Säule dieser inzwischen international anerkannten Drogenpolitik lautet »Regulierung und Vollzug«, also konsequente Strafverfolgung von Drogenhandel und Drogengebrauch, solange diese »keine negativen Auswirkungen auf die Konsumierenden hat«.

Könnte der Zaun also nicht zumindest Teil einer Lösung sein?

»Wenn man den Park nur nachts drogen- und kriminalitätsfrei kriegen will, dann hilft der Zaun wahrscheinlich. Uns wäre eine stadtweite Strategie lieber«, sagt Benjamin Jendro, der Sprecher der Polizeigewerkschaft GdP. Aber er sagt auch: »Ein Zaun bringt nichts, wenn niemand seine Schließung durchsetzt. Das Hausrecht hat immer noch der Bezirk.«

Die Bezirksbürgermeisterin hat allerdings schon angekündigt, dass in ihrer Behörde keiner die Räumung anordnen wird. Es ist daher nicht völlig ausgeschlossen, dass es vor Weihnachten zum Showdown kommt. Der Kampf um den Zaun geht jedenfalls weiter.

In der Nacht vom 7. auf den 8. November schrauben Unbekannte das erste angeblich vandalismussichere, 220 Kilogramm schwere Drehkreuz aus dem Zaun. Am Morgen des 12. November tauchen an einem Zaunelement räuberleiterartige Trittbretter auf. Daneben ein Schild: »Unsere Treppen gegen Ihre Zäune.«

Inzwischen wurde das ausgebauten Drehkreuz gefunden: Jemand hatte es in den Lohmühlengraben geschmissen. Inzwischen ist es repariert und wieder eingebaut.



Der Parkeingang von der vorherigen Seite – hier noch ohne Drehkreuz

den Park im Sommer 2023 deutschlandweit in Verruf brachten, habe Wegner sofort die Gelegenheit ergreifen. »Wir müssen uns den Görlitzer Park im wahrsten Sinne des Wortes zurückholen«, sagt Wegner nach einem »Sicherheitsgipfel« zum Görlitzer Park.

Judith, eine der jüngeren Teilnehmerinnen, sieht den Zaunbau als Gentrifizierungsmaßnahme, die Suchtkranke aus dem Park vertreiben sollte. »Ich betrachte die aber als meine Nachbarn.«

Judith, eine der jüngeren Teilnehmerinnen, sieht den Zaunbau als Gentrifizierungsmaßnahme, die Suchtkranke aus dem Park vertreiben sollte. »Ich betrachte die aber als meine Nachbarn.«

Und die Dealer?

»Meistens doch auch bloß arme Schweine.«

Martin Storck, ein älterer Herr mit grauem Pferdeschwanz, ist seit Jahren im Parkrat aktiv. Wie alle hier ist er gegen den Zaun, den er für Geldverschwendug hält. Ursprünglich hatte der Senat 1,2 Millionen Euro für den Zaunbau bewilligt, inzwischen liegen die geschätzten Kosten bei 1,7 Millionen Euro, plus 900.000 Euro für eine neue Parkbeleuchtung und 750.000 Euro für den Wachdienst. »Was man damit alles machen könnte!«, sagt Storck. Ein Restaurant im Park eröffnen, Wasserspender aufstellen, Blumenbeete anlegen.

Storck war dabei, als Aktivisten in den Achtzigerjahren für diesen Park auf dem Gelände des zerstörten Görlitzer Bahnhofs kämpften. Er findet: »Wir sollten uns mehr um die Bedürfnisse der Anwohner kümmern. Das ist auch unser Görl.« Wenn der Streit um den Zaun am Görl also ein linkes Folklore-Stück wäre, dann eines mit aktualisiertem Drehbuch. Es handelt davon, wie schwierig es geworden ist, sich als Gesellschaft über Sicherheit zu verständigen. Auch die Frage, wo die Solidarität endet, wird mit diskutiert, allerdings nicht auf der großen Bühne.

Wäre verbuddeln, Süchtige in den Hofeingängen konsumieren, Menschen, die die Drogen um den Verstand gebracht haben, schreien in Geschäfte und Wohnungen eindringen. Und die bittere Erkenntnis, dass das Mitgefühl nicht mehr für alle reicht.

Das Bedürfnis, die Straßenseite zu wechseln, wenn einem jemand entgegenkommt, den man nicht einschätzen kann, ist im Viertel inzwischen weit verbreitet. Laut Polizei ist die Drogenzene in dreistelliger Zahl in den umliegenden Straßen vertreten. Viele befürchten, dass ein Zaun noch mehr Elend ins Viertel spült. »Die Leute verschwinden ja nicht, bloß weil Wegner einen Zaun baut«, sagt der Tischler Karl Thomas.

Aus seiner Sicht gilt für den Zaun, was die amerikanische Soziologin Wendy Brown über die Grenzmauern schreibt, mit denen Staaten sich gegen die illegale Migration schützen: Letztlich seien sie bloß theatralische Inszenierungen »jener Macht und jenes Schutzes«, die die Staaten zunehmend weniger garantieren können – also im Grunde Ohnmachtsymbole.

Insofern ist es konsequent, dass die Gegner den Zaun in einem größeren Zusammenhang sehen. Für »Görl zaunfrei« ist er ein hartherziger, aber zum Scheitern verurteilter Versuch, mit Ordnungspolitik auf sozialpolitische Versäumnisse zu reagieren. Die Aktivisten fordern: Arbeitserlaubnisse für Dealer, Konsumräume für Suchtkranke, Wohnungen für Obdachlose. Das Bündnis »Rave against the Zaun« denkt globaler: »Alle Zäune und Mauern werden fallen – um den Görl, Europa, Gaza, in den Käfigen.«



Foto: Anne-Sophie Stoltz für DIE ZEIT

Inge Fleischmann, 88, lebt in Speyer

Mit

88

In unserer Kolumne nehmen wir uns jede Woche ein Lebensalter vor. In diesem kehrte Margot Friedländer nach Berlin zurück

Mit 88 starb der Australier James Harrison. Er spendete 1.173 Mal Blutplasma und rettete damit Millionen Schwangerschaften. Harrisons Blut hatte einen negativen Rhesusfaktor und enthielt eine große Menge des seltenen Antikörpers Anti-D. Es wurde zur Herstellung eines Medikaments verwendet, das schwangeren Müttern verabreicht wird, deren Blut die Blutzellen ihrer ungeborenen Kinder angreift. Bis zu seinem 81. Geburtstag ging Harrison alle zwei Wochen zur Plasmaspende.

Mit 88 beendete die US-Amerikanerin Shirley Curry 2024 ihre rund zehnjährige Karriere als YouTuberin, wo sie vor allem das Computerspiel *Skyrim* spielte und mehr als eine Millionen Follower hatte. In ihrem Abschlussvideo sagte sie: »Ich bin müde und zu Tode gelangweilt.«

Mit 88, im Jahr 2025, wurde Joan Alexander an der University of Maine ihr Bachelorabschluss in Pädagogik verliehen. »Ich hätte nicht gedacht, dass es mich so sehr berühren würde. Aber jetzt habe ich das Gefühl, dass ein Loch in meinem Herzen geheilt worden ist«, sagte Alexander. Sie hatte ihr Studium in den 1950ern nicht abschließen können, weil sie ihr erstes Kind erwartete. Schwangeren Frauen war damals untersagt, das für den Abschluss notwendige Lehrpraktikum in einer Schule zu absolvieren.

Mit 88 sagte der US-amerikanische Investor und Multimilliardär Warren Buffett: »Ich habe mehr Spaß als jeder andere 88-Jährige auf der Welt.«

In Jahr 1937 in Deutschland geborene Frauen wurden im Schnitt 75,5 Jahre alt. **Mit 88** haben sie die Mehrheit ihres Jahrgangs also um 12,5 Jahre überlebt. Für Männer, die dieses Jahr ihren 88. Geburtstag feierten oder noch feiern, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung nur 67,5 Jahre.

Mit 88 Jahren, im Jahr 2023, modelte die Schauspielerin Maggie Smith für die Luxusmarke Loewe. Die Schauspielerin wurde weltbekannt in ihrer Rolle als Professorin McGonagall in den *Harry-Potter*-Verfilmungen. Für die Kampagne posierte sie im Lammfellmantel und mit einer »Puzzle-Bag«. Ein Jahr später, mit 89, starb Smith.

Mit 88, im Jahr 1981, bereiste die englische Forscherin und Reiseschriftstellerin Freya Stark zum letzten Mal das Himalaya-Gebirge. »Wenn man ein Risiko eingeht, muss man abwägen zwischen dem Vergnügen am Abenteuer oder der Erregung am Erfolg – und Misserfolg.« Freya Stark starb 1993 im Alter von 100 Jahren.

Mit 88 skatet der Spanier Juanjo Uribarri regelmäßig in Bilbao. Er hat mit 70 mit dem Skaten angefangen, weil er eine preisgünstige Alternative zum Wintersport suchte. »Meine

Knochen sind besonders«, sagte er der Nachrichtenagentur Reuters.

Mit 88, im Jahr 2015, erlebte die Schriftstellerin Harper Lee die Veröffentlichung ihres ersten Romanmanuskriptes, wahrscheinlich eine verworfene Vorversion ihres Weltbestsellers *Wer die Nachtigall stört*. Es herrschte bis heute Zweifel, ob die Veröffentlichung von *Go Set A Watchman* im Sinne der damals schon pflegebedürftigen Autorin war.

Mit 88 erklärte die deutschamerikanische Sexualberaterin Ruth Westheimer in einem Gespräch mit dem Deutschlandfunk ihren Erfolg mit ihrer Herkunft. »Ich sage nie, dass jüdische Leute besseren Sex haben. Ich sage nur, dass ich als Sexualtherapeutin und -erzieherin so offen sprechen kann, weil ich sehr jüdisch bin.« Der Grund: Im Judentum sei Sexualität nie eine Sünde gewesen, sondern eine »Obligation«.

Mit 88 Jahren war die Rentnerin Irene Brandt die älteste Kandidatin bei der Bundestagswahl im Februar 2025. Sie kandidierte auf der Landesliste der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (MLPD) in Hamburg.

Mit 88, 2011, kehrte Margot Friedländer aus New York nach Berlin zurück, um als Zeugin junger Menschen über die Verbrechen des Nationalsozialismus aufzuklären. Sieben Jahre zuvor hatte sie ihre Heimatstadt das erste Mal seit ihrer Flucht besucht. Am 9. Mai 2025 starb Friedländer im Alter von 103 Jahren. Ihr wichtigster Appell: »Seid Menschen!«

Mit 88, im Jahr 2024, gewann Günther Kaunzinger bei den Deutschen Meisterschaften im Schwimmen Gold in der Altersgruppe der über 85-Jährigen. 5:10 Minuten brauchte er für die 200 Meter lange Strecke im Freistil. Wenige Monate zuvor hatte er sich wegen der Verengung eines Nervenkanals einer Operation unterziehen müssen.

Mit 88 hat der Israeli Chaim Schasha seinen sechsten Uni-Abschluss gemacht. Inzwischen verfügt Schasha über zwei Bachelor-Titel in Geschichte und Islamwissenschaften sowie vier Master in Orientalistik, Politikwissenschaften, Judaistik und Internationalen Beziehungen.

Mit 88, im Jahr 2024, lief Ploutarchos Pourlaikas in Athen einen Marathon. Er brauchte dafür sechs Stunden und 31 Minuten – 18 Minuten weniger als im Jahr zuvor. Es war das zwölft Mal, dass er am Marathon in Athen teilnahm.

Mit 88 begann die Amerikanerin Dorothy Steel ihre Karriere als Schauspielerin. Vier Jahre später, mit 92, spielte sie eine Stammesälteste im Blockbuster *The Black Panther*. Als sie im November 2016 zu einem Casting

geladen wurde, lehnte sie erst ab, weil sie in ihrem Alter nicht an einer Comicverfilmung interessiert war und sich nicht in der Lage sah, einen afrikanischen Akzent zu lernen. Ihr Enkel konnte sie überreden.

Mit 88 sagt die Gastwirtin Inge Fleischmann der ZEIT: »Seit 1956 führe ich die Weinstube alleine. Wenn es zu voll wird, helfen mir Stammgäste, aber nächstes Jahr höre ich auf. Langweilig wird mir be-

stimmt nicht. Ich habe noch sieben Geschwister, mit denen möchte ich in der Pfalz rumreisen, Urlaub machen, ausgehen. Das ganze Zeug hier aus dem Narrenstübchen, die Hunderten Bilder und Andenken

möcht ich nicht bei mir zu Hause rumstehen haben – wir verkaufen das Haus und suchen jemanden, der die Narrenstube weiterführen wird.«

Zusammengestellt von Paul Lütge

ANZEIGE

Begegnen Sie Menschen und ihrer Kultur

Studiosus

Reise-Kataloge: 00 800/24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiverleben

Äh, mach ich das richtig?



Wie trinkt, sitzt und atmet man am besten? Heutzutage werden einem die simpelsten Dinge genau erklärt.
Nur MORITZ HACKL kapiert's einfach nicht

Ich hatte mal einen Chef in einer Bar, der hat mir erklärt, wie man eine Flasche richtig zudreht. Damals dachte ich: Was für ein Idiot. Heute scheine mir: Der Mann war seiner Zeit voraus. Denn das anlasslose Erklären von Selbstverständlichkeiten ist en vogue.

Neulich zog ich einen Beutel aus einem öffentlichen Spender eines Münchner Parks, um die Hinterlassenschaften meines Hundes zu entsorgen. Und war überrascht: Wo früher bloß stand, dass die

Tüte aus recyceltem Material hergestellt ist, prangen jetzt Illustrationen, die einem Schritt für Schritt nahebringen, wie der Kot im Beutel landet. Man stülpt die Hand in die Tüte, hebt auf was aufzuhören ist, und bindet die Tüte zu. Ich habe das immer so gemacht, und mir ist bislang auch kein Hundehalter aufgefallen, der Schwierigkeiten bei der Verwendung dieser Tüten gehabt hätte. Warum die Erklärung?

Noch ein Beispiel: Im Sommer ist es heiß, da hat man Durst. Jahrhunderte-

lang haben Menschen verstanden, dass es bei Durst angeraten ist, Wasser zu trinken. Doch dieses Wissen scheint verloren gegangen zu sein. Wie sonst lässt es sich erklären, dass seit Kurzem bei Hitze Texte veröffentlicht werden (ja, auch von der ZEIT), in denen Fragen beantwortet werden wie: Wie viel Flüssigkeit brauche ich pro Tag? Sollte ich zu Mahlzeiten etwas trinken? Woran erkenne ich, ob ich genug trinke? Die völlig überraschende Antwort auf die letzte Frage: »Der wichtigste Indikator für den richtigen Flüssig-

keitshaushalt ist natürlich der Durst.« Natürlich!

Aber natürlich scheint das alles längst nicht mehr zu sein. Sonst bräuchte es ja keine erklärenden Artikel, sonst bräuchte es auch keine Illustrationen.

Die gibt es aber. Überall. Wie der Sticker auf der Kaffeemaschine, der einen darauf hinweist, dass man sie vor dem Gebrauch einstöpseln muss, als würde es nicht schon das Kabel anzeigen, das an dem Gerät hängt. Oder die Bildchen hinten auf der Tiefkühlpizza-Packung,

die zeigen, dass man die Margherita aus der Plastikverpackung holen muss, bevor man sie in den Ofen schiebt.

Es ist, als würde gerade der ganzen Welt ein Beipackzettel verpasst. Das sagt viel über uns und unseren mentalen Zustand aus. Und der scheint sich auf dem Niveau eines Kleinkindes einzupendeln. Das Offensichtliche will, nein, muss erklärt werden. Wie macht die Kuh? Muh!

Den Soundtrack zu diesem Entwicklung liefert die Rapperin Nina Chuba. »Ich stolper durch die große, weite Welt, ich bin so unsicher«, singt sie auf dem mittlerweile mit einer Goldenen Schallplatte ausgezeichneten Song *Unsicher*. »Ich bin noch nicht so gut dadrin, ich hab grade zum ersten Mal.«

Ich hab grad zum ersten Mal. In einem Lied ist das vielleicht eine gute Zeile. Aber als Lebensmotto?

Kann es sein, dass dieses Verlangen nach Erklärungen für Selbstverständlichkeiten aus einer Sehnsucht nach Eindeutigkeit erwächst, die viele Menschen spüren, weil sie den Eindruck haben, die Welt werde immer komplizierter? Theoretisch wäre das nachvollziehbar. Der Nahostkonflikt zum Beispiel, der ist sehr kompliziert, da gibt es keine einfachen Antworten. Schwierig ist auch die Frage, was eigentlich mit dem Klima los ist und ob man da noch was lösen könnte. Dass die älteste Demokratie der Welt Lust auf einen autokratisch herrschenden Blondie hat – auch schwer einzuordnen. Da braucht man Hilfe.

Aber auf dem Klo? RTL erklärt online in dem Text »5 Toiletten-Fehler, die fast jeder macht«, wie man richtig auf der Schüssel sitzt. Das ZDF bringt uns bei, welche Schlafposition »am besten« ist. Der Focus teases einen Artikel so an: »Wenn Sie zu den zwei Dritteln der Deutschen gehören, die täglich duschen, haben Sie sich vielleicht auch bereits die Frage gestellt, welcher Zeitpunkt der beste ist: Eine erfrischende Dusche am Morgen oder lieber entspanntes Duschen am Abend?« Ehrlicherweise kam mir diese Frage noch nie in den Sinn. Ihnen?

Da drängt etwas zur Eindeutigkeit, nach einer Welt, in der es klare Verhältnisse gibt, in der man einfach sagen kann, was »das Beste« wäre. Vielleicht wäre es also das Beste, mal kurz durchzutauen, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Aber, Sie ahnen es, so einfach ist das nicht. Beiträge, wie man atmet, sehen Freunde des Bewegtbilds bei Quarks und im Hessischen Rundfunk.

Es gibt einen Witz, der ganz gut beschreibt, wie sich das anfühlt, was wir da gerade aufführen. Ein betrunkener Mann läuft Runde um Runde um eine Liftaußsäule herum, tastet sich an den Plakaten entlang, stützt sich ab und schafft es nicht mehr weiter auf seinem Weg. Das geht eine Weile im Kreis, bis er ruft: Hilfe, ich bin eingemauert! Taumeln wir nicht auch gerade um Alltäglichkeiten, statt die Perspektive wieder auf den Weg zu richten, den wir eigentlich gehen sollten? Wenn wir also alle dieser betrunkenen Mann sind, dann sollten

wir uns nicht die Frage stellen, welche Plakate an der Liftaußsäule hängen, sondern was uns so den Verstand benebelt hat.

Zumal es bei all diesen Erklärungen nicht allein um die persönliche Lebensführung geht. »In der Gegenwart erhält man an jeder Ecke Ratschläge«, schreiben Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey in ihrem Buch *Zerstörungslust*. »Diese Ratschläge sind in der Sache wohlwollend und beruhend auf wissenschaftlichen Erkenntnissen. Aber schon der Volksmund weiß, dass Ratschläge immer auch Schläge sind.«

Vielelleicht fang die Rat-Schlägerei während der Pandemie an, als wir alle neu beigebracht bekommen haben, uns neben Neheiten wie Maskeratten auch die

Hände zu waschen, mindestens 30 Sekunden lang, ungefähr so lang, wie man für das bei uns Kleinkindern beliebte Lied *Happy Birthday* braucht. Viele Menschen hatten damals noch den Eindruck: Irgendwie geht das zu weit, der Staat benimmt sich wie ein Helikopter-Dad. Doch statt mit dem Abklingen der Infektionszahlen zurück zu einem mündigen Leben zu kommen, wurde es immer doller. Auch auf gesetzgeberischer Seite. Die Soziologen Amlinger und Nachtwey schreiben, dass es zwischen 2014 und 2025 in Deutschland 121 neue Gesetze und 8.000 neue Einzelvorschriften gab. Diese Zahlen stammen aus einer Kleinen Anfrage der AfD. Die reibt sich natürlich die Hände, bei dem Chaos, das durch diesen Ordnungswahn entsteht.

Denn das ist doch das Paradoxe dabei: Je fragmentierter und kleinteiliger wir das Leben erklären bekommen, desto komplexer erscheint es uns. Wenn es für jeden Handgriff eine Anleitung gibt, wie man ihn »am besten« erledigt, geht nichts mehr leicht von der Hand.

Also: Weg von der Liftaußsäule! Aber wie?

Es hilft nichts: Wir müssen es tun wie eine der Figuren aus Jonas Lüschers Roman *Verzauberte Vorbestimmung*. Er erzählt von einem Soldaten während des Ersten Weltkriegs, den inmitten einer Schlacht Zweifel überkamen. Sein Geist sagte ihm zwar noch, er müsse kämpfen. Sein Leib war derweil einziges Zittern. Aber dann, ein klarer Gedanke: »Nicht mit ihm.« Und: »Einer musste damit aufhören.« Er stand aus seiner Pfütze auf, wandte sich um und ging dorthin, wo er Paris vermutete.

Einer musste damit aufhören. Vielleicht hilft dabei ja dieser Gedanke: Soweit wir wissen, leben wir alle gerade zum ersten Mal. Das kann verunsichernd sein, vor allem ist es aber doch das Schönste, was das Leben bereithält, dass es eben keine Anleitung dafür gibt, dass wir einfach drauflosleben und vielleicht im Rückblick verstehen – vielleicht aber auch nicht. Vielleicht finden wir retrospektiv alles super, was wir so gemacht haben, möglicherweise gestehen wir uns Fehler ein. Aber wer versucht, alles richtig zu machen, der blockiert sich bloß selbst.

ANZEIGE

Viele politische Debatten werden hart und polarisiert geführt. Sachliche Themen werden schnell zum Kulturkampf. Deutschland ist ein Stück auf der Suche nach sich selbst. Dabei kann die Kultur eine wichtige Rolle spielen. Doch auch die kämpft um ihre Position. Gerade in der Hauptstadt. **Tagesspiegel-Chefredakteur Christian Tretbar** und seine Stellvertreterin **Anke Myrrhe** sprechen mit **Kulturstaatsminister Wolfram Weimer** unter anderem über die Rolle der Kultur in Deutschland und speziell in Berlin und gehen im Hauptstadtgespräch des Tagesspiegels mit Wolfram Weimer der Frage nach: Wohin steuert Deutschland?

Deutsches Theater, Schumannstraße 13A, 10117 Berlin. Standard-Ticket: 20€, Für Tagesspiegel-Abohnen: 14,99€, Für Schüler und Studenten: 10€



Christian Tretbar,
Anke Myrrhe
und Wolfram Weimer

8.12.2025, 19.30 Uhr,
im Deutschen Theater

Tickets unter:
tagesspiegel.de/gespraeche
(030) 290 21 - 500
Keine Abendkasse.



Deutsches
Theater

TAGESSPIEGEL

N

Nehmen wir ein ganz normales Abendessen. Meine Frau hat Polenta mit einer Soße aus Tomaten, Paprika und schwarzen Bohnen gemacht, obenauf liegen gebratene Sojaschoten. Sie kocht und ist seit einiger Zeit mit großer Begeisterung vegan, und obwohl ich eher mit Eiern, Milch und Nackensteaks aufgezogen wurde, mache ich gerne mit. Unsere Kinder, sie sind zehn, zwölf und dreizehn Jahre alt, essen nach wie vor Fleisch. Den beiden älteren hat meine Frau Reis mit Hackbällchen gemacht, unser Jüngster, der im Moment nur Nudeln mit Pesto isst, bekommt Nudeln mit Pesto.

»Ich schaff' nicht mehr«, sagt er nach zehn Minuten.

Sein Teller ist noch halb voll.

»Hat es nicht geschmeckt?«, fragt meine Frau resigniert.

»Ich hatte nicht so Hunger«, sagt er. »Kann ich mir einen Joghurt holen?«

Im nächsten Moment springen alle Kinder vom Essen auf. Wir kaufen immer genau drei von diesen Joghurts, bei denen die Schokokügelchen im Deckel eingeschweißt sind. Trotzdem rennen sie zum Kühlenschrank, als wäre nicht für jeden einer da. Während meine Kinder vorsichtig die Folie abziehen, damit bloß kein Kugelchen auf den Boden fällt, greife ich mir ihre Teller, um sie einen nach dem anderen leer zu essen. Sobald meine Kinder ihre Mahlzeit beendet haben, kann ich meinen Veganismus vergessen.

»Du musst das nicht machen«, sagt meine Frau.

Aber wer soll es sonst tun?

Sie ist es ja nicht.

Seitdem meine Kinder keinen Babybrei mehr bekommen, esse ich ihnen hinterher. Ich halte es einfach nicht aus, wenn Lebensmittel weggeworfen werden. Ich stopfe kalte Pommes in mich hinein, nage angebissene Äpfel ab, quetsche Tetrapaks aus, scanne die hinteren Ecken unseres Kühlchranks nach vergessenen Sachen ab. Mein Speiseplan wird von Mindesthaltbarkeitsdaten bestimmt. Alles, was übrig ist, wegsoll oder bald schlecht wird, ziehe ich mir rein. Es ist ein bisschen wie Containern – nur in der Familie.

»Gib's Papa«, heißt es bei meinen Kindern.

Sie räumen das Geschirr ab – ich das Essen.

Als mein kleiner Sohn auf die Toilette verschwindet, bin ich mit allen Tellern durch. Jetzt wären noch die halb vollen Schüsseln mit dem Reis, den Nudeln und den Hackbällchen zu leeren. Natürlich könnten wir sie in die Vorratsdosen umfüllen und für morgen in den Kühlenschrank stellen, aber wenn ich an die Lasagne denke, die dort seit zwei Tagen auf mich wartet, wird mir jetzt schon flach im Magen. Wenigstens greife ich mir den Joghurt meines Sohnes, von dem er nur die Schokokügelchen gegessen hat.

»Wo ist mein Joghurt?«, fragt er, als er zurückkommt.

»Hab' ich gegessen«, sage ich.

Da steigen ihm die Tränen in die Augen. »Den hatte ich mir extra aufgehoben.«

»Es tut mir leid«, sage ich.

»Immer ist du meine Sachen auf!«

Als Vater ist es mir wichtig, dass meine Kinder lernen, Essen wertzuschätzen. Es geht nicht bloß darum, dass die Sachen Geld gekostet haben oder meine Frau sie mit viel Liebe zubereitet hat. Ich möchte, dass sie verstehen, dass Menschen Mühe in diese Nahrung stecken, sie anbauen, ziehen und ernten, dass Tiere dafür sterben und dass vieles von dem, was wir kaufen, einen weiten Weg hinter sich hat.

Ich bin auf dem Land aufgewachsen. Dass Essen weggeworfen wurde, gab es bei uns nicht. Blieb etwas übrig, verfütterten wir es an unsere Schweine und Hühner, bis wir sie schlieflich schlachteten und ihrerseits aßen. Ein geschlossener Kreislauf. Heute lebe ich in der Stadt und darf den Kaninchen unserer Kinder nicht einmal den steinharten Biobrot-Kanten geben, weil der Tierarzt sagt, das sei schlecht für ihre Verdauung.

Laut Angaben des Bundesnährungsministeriums wurden in Deutschland pro Jahr zuletzt fast elf Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen, mehr als die Hälfte davon entfielen auf private Haushalte. Das macht pro Jahr und Kopf fast 75 Kilogramm Essen, das einfach so im Müll landet. Ich finde das Wahnsinn.

Auf der anderen Seite würde ich meine Kinder nie dazu zwingen, aufzuhören. Sie sollen lernen, auf ihre eigenen Bedürfnisse zu hören. Ich will, dass sie eine innere Stimme entwickeln, die ihnen hilft, sich in dieser immer chaotischer werdenden Welt zu orientieren. Da muss ich sie auch frei über ihren Appetit entscheiden lassen. Es ist eben nur so, dass die Folgen dieser Freiheit auf meinem Handy zu installieren.

»Kann ich das wegwerfen, Papa?«
»Nein, das esse ich noch.«
»Das gärt aber schon.«
»Ach was! Zeig mal her.«

Später beim Abendbrot erzählte er, dass sie im Winter 1944 so wenig zu essen hatten, dass sein Vater nach der Suppe vor aller Augen den Teller anhob und ableckte. Sie waren eine Familie, in der man Wert auf Tischmanieren legte und jeder eine weiße Stoffserviette besaß. Jetzt aber ging es darum, nicht zu verhungern. Das Entsetzen darüber, in welche Situation sie gekommen waren und wozu sie das gezwungen hatte, war meinem Schwiegervater auch achtzig Jahre später noch anzumerken.

Natürlich ist Essen in Deutschland heute nicht mehr knapp. Wir leben in einer Welt des Überflusses. Wohin man sieht, gibt es von allem mehr, als man braucht. Das gilt nicht nur für Lebensmittel. Gute Eltern sind heute die, die

Projekt« das Individuum aus jeder Fremdbestimmung befreien wollen. Andererseits sollte sich dieses Individuum für die Rettung der Umwelt aber freiwillig selbst beschränken. Wo das gesellschaftlich nicht aufging, weil die einen vom Fliegen nicht lassen wollten, versuchten die anderen eben, privat das Schlimmste zu verhindern, und fuhren tapfer Rad und Bahn. Ich wollte, dass meine Kinder lernen, Essen wertzuschätzen, stattdessen löffeln ich ihre Suppe aus.

Wie findet man da wieder raus?

»Indem man eine Psychotherapie macht«, sagt Alexander Cherdron und lacht. Er ist Psychotherapeut, hat selbst drei Kinder und ein Buch über die besondere Beziehung zwischen Vätern und ihren Söhnen geschrieben. Dass ich mit

ner gespielt wird, damit man weiß, wann man wie zu reagieren hat. »Aber spätestens als Erwachsener sollten Sie diese Software Ihren eigenen Bedürfnissen anpassen«, sagt er. »Sie müssen sie updateen.«

Lebensmittel zu verschwenden, löst in vielen Kulturen Schuldgefühle aus. Oft gilt Essen als heilig, als Gabe Gottes, es wegzwerfen, demzufolge als Undank, sogar Frevel. Ich wurde nicht religiös erzogen, aber dass ich aufessen soll, weil in Afrika Kinder hungern, habe ich auch gehört. Ich sollte mir bewusst sein, dass es mir besser geht, und mich entsprechend verhalten. Indem ich jetzt die Reste meiner Kinder äße, würde ich versuchen, die Stimme meiner Eltern in meinem Kopf zu beruhigen, sagt Cherdron.

»Die Frage ist, was wollen Sie?«

»Ich will meinen Kinder nicht mehr hinterheressen müssen«, antwortete ich. »Aber wegwerfen will ich eben auch nichts.«

Im nächsten Moment frage ich mich, welches Vorbild ich meinen Kindern mit meiner Methode eigentlich weitergebe. Werden sie sich bereitstellen auch über die halb vollen Teller ihrer Kinder beugen, um sie zu leeren? Oder reichen sie sich einfach an mich weiter?

»Du kannst nicht mehr, mein Schatz? Dann gib's Opa!«

»Man ist als Vater nie perfekt«, sagt Cherdron. »Seien Sie zufrieden damit, gut genug zu sein. Immerhin sind Sie so weit gekommen, dass Sie Ihre moralischen Werte Ihren Kindern nicht eins zu eins aufzwingen. Sie sind schon einen Schritt weiter.«

»Aber ich will ja, dass sie aufessen!«

»Dann sagen Sie das! Grenzen zu setzen, ist wichtig.«

Wenn ein Kind schwimmen lernen soll und man es nie anders als in einem winzigen Planschbecken üben lässt, dann erkennt man es ein. Das bedeutet nicht, man soll das Kind im offenen Meer aussetzen und sagen: Schwimm, wohin du willst.

Begrenzen ist eine väterliche Aufgabe», sagt Cherdron.

Vermutlich werde ich es immer wichtig finden, Essen zu ehren. Ich will das nicht aufgeben, nur weil meine Eltern das schon wichtig fanden oder weil es in Zeiten des Überflusses überholte zu sein scheint. Das trifft auch auf die Männer aus meinem Bekanntenkreis zu. Sie finden, Essen darf nicht verschwendet werden, aber sie wollen als moderne Väter nicht mit der Faust auf den Tisch häuen, um das klarzustellen. Es ist nicht der Wert an sich, den sie updateen wollen, sie scheitern eher an der Vermittlung.

Als ich auf dem Bauernhof aufwuchs, hatten wir fast alles, was wir aßen, selbst erzeugt. Jedes Schwein, das wir schlachteten, kannte ich persönlich. Ich hatte ja das ganze Jahr seinen Stall ausgemistet. Im Frühjahr schnitt ich die Obstbäume zurück, grub den Garten um und baute die Frühbeete auf. Im Sommer saßen mein kleiner Bruder und ich stundenlang auf den Stufen vor unserem Haus, um die Erbsen, die wir geerntet hatten, aus den Schoten zu pulen. Aber diese Welt ist Vergangenheit.

Vor einigen Tagen haben meine Frau und ich mit unseren Kindern Sushi gemacht. Wir sind in den Asia-Laden gegangen, um Reis, Algenblätter, Wasabi und Surimi zu kaufen und diesen speziellen Essig, den man in den noch warmen Reis röhrt. Die Kinder haben Gurken, Paprika und Avocado in feine Streifen geschnitten, dann haben wir sie mit den Bambusmatten in den Reis gerollt. Es hat eine Ewigkeit gedauert, aber wir haben die ganze Zeit zusammen um den Tisch gesessen und geredet. Am Ende war alles alle.

Ich war selig, gleichzeitig sah ich, dass die keine Lösung war. Wir konnten nicht jeden Tag zusammen kochen, nur damit nichts übrig blieb. Irgendwann würden sich doch alle wieder auf mich verlassen – und da verstand ich es: Es lag an mir. Meine Kinder konnten nicht lernen, dass Essen kostbar ist, solange ich für sie ihre Teller leer aß. Man bringt niemandem etwas bei, indem man seine Aufgabe für ihn löst.

Als wir am nächsten Tag zum Abendbrot zusammensaßen und meine Kinder sich die Teller voll luden, setzte ich mich gerade hin und sagte sehr ernst: »Ich esse ab heute übrigens eure Reste nicht mehr auf.« Und was soll ich sagen? Es war gar nicht so schwer.



Ich könn' das auffressen vor Liebe!

Unser Autor bringt es nicht übers Herz, Lebensmittel zu vergeuden. Also aß er auf, was seine Kinder übrig ließen – jeden angebissenen Apfel, jede kalte Fritte. Bis es ihm zu viel wurde

von MARCUS JAUER

Fast alle Väter aus meinem Bekanntenkreis stecken in demselben Zwiespalt. Einer überbackt sich nach der Arbeit die nicht aufgegessenen Schulbrote seiner Kinder im Ofen, einer bestellt für sich im Restaurant nur noch einen leeren Teller.

Mein Schwiegervater hat als Ehemann und Vater viele Dinge anders gemacht als ich heute. In diesem Moment aber fühlte ich mich ihm sehr nah. Zwei Männer, gebunden durch denselben Bann. Als meine Frau aus der Tür war, bot ich ihm an, das Müsli heimlich die Toilette runterzuspülen.

Er nahm einen Löffel, und ich konnte seinem Gesicht ansehen, dass das Müsli ungernießbar war.

»Lass es hier«, sagte er. »Ich ess' es später.«

Mein Schwiegervater hat als Ehemann und Vater viele Dinge anders gemacht als ich heute. In diesem Moment aber fühlte ich mich ihm sehr nah. Zwei Männer, gebunden durch denselben Bann. Als meine Frau aus der Tür war, bot ich ihm an, das Müsli heimlich die Toilette runterzuspülen.

»Na gut«, sagte er. »Aber sag ihr nichts davon.«

ihren Kindern Optionen schaffen. Das passende Hobby, die richtige Kita, Schule, Uni, das über Beziehungen klargemachte Praktikum – man zerreißt sich, damit die Kinder Fülle und Auswahl haben.

Da kann ich doch nicht anfangen, das Essen zu rationieren, damit sie seinen Wert erkennen. Unsere Küche, ein Ort der Verknappung, während draußen die All-you-can-eat-Welt wartet.

Der Politikwissenschaftler Ingolf Blühdorn zeigt in seinem Buch *Unhaltbarkeit*, wie schon die Umweltbewegung an diesem Widerspruch gescheitert ist. Einerseits habe das ökonomizatorische

manie, kein Essen verkommen lassen zu können, ein Fall für eine Therapie bin, glaubt er aber nicht im Ernst. »Sie sind nur einfach noch im moralischen System Ihrer eigenen Eltern gefangen.«

Eltern versuchen, ihren Kindern ein Wertegerüst zu vermitteln, daran ist nichts falsch, das ist ihre Aufgabe. Du sollst nicht lügen! Sag »bitte« und »danke!« Gib nicht so schnell auf! Jeder

kennt diese Sätze. Unsere Eltern haben sie schon von ihren Eltern gehört. Cherdron vergleicht sie mit einer Software, die einem als Kind auf den Rechner gespielt wird, damit man weiß, wann man wie zu reagieren hat. »Aber spätestens als Erwachsener sollten Sie diese Software Ihren eigenen Bedürfnissen anpassen«, sagt er. »Sie müssen sie updateen.«

Foto: Isa Rus



Oberhalb von Gerola Alta: Frisches Weidegras ist zentraler Bestandteil für höchste Käsequalität



TIPPS

Alm-Erlebnis

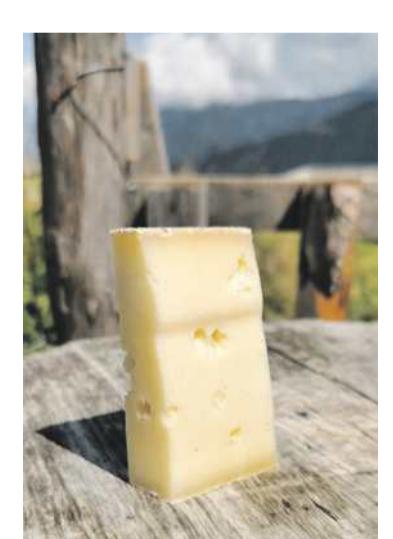
Die erfahrenen Outdooguides von Onestepoutside planen und organisieren maßgeschneiderte Wander-, Biking- und Genusstouren rund um das Val di Bitto und den Comer See. Für Käseerlebnishungrige ist die zweitägige Wandertour mit Hüttenübernachtung, Sennereibesuch und Ricottakurs ein Muss, zum Abschluss wird die Polenta über dem offenen Feuer gekocht. onestepoutside.it

Bottega Fratelli Ciapponi

Von außen ein wunderschöner alter Delikatessenladen, innen eine duftende, mit Patina bestäubte Zeitmaschine. Das 1883 eröffnete Feinkostgeschäft der Gebrüder Ciapponi in der Altstadt von Morbegno, im Val di Bitto, befindet sich noch weitgehend im Originalzustand. In Nischen, Ecken und Kellern reifen Wildschweinsalamis, Bresaola und Hunderte von Käsen, der Weinkeller geht drei Stockwerke in die Tiefe. Wer mit leeren Händen aus diesem Spezereien-Wunderland kommt, war nicht da. ciapponi.com

Himmelsbrücke

Über einem steilen, bewaldeten Flusstal schwingt, wackelt und hält Europas höchste Hängeseilbrücke, die Ponte nel Cielo. Die 234 Meter lange tibetische »Himmelsbrücke« verbindet die beiden Seiten des Val Tartano, eines Paralleltals zum Val di Bitto. Wer die 700 Lärchenholzböhlen überschreitet, kann den atemberaubenden Panoramablick von den Rätischen Alpen über den Colombera-Staudamm bis zum Talgrund des Valtellina genießen. pontenelcielo.it



NACHWACHSENDES GOLD

In der Lombardei kann man sein Geld in Käse anlegen – vorausgesetzt, man erwischte den richtigen Moment VON OLIVER MARIA SCHMITT

Geld kann man nicht essen? Von wegen – es schmeckt sogar: karamellig, salzig, einzigartig. Aber nur, wenn man es bei den »Storico Ribelle«, den Historischen Rebellen im italienischen Gerola Alta angelegt hat. Im krisensicheren Gelbgold: Käse. Also nichts wie hin zur Anlageberatung ins Tal des Bitto, zur Käsebank! Hoch in den Alpen der Lombardei, harten der Grenze zur Schweiz, lagert nicht nur der teuerste, sondern wohl auch älteste Käse des Planeten. Nach einem Anlagezeitraum von zehn Jahren, so munkt man, kann er traumhafte Renditen erzielen – und dabei köstlich schmecken.

»Slow Food Presidio«, warnt eine Tafel am Eingang des Centro Storico Ribelle. Das bedeutet, ich muss mit kleiner handwerklicher Produktion rechnen und setze auf ein ökologisch und kulturell geprägtes Wertobjekt – in einem »Zentrum historischer Rebellen«. Ist das überhaupt ein seriöses Bankinstitut? Der Service an der Theke, wo ich ein Käsekonto eröffnen will, zwingt mich zur Entschleunigung: Carlo Mazzola muss alles alleine stemmen – hier hobelt der Chef des Konsortiums der Käserebellen noch selbst. Bitto heißt dieser Käse traditionell, benannt nach dem gleichnamigen Gebirgsbach, der hinter dem bunt bemalten Käserebellenzentrum im Bergdorf Gerola Alta talwärts rauscht.

Motorradfahrer aus Tschechien, ein französisches Pärchen, deutsche Mountainbiker und italienische Dorfbewohner – alle warten geduldig, bis der hagere Mann mit dem »Diet is a crime«-Shirt Zeit für sie hat. Anstatt mich zu bedienen, fragt er mich, ob ich Zeit hätte – bis morgen. Dann könnte er mich mitnehmen auf eine Alpe, Käse und Ricotta holen und meinen Anlagehorizont erweitern. Danach könnte ich ja entscheiden, ob Käsegold das Richtige für mich sei. Heute darf ich mich schon mal unten im Keller umschauen. Im Käsetresor.

Das Fort Knox des Käses: kein Wachmann, keine Videoüberwachung, keine tonnenschwere Tresortür – nur ein kühler Keller mit Holzregalen, in dem es buttrig duftet. Regale voller großen schweren, dicker Goldtaler: Käseräder in allen Größen liegen, stehen und hängen bis unter die Decke, kunstvoll beschriftet und bemalt, mit Sprüchen, Widmungen und

Scherzen: »Anti-Covid!«, steht auf einem. Oder: »Nur für Opa Gig!« Das Ristorante La Baia in Cremù hat sich 2019 gleich zwei Laibe gesichert; ein französischer Delikatessenhändler ganze fünf Räder aus fünf aufeinanderfolgenden Jahren; und Mirko und Silvano haben ihren Hochzeitskäse aus dem Jahr 2016 immer noch nicht abgeholt. Jedes Rad zeigt den Namen der Alpe, die ihn hergestellt hat und dazu das Produktionsjahr: 2024, 2018, 2012, 2009. Einer trägt gar die Jahreszahl 1996. Da war Clinton noch Präsident, und keiner kannte das Wort »Selfie«.

Tatsächlich ist dieser Käse ein Zeitzeuge: Im 16. Jahrhundert bejubelt der reisende Mönch und Humanist Ortenio Lando den »Käse des Bittos«, er taucht aber schon vor über tausend Jahren in Handelsdokumenten auf, die bereits den hohen Preis und die lange Lagerfähigkeit des Bitto erwähnen. Wegen seiner traditionellen Herstellungsmethode – ohne Starterkulturen, ohne jegliche Chemie – sei er so lange haltbar, sagt Carlo. Nach drei bis sechs Jahren schmecke er ihm am besten.

Jeder Laib ist eine Wette gegen die Zeit. Wenn Carlo einen besonders alten Käse anschneidet, kann das Ergebnis irgendwo zwischen kulinarischer Erleuchtung und Tropfsteinhöhle liegen. Der älteste Bitto, den er verkostete, war 22 Jahre alt und »definitiv nicht mehr gut«. Er lacht, wie jemand lacht, der sich mit Schicksal und Mikroorganismen längst arrangiert hat. Jeder Anschnitt eines historischen Bitto sei eben eine Überraschung. »Wie wenn man eine alte Flasche Wein öffnet.«

Hier in der Käsebank sei der Bitto jedenfalls gut angelegt und werde bei Idealtemperatur gepflegt. Von Leuten wie Rainer Rota, der die Laibe im Keller auf einer Art Töpferscheibe zum Rotieren bringt, um sie von Verunreinigungen und Schimmel zu befreien.

Um die 75 Euro pro Kilo kostet ein Bitto aus dem Vorjahr. Der 2021er kostet schon fast doppelt so viel, und der aktuell noch angebotene historische Rebelle von 2015 liegt bei 320 Euro pro Kilo. Ich wittere eine Traumrendite von mehr als 30 Prozent. Teuer indes ist der Bitto nicht wegen Marketing, sondern wegen Mathe-matik: Es gibt ihn kaum. Die meisten

Laibe seien längst reserviert, sagt Carlo, für Liebhaber, Restaurants, Händler und Käseaufzüchter. Und auf Auktionen tauchen nie mehr als ein paar Laibe auf.

Die werden übrigens nicht unter ihrer Herkunftsbezeichnung »Bitto« angeboten, sondern als »Storico Ribelle«. Als irgendwann die DOP-Gemeinschaft der Bittohersteller die Produktion industrialisierten wollte, Futtermittel und Fertigerhilfen zuließ, stieg eine Handvoll Puristen aus: die Käserebellen, die ihren Langzeitkäse weiterhin nach der historischen Methode herstellen wollten. Bizarreweise wurde ihnen die Nutzung des Namens Bitto von den Industriekäsern untersagt. Und nun verklagt auch noch ausgerechnet eine deutsche Firma namens »Käserebellen« die italienischen Traditionalisten wegen »Verwechslungsgefahr«. Europa, wie es käst und klagt.

Um die Produzenten vor dem Preisdruck durch Supermarktketten zu schützen, bezahlt das Konsortium seinen zwölf Sennern den Preis, den es braucht, um davon leben zu können. Dafür müssen Rinder und Ziegen vorgeschrifter Rassen – der Rebellenbitto enthält etwa zehn Prozent Ziegenmilch – von Mai bis September frei zwischen 1.400 und 2.200 Metern leben, sich ausschließlich von frischem Weidegras ernähren, und die Rohmilch muss sofort nach dem Melken vor Ort verarbeitet werden.

Am nächsten Morgen rumpele ich mit Carlo in seinem SUV dort hinauf, über steinige Serpentinen, das Bittotal unter uns klafft als dunkelgrüne Schlucht. Hier, in einem der vielen Seitentäler des majestatischen Valtellina, liege der Schnee immer bis Mai, sagt Carlo. Wenn die Kühe danach auf die Almen kommen, folgen sie bergaufwärts dem Wachstum der Wiesengräser. Am Sommeranfang stehen die Wiesen prallgrün im Saft, dann geben die Tiere mehr Milch, und die Käselaibe sind groß. Über den Sommer wird das Gras spärlicher – und die Laibe werden immer kleiner. Aus dem Heumilch im Winter wird der mildere Furmäcc del Féen bereitet, der sich hervorragend an Pizzoccheri macht, der traditionellen lombardischen Buchweizenpasta, oder in der Polenta Taragna, die vor Käsestückchen nur so strotzt. Lebenserhaltende Bergvölkerspeisen, bei denen jeder Ernährungsberater in Ohnmacht fiele.

Carlo parkt, jetzt geht's zu Fuß weiter hinauf. Der Himmel so blau, dass man ihn fast trinken möchte. Wir sind auf zweitausend Metern, unten uns glitzernd die aufgestauten Fluten des Lago di Trona. Das Veltlin, wie das Tal im Deutschen heißt, ist Vorratsschrank, Wasserspeicher und Batterie Norditaliens, neben Strom aus Wasserkraft produziert man hier hochwertige Lebensmittel und hervorragenden Wein. Weit schweift der Blick über die spitzen Zinnen der Bergamasker Alpen, die hier Alpi Orobie heißen. Der Pfad führt uns durch sattgrüne Almen, Rundherum das metallische Gebimmel der Kuhglocken, durchsetzt vom Brummen der Insekten. Der Wind riecht nach Alpenkräutern und Rauch.

Carlo zeigt mir im Viereck liegende Steinreste auf dem Boden – die Ruinen alter Caléccs, einfacher Sennereien der Vorzeit. Eine lang anhaltende Liebesgeschichte zwischen Mensch, Milch und Mikroben ist das hier. Carlo hat schon mit fünfzehn auf Berghäuser gearbeitet, später seine eigene große Hütte bewirtschaftet, danach in Bologna Geschichte studiert. Heute leitet er mit Stolz und Überzeugung das Konsortium der Käserebellen, und nebenher ist er auch noch Bergretter.

In einer Baita, einer kleinen Sennerröhre, knistert das Feuer unter dem Kupferkessel.

Erika Mazzola führt, ihr Partner Manuele legt Holz nach, und Erika röhrt und röhrt in 130 Litern Kuh- und Ziegenmilch, die exakt auf 50 Grad gebracht werden sollen. Mit der Hand holt sie etwas Käsebruch aus der Flüssigkeit, er ist reiskörnig. Nach einer halben Stunde wuchtet sie den schweren Batzen mit einem Stofftuch aus dem Kessel, achtzehn bis zwanzig Kilo, alles reine Muskelaarbeit. Doch die kleine Frau bewegt sich mit der Souveränität und Routine einer Ballerina. »Je schneller die Milch verarbeitet wird, desto besser kann der Käse altern«, sagt sie und presst den Batzen mit dem Bruch in die hölzerne Bittoform. Danach wird die übrige Molke weiter erhitzt und zu Ricotta verarbeitet.

Erika spricht sechs Sprachen. Sie stammt aus Bergamo und studierte mal Anglistik, Romanistik und Slawistik. Dann verliebte sie sich – nicht in einen Mann, sondern in das Leben auf den Bergen: »Hier ist der Himmel groß und weit und offen, nicht so wie in der Stadt.«

Ihren Eltern schrieb sie von einer Hütte, sie komme nicht mehr zurück. Seit über zehn Jahren stellt sie nun Käse her, zusammen mit Manuele, der den fertigen Laib später auf dem Rücken hinunter zur kleinen Caseria tragen wird. Dort reift er, bis er am Ende der Saison hinunter in den Käserebellentresor wandert. Vierzig Kühe, vierzig Ziegen, dazu vier Hunde, vier Pferde und ein Esel – Erika Welt ist ein zoologischer Mikrokosmos, in dem alles kreist um Milch, um Wärme und Geduld. »Reich werde ich damit nicht«, sagt sie, »aber Reichtum heißt, das zu tun, was man liebt.« Oder aber, ordentlich in Käse anzulegen, denke ich.

Wieder im Rebellenzentrum, steigt die Spannung. Endlich wird verkostet, die organoleptische Prüfung meines potenziellen Anlageobjektes! Mir läuft das Wasser im Mund noch heftiger zusammen, als draußen der Bitto rauscht.

Carlo bringt eine Käseplatte, präsentiert sie so ehrfürchtig, als handle es sich um Kunstreiche. Der hellgelbe, noch jugendliche 2024er glänzt mit zarter Säure und Mandelnoten; der goldblonde 2022er ist salziger, krämeliger, kräfliger; der ockerfarbene 2018er tief nussig, mit dezenten Süße, fast wie Käserinde mit Charakter. Und dann der goldsandfarbene 2009er – 16 Jahre alt, betörend salzkaramellig, mit einem eleganten Hauch von Ziege.

Langsam kau ich meine Kostproben, lasse sie auf der Zunge schmelzen, um an die süß-salzige Seele dieses Käses zu kommen. Schon nach dem ersten Bissen verstehe ich: Das ist kein Lebensmittel, das ist eine Lebensphilosophie. Wie sagte schon Freddy Formaggio, der Warren Buffet des Veltlins, den ich mir gerade ausgedacht habe? Der beste Zeitpunkt, in Bitto zu investieren, war vor zehn Jahren. Der zweitbeste ist jetzt.

Carlo holt eine lange Liste, runzelt die Stirn, öffnet eine Datei und schaut auf den Bildschirm. Wahrscheinlich muss er prüfen, wie viele Bittocoins mein Investition kostet. Bitte ein Bitto! Dann blickt er bedauernd auf und mich an: »Leider Pech gehabt. Wir haben heute Morgen den letzten freien Laib für 2026 vergeben. Wie – kein Käse mehr frei? Die Käsebank bleibt für mich geschlossen?«

Nein, tröstet Carlo, ich müsse einfach noch ein Jahr warten. Für dieses Slow Food war ich wohl nicht schnell genug.



Johannes Halters Brennerei ist Teil der Schnapsroute. Flaschen und Gläser hängen für Wanderer an Bäumen

Foto: Dimitri Deli/Team Tiege

Auch Wanderer brauchen Sprit

Frühmorgens ein Birnenschnaps, abends Bergpanorama: Auf dem Brennersteig im Schwarzwald pilgert ASTRID PROBST von einer Flasche zur nächsten

Es ist nicht mal elf Uhr, als ich an diesem Tag den ersten Schnaps trinke. Ich nippe. Birnenschnaps. Er kratzt. Ich huste wie ein Teenie, der zum ersten Mal an einer Zigarette zieht. Es ist eindeutig zu früh für Alkohol. Aber ich kann ja schlecht erst am Abend loswandern.

Ich habe mir den Oberkircher Brennersteig vorgenommen. Eine Tagstour, knapp 14 Kilometer, leicht zu schaffen. Ohne Schnaps geht's natürlich nicht. Denn um den dreht sich ja alles. In Oberkirch, einem Schwarzwald-Städtchen von 20.000 Einwohnern nahe Straßburg, sind rund 700 Hausbrennereien zugelassen. Das verdankt der Ort einem Straßburger Bischof, der den hiesigen Bauern vor 300 Jahren ein Recht verlieh, das eigentlich nur für Fassbinder galt. Weshalb man Oberkirch in der Region gern auch mal Europas Brennerhauptstadt nennt.

Ein Wanderweg im Zeichen des Obstbrands – das mag im Schwarzwald und insbesondere in Oberkirch zwar naheliegen. Aber es bleibt doch eine Herausforderung, wenn man beidem, dem Brantwein und dem Wandern, gerecht werden will.

Ich wandere gern. Ich sage auch zum Obstbrand nicht Nein. Also nehme ich die Herausforderung an. Immerhin liegen entlang des Wegs nur acht Brennereien, das klingt im Vergleich zur Gesamtzahl der lokalen Brennlizenzen schon mal nach lächerlich wenig.

Der Brennersteig beginnt in Ödbsbach, einem Oberkircher Ortsteil voller Einfamilienhäuser mit eingezäunten Gärten. Hinter einem der Häuser, mit Traktor im Hof, marschiere ich über eine Wiese einen Hang hinauf. Die Onlinekarte des lokalen Tourismusverbands zeigt an, dass mein erster planmäßiger Halt auf dem Brennersteig nicht weit ist. Schon vom Hang aus ist er zu sehen: der Halterhof, ein Fachwerkhaus mit bräunlichen Ziegeln, rundherum knorrige Obstbäume, dazwischen zwei große Tipis. Wäre ich nicht nüchtern, hätten die mich noch mehr verwirrt. In den Zelten drängen sich Bänke um eine Feuerstelle, aber die ist gerade aus.

Johannes Halter bittet mich in seinen Hofladen. Wo man hinblickt, stehen Schnapsflaschen in Holzregalen. An den einzigen freien Stellen hängen Auszeichnungen. Halter schenkt gleich siebenfach ein: einen Brand aus der Streuobstbirne Subira, einen Williamsbirmschnaps, einen Birnenbrand, der in einem Rumfass aus Jamaika reift, einen Kirschbrand. Außerdem Liköre aus Sauerkirsche, Birne und Erdbeere mit Chili. Ich überwinde meine Hemmung, schon morgens zu trinken, und nippe drauflos.

»Haben Sie auch Schnaps aus Tom-bam...«, nuschle ich, weil ich die Silbenabfolge vergessen habe. Halter lacht. Es dauert, bis er wieder reden kann. Topi-nambur! Die Knette wird hier fast in jeder Brennerei zu Schnaps verarbeitet. »Das mit der Aussprache wird mit jedem Glas leichter«, sagt Halter und lässt mich probieren. »Und?«, fragt er. »Holzig, grasisch, erdig, mild«, sage ich. Er nickt.

Ich könnte direkt im Halterhof versacken. Oder auf dessen Gelände. Denn der Brennersteig windet sich zwischen den Bäumen hindurch über Halters Streuobstwiese, vorbei an 25 Vogelhäuschen, die von ebenso vielen Schnapsflaschen bewohnt werden: Selbstbedienung. Zahlen

kann man, indem man Geld in eine Kassette wirft, oder per PayPal.

Ich muss an den Garten Eden denken. Obstbaum und Versuchung. Ich probiere einen Brand aus Zibarten, einer Wildpfalme. Er schmeckt süß und samlig. Dann zwinge ich mich, weiteren Vogelhäuschen aus dem Weg zu gehen. Sonst komme ich nicht voran.

Um mich zu erden, trinke ich Wasser und beiße in eine Semmel. Der Weg schlängelt sich über weitere Streuobstwiesen, ich schlängle mit. Es folgt ein moosig riechendes Waldstück, dann fühle ich mich in eine kleine Wandertauglichkeitsprüfung versetzt: Ich stolpere über Wurzeln, gehe um einen Weier, der so unpröktisch auftaucht, dass er ausgedacht wirkt, und balanciere stolz über einen Balken, der längs auf dem Weg liegt. Stolz, weil ich es vermieden habe, im Matsch zu landen. Einer geht noch!

Ich erreiche die Brennerei Grüner Baum. Sie liegt etwas versteckt hinter einem Wohnhaus. Auf dem Weg über Grundstück kommt mir das Wort »Hausfriedensbruch« in den Sinn. Aber an der Hauswand hängt ein Kasten mit Schnaps und Geldkassette. Auch hier könnte ich also selbstbedient trinken. Doch ich bin verabredet. Der Brenner Johannes Müller-Herold, mit Unterlippenbart und zum Zopf gebundenen Haaren, heißt mich in einer Art Wintergarten willkommen, der zu seiner Destillerie gehört. Wir plaudern über die Steinfässer, in denen Schnaps lagert, über Brenner, die aus dem Ausland zu Besuch kommen, weil sie selbst kleine Brennereien aufbauen wollen, und über seinen alemannischen Whisky. Alemannisch deshalb, weil das Getreide in der Gegend angebaut wird. Der zehnjährige Whisky ist nussig und ölig. Nippen reicht hier nicht, ich leere das Glas und kippe alle Überlegungen zur Mäßigung hinterher.

Wenn ich wandern gehe, will ich normalerweise an nichts denken. Das gelingt mir nur selten. Jetzt aber scheint mir Schnaps wie ein Wundermittel, das – richtig dosiert – die Gedanken in Watte packt. Selbst die Sonnenstrahlen nehmen ich plötzlich bewusster wahr. Allerdings auch meinen Hunger.

Zurück auf einer Teerstraße stehe ich vor zwei Restaurants und einer Entscheidung: Erst in über einer Stunde gäbe es eine weitere Einkehr. Also wähle ich zwischen dem Waldhotel Grüner Baum (sehr schick) und dem Almstübli (fast genauso schick) das zweite von beiden, bestelle Spätzle mit Soße.

Wohlig schwer wandere ich anschließend weiter am Ortsrand von Oberkirch entlang. Kinder spielen. An einem Haus entdecke ich im Vorübergehen einen Glaskasten mit Schnapsflaschen, dessen Inhalt ich zu ignorieren beschließe.

Der Ödbsbach gluckert, und ich verliere mich in Tagträumen, bis mir einfällt, dass der Brennersteig doch kaum auf Asphalt verlaufen soll, nur acht Prozent, um genau zu sein. Ich checke am Handy die Route und stelle fest: Ich habe mich verlaufen.

Aber die Richtung stimmt. Ich schnauft eine Straße hoch. Ein Schild voller Herzchen taucht auf: Schnäpli to go. Ich habe mich erfolgreich wieder eingefädelt und kehre ein im Sesterhof.

Zwar können hier viele Brennereien von sich behaupten, sie seien alt, aber der Sesterhof ist die älteste. Weil es den Hof schon seit dem 16. Jahrhundert gibt, ist er als regionales Kulturerbe eingetragen. In der Mitte des Anwesens

wirft ein Kastanienbaum Schatten, Thomas Sester stößt die Tür zum Brennhaus auf. Darin der Kupferkessel, eingemauert. Wie fast alle hier verarbeiten er und seine Frau Carina hauptsächlich eigenes Obst, machen daraus eine Maische und destillieren die im Brennkessel. Viel Masse machen sie nicht, den Schnaps brennen sie eher nebenbei. »Was weg ist, ist weg«, sagt Carina Sester. Gerade ist genug da.

Aber ich bin zu voll nach 14 Schnäpse. Und was ich nun begreife: Ich habe mich verquatscht. Es ist bereits Nachmittag, und eine ordentliche Strecke liegt noch vor mir. Nicht zu schaffen, sagt Carina Sester. Nicht wenn man bei fast allen Brennereien anhält und plaudert. Beschämter über meine schnapselige Trödelei steige ich ins Auto zu Thomas Sester; er fährt mich ein Stück und lässt mich dann an einem Waldstück raus.

Kein Auto ist zu hören, dafür Vögel und Blätter, die der Wind durchröhrt.

Lange war ich allein unterwegs, nun kommen mir Familien wandernd entgegen. Sie sehen nicht aus, als würden sie den Brennersteig auskosten wie ich. Wobei das womöglich nur wenige tun, hatte Carina Sester gesagt. Die meisten würden unterwegs drei oder vier Schnäpse trinken. Oder bei einem Hof versacken.

Steil führt der Weg hinab zu einer Lichtung, unter meinen Füßen Steine, Geröll, Wurzeln, eine Challenge für engagierte Brennersteig-Besucher. Für einen paar Minuten setze ich mich auf eine Bank nahe des Panorama-Hisli. Dort hängen Flaschen zum Zapfen an der Wand, darunter ein Korb voller Schnapsgläser aus Plastik und eine Kasse für Geld. Ich zögere. Was ist schon eine Schnapswanderung ohne Schnaps? Und ohne Wandern? Auf dem Weg hierher habe ich mich mehrmals verlaufen, bin gestolpert und ausgerutscht. Wenn man nicht mehr unfallfrei wandern kann, sollte man eine Schnapspause einlegen.

Kurz darauf stehe ich vor dem Geierskopfturm. Den Kopf in den Nacken gekippt, blicke ich den stählernen Aussichtsturm hinauf. Hier unten sehe ich nichts als Wald. Obwohl ich auf einem Berg stehe. Aber da oben würde ich vermutlich alles überblicken können. Sollte ich den Turm auslassen? Vor mir liegen noch mehrere Kilometer und zwei Stoppas. Aber im Schwarzwald zu wandern und ihn nicht einmal von oben zu sehen, erscheint mir falsch.

Nach den 90 Stufen fühle ich mich, als hätte ich auf einen Schlag vier Kurze geext. Benommen, aber auch beseelt. Meine Hände umklammern das Geländer, meine Augen schweifen über die Spitzen der Tannen. In der (nicht allzu weiten) Ferne erkenne ich meinen Start- und Endpunkt: Oberkirch. Ist die Kombination von Schnaps und Wandern nun eine himmlische oder teuflische? Vermutlich beides. Wer auf dem Brennersteig wandert, in dem ringt die Versuchung mit

dem Gebot der Mäßigung. Und wer sich zu sehr versuchen lässt, schafft es womöglich nicht bis ans Ziel.

Aus dem Wald hinaus geht es über Wiesen bis zum Köbellesberghof. Ich probiere vier Schnäpse, darunter einen Fichtensprossengeist, für den Fichtenadeln in Schnaps eingelegt werden. Beim folgenden Hof trinke ich abermals Obstbrände.

Als ich weitergehe, blitzt die Sonne spät nachmittäglich durch die Wolken und strahlt ringsum die Apfelbäume an. In der Nähe hüpfen Rehe über den Weg.

Am Ende habe ich an 20 Schnäpsen genippt, habe vier kleine Schnapsflaschen gekauft und bin rund 20.000 Schritte gegangen. Die Füße tun mir weh. Der Kopf nicht. Habe ich mich zu sehr gemäßigt? Ich würde sagen: Ich habe gerade so viel getrunken, dass ich auch den letzten Schnaps noch genießen konnte. Ich nehme einen tiefen Schluck Wasser, marschiere zum Bahnhof, und als der Zug schaukelnd losfährt, fallen mir die Augen zu.

ANZEIGE

ZEIT REISEN

25
JAHRE

Entdecken,
worauf es
ankommt

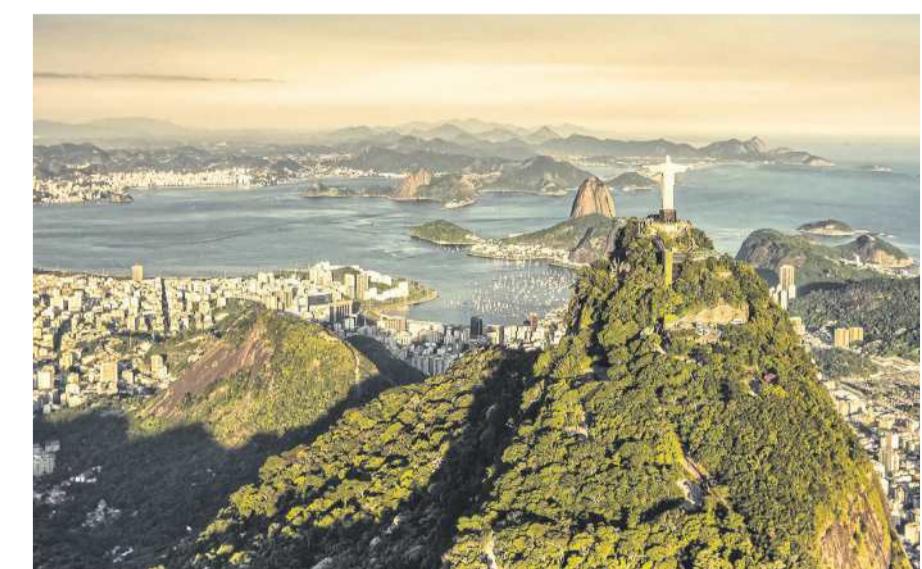
Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden, erfahrenen Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten und schauen hinter die Kulissen. Ausgesuchte Hotels mit Charme und Charakter, kulinarischer Genuss und exklusive Begegnungen gehören zu unseren Programmen ebenso wie Entdeckerfreude und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnet neue Horizonte. Seien Sie dabei!



Humboldts Jahr in Mexiko

Entdeckungsreise auf der historischen Humboldt-Route mit Peter Kornfeffel: unvergessliche interkulturelle Begegnungen, antike Kulturen, architektonische Wunderwerke und prägende Naturerlebnisse.

Termin: 6.3. | 9.10.2026 | Dauer: 16 Tage | Preis: ab 4.790 €



Kulturen im Licht der Anden

Peru, Bolivien und Chile auf einer 40-tägigen Kulturreise – alte Kulturen, beeindruckende Natur und archäologische Stätten. Von Machu Picchu bis zur Atacama-Wüste erleben Sie Geschichte, indigene Kultur und koloniales Erbe hautnah.

Termin: 6.9.2025 | Dauer: 40 Tage | Preis: ab 19.990 €

Höhepunkte:

- Begleitung durch ZEIT-Experten
- Machu Picchu und Uyuni
- Komfortable Busse und Übernachtungen in ausgesuchten Hotels



Warum ist das eigentlich so?

An diesem Wochenende steht der Totensonntag an – ein Moment der Ruhe, bevor die Welt weihnachtlich glitzert. Anderorts geht es ausgelassener zu: In Mexiko wird der Tod beim »Día de los Muertos« bunt geschmückt und mit Musik empfangen. Ganz anders, aber ebenso lebendig, gehen die Toraja auf Sulawesi damit um: Ihre Verstorbenen gelten als Pendler zwischen zwei Welten – nie ganz weg. Sie bleiben zunächst im Haus, oft über Monate oder Jahre. Und selbst danach reißt der Kontakt nicht ab: Beim Ritual »Ma'henene« werden sie aus den Gräbern geholt, neu eingekleidet und mit den neuesten Dorfgeschichten versorgt – so bleibt man, auch über den Tod hinaus, verbunden. Jede Kultur schafft ihren eigenen Raum für Erinnerung – still, festlich oder farbenfroh. Warum markiert bei uns ausgerechnet dieser Tag den Beginn der Weihnachtszeit? Vielleicht, weil wir vor all dem Licht einen Moment brauchen, um das Vergangene zu ordnen. Der evangelische Totensonntag schafft diesen Raum, bevor die Feiertage alles überstrahlen. Dieses Jahr könnte man ihn nutzen, um über den eigenen Tellerrand zu blicken und sich von anderen Kulturen inspirieren zu lassen, wie Erinnerungen aussiehen kann. Ein wenig Farbe würde dem November sicher gut tun.

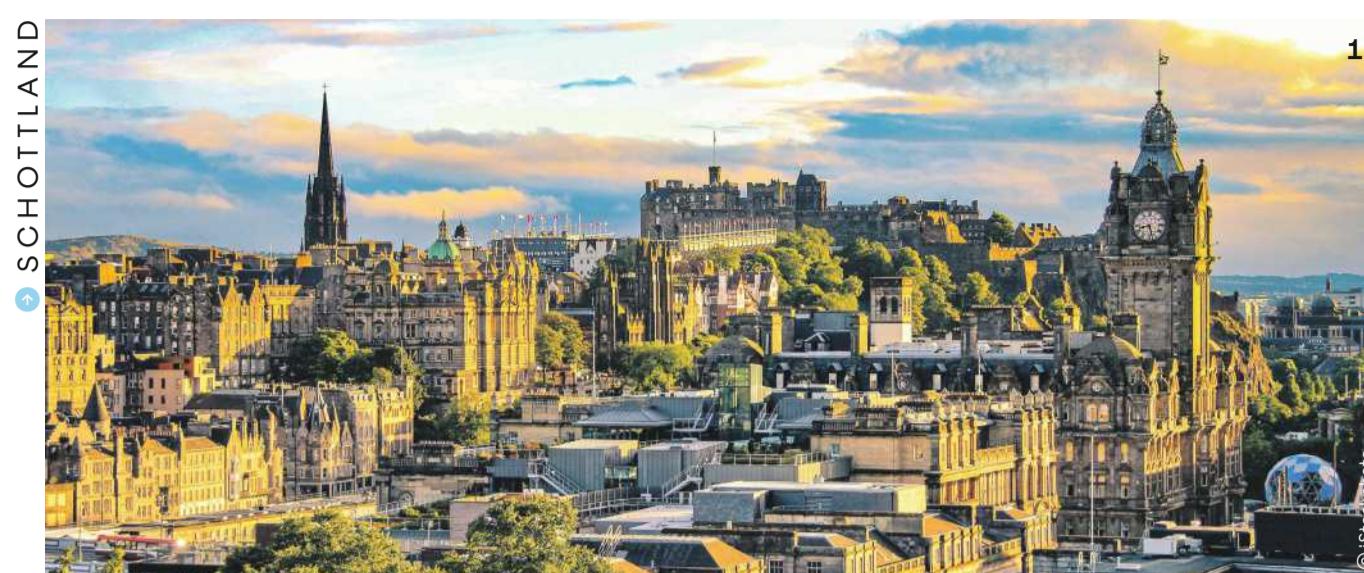


SÜDHOLLAND
Das Grand Hotel Huis ter Duin – Die Ikone der niederländischen Küste

Das Grand Hotel Huis ter Duin in Noordwijk bietet den perfekten Ausgangspunkt, um die niederländische Kultur zu erkunden. Dank seiner zentralen Lage zwischen Amsterdam, Den Haag, Leiden und Rotterdam genießen die Gäste gute Anbindungen an Museen der Weltklasse und pulsierendes Stadtleben. Nach einem Tag voller Kunst und Kultur kehrt man an die Nordseeküste zurück, wo zeitlose Eleganz, persönliche Gastfreundlichkeit und der Komfort eines familiengeführten Rückzugsortes warten.

GRAND HOTEL HUIS TER DUIN
Koningin Astrid Boulevard 5, 2202 BK Noordwijk, Niederlande
Tel. +31 36192200
✉️ reservations@huisterduin.com Ⓛ huisterduin.com

STÄDTE & KULTUR



HIGHLIGHT

Edinburgh

Kern der schottischen Identität

Der Dudelsack erklingt – eine Melodie, wie sie die meisten aus Filmen oder schottischen Paraden kennen. Doch stellen wir uns vor, wie sie an jenem Morgen gespielt worden wäre, an einem Tag, der die Geschichte eines ganzen Landes prägen sollte. Schottland, April 1746. Ein karger, kalter Morgen, der einer der bedeutendsten der schottischen Geschichte werden sollte. Der Wind schneidet durch die Reihen der Männer, die sich auf Culloden Moor versammeln, einer sumpfigen Ebene östlich von Inverness. Es war der letzte Versuch der Jakobiten, die Stuarts zurück auf den britischen Thron zu bringen. Prinz Charles Edward Stuart, »Bonnie Prince Charlie« hatte mit Unterstützung mehrerer Highland-Clans rasch an Einfluss gewonnen. Doch politische Spannungen, knappe Ressourcen und die Übermacht der Regierungstruppen zwangen die Rebellen zurück in die Highlands. In Culloden kam es zur Entscheidungsschlacht: Auf der einen Seite modern ausgerüstete Regierungstruppen, auf der anderen Jakobiten – viele Highlanders, getragen von Tradition, Loyalität und dem Wunsch nach einem selbstbestimmten Schottland. Doch die Niederlage war vernichtend. Sie leitete harte Maßnahmen gegen die Highland-Kultur ein: Bräuche wurden unterdrückt, Tartans verboten und Clanrechte eingeschränkt.

Dennoch blieb die Erinnerung lebendig – als Identitätsanker und Teil der schottischen Selbstwahrnehmung. Edinburgh ist eine Stadt, in der diese schwerwiegende Vergangenheit sichtbar bleibt: in Museen, in der Architektur und in den Erzählungen des historischen Kerns der Altstadt. In den grauen Häuserreihen, den engen Gassen, die sich wie Schluchten zwischen den hohen Gebäuden öffnen, und in der Silhouette des Edinburgh Castle auf dem vulkanischen Castle Rock zeigt sich die Geschichte besonders deutlich. Hinter der Stadt erhebt sich Arthur's Seat, der markante Hügel im Holyrood Park, der Edinburgh eine fast mythische Kulisse verleiht. Gleichzeitig zeigt die Stadt, wie lebendig alte Bräuche selbst im Winter fortbestehen. Besonders eindrucksvoll ist das »Samhuinn Fire Festival« am 31.



1 Edinburgh – Mittelpunkt schottischer Geschichte.
2 Gedenkstein für gefallene Clans des Culloden Moor.

Oktober, das den Übergang in die dunkle Jahreszeit markiert. Es ist eine moderne Interpretation alter keltischer Samhain-Riten: Feuer, Trommeln, Masken und mythische Gestalten ziehen durch die Straßen und verwandeln die historische Stadt für eine Nacht in eine Bühne vergangener Welten. In Edinburgh wird sichtbar, wie treu die Schotten ihre Kultur durch die Jahrhunderte getragen haben – und wie lebendig sie bis heute im Stadtbild fortbesteht.

FEWO TIPPS

DEUTSCHLAND

Weimar

Schöner Wohnen in Weimar. Traumhafte Ferienwohnungen, zentrale Lage, bestens ausgestattet. www.goethezimmer.de

In Hamburg direkt an der Elbe

Charm, einger. Kapitänshäuschen, max. 3 Pers., Tel. 0172/4507107

BERLIN

zentral, ruhig, 2 Zi., 030/78950142

www.highlight-apartment.de

ÖSTERREICH

Wien

Schönes Appartement für 2 Personen mit zwei großen Dachterrassen in Ottakring: großer Wohnraum, Küchenzeile, kl. Schlafzimmer, Bad mit WC, Aufzug, 700,- Euro pro Woche. Fotos auf Anfrage. Tel. 0172/8815307

GRIECHENLAND

In einem einmaligen musischen Meerengarten - Natur und Geselligkeit genießen. www.idyllion.eu

Bieten Sie mit!
↓
**Nur noch
4 Tage**

Jetzt ersteigern – später reisen.

Attraktive Reiseangebote bis zu 40% unter Listenpreis.

Alle Angebote der Reiseauktion finden Sie unter

zeit.de/angebote/reiseauktion

IMPRESSUM

Verlag: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Spemannstr. 1, 20095 Hamburg;
Geschäftsführung: Ilian Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann;
Projektmanagement: Flemming Holm; **Redaktion:** Mara Brockmann;
Grafik: Jörg Maßfert; **Fotos:** iStock; **Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe:** Lars Niemann; **Head of Sales Tourism & Culture:** Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de; **Anzeigenpreise:** Preisleiste Nr. 70 vom 1. Januar 2025

Sprachen lernen und die Welt verstehen.

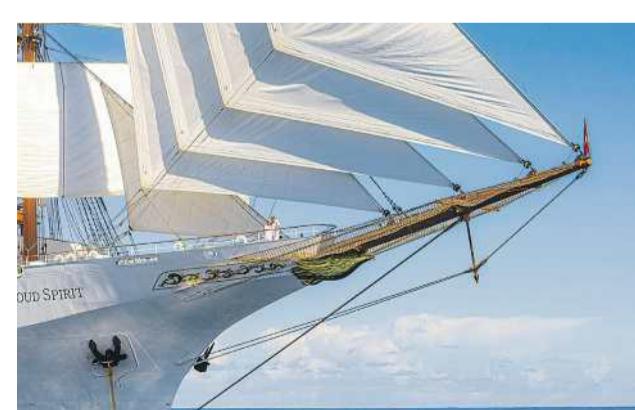
Teste jetzt die ZEIT SPRACHEN App kostenlos und spare im Anschluss 50 % als ZEIT-Leser.



zeit.de/sprachen

ZEIT SPRACHEN

EXKLUSIVE SEGELKREUZFAHRten – EINE BÜHNE UNTER SEGELN



Konzerte, Kultur und faszinierende Küsten: musikalische Höhepunkte vom Mittelmeer bis in die Karibik.

Buchung und Infos im Reisebüro oder bei:

SEA CLOUD CRUISES GmbH
An der Alster 9 | 20099 Hamburg
Tel. (040) 30 95 92-50
✉️ kreuzfahrtberatung@seacloud.com



Augenblicke die zählen. Momente, die bleiben.

An Bord der SEA CLOUDS verbinden sich höchste Ansprüche mit der Kunst des entspannten Reisens: Echte Segel-Romantik trifft auf stilvolles Ambiente. Dazu gehört auch Musik in Perfektion – deshalb haben die Meisterwerke von Steinway & Sons auf den SEA CLOUDS ein Zuhause gefunden und bereichern die Reisen mit ihrem unverwechselbaren Klang. Die Großsegler verwandeln sich immer wieder in Bühnen für unvergessliche Konzerte: Ob legendäre Klassiker aus Rock und Pop bei SONGS 'N' SAIL-Tönen, stimmungsvolle Jazz-Abende, karibische Rhythmen oder entspannte DJ-Beats – jedes Musikgenre findet seinen besonderen Platz. Entdecken Sie Ihr persönliches Lieblingsformat und genießen Sie exklusive Musikmomente – an Bord und an Land.

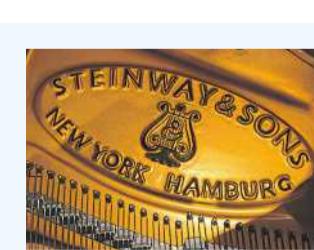
✉️ seacloud.com/de



Joja Wendt vor karibischer Kulisse

Erleben Sie den renommierten Jazzpianisten live an Bord der SEA CLOUD SPIRIT. Auf dieser Reise verbindet sich karibische Laissez-faire mit den Tönen von Klassik und Jazz.

St. Maarten – St. Maarten
18.01. – 25.01.2026, SCS-2603
mit Martinique, St. Lucia, Dominica, Nevis und Anguilla
7 Nächte ab 4.495 Euro p.P.
ab/bis Hafen, Garantie-Doppelk.



Concerts à la Carte unter Segeln

An Bord der SEA CLOUD II erwarten Sie ein exklusives Steinway Konzertlebnis für Klassikliebhaber mit renommierten Künstlern, Nachwuchstalenten und einem Special-Event in Split.

Athen (Piräus) – Venedig
07.08. – 17.08.2026, SCII-2628
mit Poros, Milos, Kefalonia, Korfu, Otranto, Korcula und Split
10 Nächte ab 6.450 Euro p.P.
ab/bis Hafen, Garantie-Doppelk.



Eine sonnige Geburtstagsreise

Mit den swingenden Jazzklängen von Pianist und Saxophonist Chris Hopkins den 5. Geburtstag der SEA CLOUD SPIRIT feiern und entspannten Lifestyle in den Hotspots der iberischen Halbinsel genießen.

Lissabon – Palma de Mallorca
22.08. – 01.09.2026, SCS-2628
mit Cádiz, Puerto Banús (Marbella) (über Nacht), Valencia und Ibiza
9 Nächte ab 7.795 Euro p.P.
ab/bis Hafen, Garantie-Doppelk.



Summer Vibes & Midnight Beats

Bei unserem SONGS'N'SAIL-Törn im Mittelmeer wird die Sonnendecke zur Bühne. Drei Live-Acts feiern mit Ihnen den Sommer zwischen den Balearen und der Costa Smeralda.

Palma de Mallorca – Olbia
22.08. – 22.08.2026, SCS-2628
mit Ibiza (über Nacht), Menorca (über Nacht), Alghero, Porto Cervo (über Nacht) und Ajaccio
10 Nächte ab 7.970 Euro p.P.
ab/bis Hafen, Garantie-Doppelk.



Themenreisen 2026: Wenn das Meer zur Bühne wird

PEGGY GÜNTHER

Der Anteil langhaariger Männer auf den Gängen des Schiffes steigt exponentiell. Boxentürme wachsen auf dem Pooldeck in den Himmel. Die Bars zapfen bereits mittags Bier im Akkord. An Bord der »Mein Schiff 4« herrscht Ausnahmezustand, denn heute beginnt die 10. Full Metal Cruise. Das Hamburger Unternehmen TUI Cruises gehört zu den deutschen Vorreitern im Segment Themenkreuzfahrten. Auch wenn eine Themenreise viel Extraaufwand für die Reederei bedeutet, es lohnt sich: Das Konzept zieht regelmäßig neues Publikum an Bord. Aus interessierten Personen werden oft Wiederholende.

So ist es nicht verwunderlich, dass sich das Programm an Themenreisen auch für 2026 vielfältig gestaltet. Die Bandbreite bei TUI Cruises reicht vom Star-Violinisten David Garrett über die Tattoo-Kreuzfahrt bis hin zu Yoga und Selbstliebe. AIDA Cruises

lädt 2026 zum Oktoberfest auf See ein und zu Tanzreisen mit bekannten Gesichtern aus einer Fernsehshow. Dabei genießen die Reisenden nicht nur die Vorführungen der Profis, sondern können auch ihren eigenen Ausdruck auf dem Parkett unter Anleitung verbessern. Auf den True-Crime-Reisen von AIDA lesen Schreibende aus Krimi-Bestsellern und berichten Ermittlungs- sowie Forensik-Fachleute aus ihrem Arbeitsalltag.

Prominenz ist für Themenreisen ein Muss und löst bei vielen Gästen einen besonderen Reiz aus. Das Idol schlafst nur wenige Meter entfernt – und man könnte ihm jederzeit auf dem Flur begegnen. Das macht Stars nahbarer, vor allem auf kleinen Schiffen. Bei Hapag-Lloyd Cruises sind regelmäßig hochkarätige Namen aus Journalismus und Politik zu Gast. So diskutiert im »Europa-Salon 2026 der ehemalige Chefredakteur des ZDF Dr. Peter Frey

vor der Westküste Afrikas mit Thomas de Maizière sowie Emily Haber. Und Sabine Christiansen führt im Indischen Ozean ihr eigenes Talkformat an Bord fort.

Auch auf dem Fluss sind Themenkreuzfahrten mit bekannten Namen beliebt. Plantours holt für eine Karnevalskreuzfahrt Comeedian Bernd Stelter und die Musikgruppe Bläck Fööss an Bord. Bei A-ROSA treten Wigald Boning und Bernhard Höcker auf einer Comedystage auf. Und Schlagerstar Stefan Mross spielt auf einer Charity-Rheinkreuzfahrt.

Zu den Klassikern der Themen-

kreuzfahrt zählt die Kulinarik. Gourmetreisen mit Menüs von Persönlichkeiten der Sterneküche werden flankiert von Weinverkostungen, Kochshows an Bord und lukullischen Ausflügen an Land. So sticht Johann Lafer 2026 mit der »Vasco da Gama« von nicko cruises in die Nordsee, und TV-Koch Björn Freitag begleitet eine TUI Cruises-Über-

führungsreise von Kapstadt nach Dubai. Letzteres ist ein Beispiel dafür, dass Themenkreuzfahrten auch gern auf Routen mit vielen Seetagen angesetzt werden, um die Gäste beschäftigt zu halten. Bei US-amerikanischen Anbietern gehören Seetage ohnehin zum Standard bei Themenkreuzfahrten. Ein großer Anbieter von Themenkreuzfahrten ist die Norwegian Cruise Line. Rund 30 Termine hat die Reederei für 2026 im Programm – von der Wrestling Cruise über diverse Musikreisen bis hin zur ersten Kreuzfahrt für Fans der Reality-Dating-Show »The Bachelor«. Abgewickelt werden die meisten Formate von der NCL-Tochtergesellschaft Sixthman. Das Unternehmen will laut eigener Aussage Barrieren zwischen Künstlern und Fans durch gemeinschaftsorientierte Urlauberlebnisse auf See abbauen. Knapp die Hälfte der Festivalcruiser sind laut Sixthman Erstkreuzfahrende. Nach den eng-

lischsprachigen Ländern gehört Deutschland zu den wichtigsten Quellmärkten.

Kreuzfahrten boomen auch weiterhin: Laut CLIA waren 2024 rund 35 Millionen Menschen auf hoher See unterwegs. Für 2025 wurde erneut ein neu prozentiges Wachstum der Zahl der Passagiere erwartet. Dieser Nachwuchs ist angesichts des ambitionierten Neubauprogramms der Reedereien auch zwingend erforderlich: Weltweit stehen knapp 70 neue Kreuzfahrtschiffe für die nächsten zehn Jahre in den Orderbüchern der Reedereien. Bis 2036 werden also rund 178.000 zusätzliche Betten entstehen, die Tag für Tag gefüllt werden sollen. Zum Vergleich: Aktuell zählen die CLIA-Mitgliedsreedereien 310 Hochseeschiffe mit 651.000 Betten auf Basis einer Doppelbelegung. Wir dürfen also gespannt sein, welche neuen Themenkreuzfahrten sich die Reedereien künftig ausdenken werden. ●

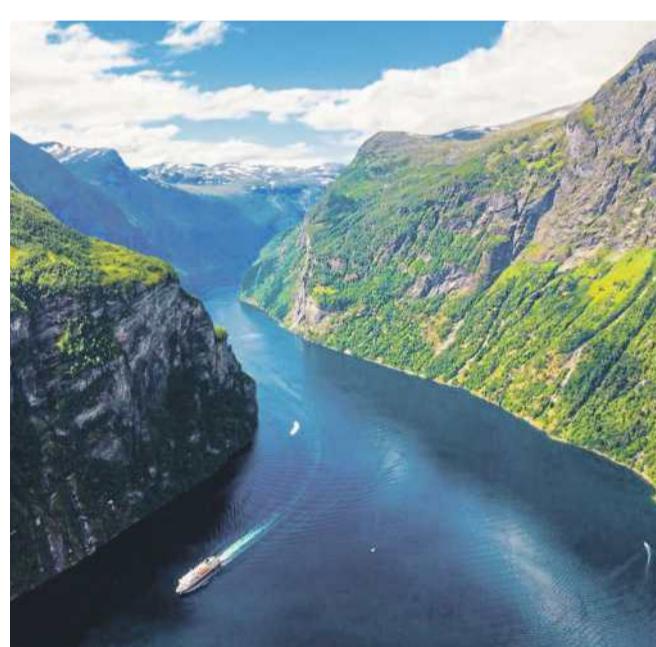
Festtagsreisen als spezielle Form der Themenkreuzfahrt sind eine Möglichkeit, dem Weihnachtstrubel und der deutschen Witterung zu entfliehen. Zwar liegen die Preise meist über dem Durchschnitt, dafür profitieren die Gäste von Entspannung durch servierte Galamenüs und internationalen Begegnungen.

IMPRESSUM: Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmuth-Schmidt-Haus, Spießort 1, 20095 Hamburg. Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser, Iris Ostermaier, Christian Röpke und Nils von der Kalb. Art Direction: Dietke Steck. Realisierung: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe. Geschäftsführung: Iliane Weiß, Dr. Mark Schifflauer, Lars Niemann. Projektmanagement: Stefanie Eggers. Redaktion: Peggy Günther. Grafik: Sonja Feldkamp. Lektorat: Egbert Scheunemann. Bilder: Stockphoto.com - grandriver / Aja Koska / ierry / Voyagerix. Head of Travel & Tourism: Sandra Lindemeyer, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeyer@zeit.de. Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2025

Übers Wasser nach Norden

PEGGY GÜNTHER

Das Nordland gehört zu den beliebtesten Reisezielen der Deutschen. Doch mit dem Auto braucht man Geduld: Zahlreiche kurvige Straßentenkmeter trennen uns von den skandinavischen Höhepunkten. Eine Kreuzfahrt verbindet die nordeuropäischen Sehenswürdigkeiten auf bequeme Art. Abfahrten gibt es ab Hamburg, Kiel und Warnemünde.



Ob zwei Tage oder zwei Wochen Reisedauer – das Nordland lässt sich bequem von Deutschland aus per Schiff entdecken.

Norwegen ist per Schiff ganzjährig erreichbar. Während das satte Grün der Fjorde im Sommer vertraut erscheint, wirkt der Winter nahezu unwirklich. Puderzucker-bestäubte Berggipfel ragen majestatisch in den Himmel. Die Wellen brechen sich an Felsen, die wie schlafende Riesen in der See liegen. Kleine Hafen ruhen unter einer weißen Decke und der Schneegriesel lässt den Tag schlaftrig werden. In langen Nächten erwacht hingegen die Sehnsucht nach tanzenden Schleieren aus Licht.

Auf der Nordkap-Linie von Hurtigruten greift im Winter eine Nordlichtgarantie. Der Veranstalter verspricht: Sollten sich keine Nordlichter auf der Reise zeigen, gibt es als Entschädigung eine kostenlose sechs- oder siebenjährige Reise. Das moderne Hybridschiff »Finnmarken« fährt ganzjährig ab/bis Hamburg zu zwölf Orten entlang der norwegischen Küste bis hin-

auf zum Nordkap. Die Reisen dauern 15 Tage.

Wer weniger Zeit hat und mehr vom Landesinneren sehen möchte, wählt einfach die fünftägige Kombination aus Zug und Postschiff. Von Oslo aus geht es mit der Dovre-Bahn nach Trondheim. Hier wartet das Postschiff nach Bergen, von wo aus die Bergbahn wieder bis Oslo fährt. Der Name ist Programm: Mit bis zu 55 Prozent Steigung gehört die Strecke zu den steilsten Eisenbahnstrecken der Welt.

Die kürzeste Norwegenkreuzfahrt bietet Color Line an: in zwei Tagen und zwei Nächten von Kiel nach Oslo und wieder zurück. Allerdings hat man auf dieser Reise nur vier Stunden in der norwegischen Hauptstadt, das reicht gerade mal für einen Spaziergang durch das Zentrum. Der Anleger liegt rund zwei Kilometer von der Innenstadt entfernt. Doch die An- und Abreise sind genauso wertvoll wie der Aufenthalt vor

Ort. Früh aufstehen lohnt sich, denn bereits zwischen 6 und 7 Uhr gleitet die Fähre in den mehr als 100 Kilometer langen Oslofjord.

Alternativ locken Schiffsreisen,

die mehrere nordische Länder vereinen. So kombiniert die »MSC Preziosa« beispielsweise im Mai 2026 auf einer achttägigen Reise die dänische und die norwegische Hauptstadt mit zwei kleinen Destinationen in den beiden nordischen Ländern: Kristiansand und Skagen, wo Nord- und Ostsee aufeinandertreffen. Auf dem Rückweg wartet ein gebührender Empfang mit Feuerwerk im Rahmen der Hamburg Cruise Days.

So unterschiedlich die Routen,

so ähnlich das Gefühl: Wer den Norden wirklich verstehen will, muss ihn vom Wasser aus sehen. Zwischen Fjorden und Küstenstädten zeigt sich, was diese Landschaft prägt – die Weite, das Licht und die ruhige Kraft des Meeres. ●

Mein Schiff

Dem Verbrechen auf der Spur.

Erleben Sie vom 14.09. – 21.09.2026
außergewöhnliche Momente auf der Mein Schiff 7.

tui tuiCruises

Begeben Sie sich auf eine Reise zu den schönsten Hafenstädten der Ostsee und erleben Sie spannende Momente an Bord.

Zu Gast: Die ZEIT Verbrechen-Podcast-Hosts Sabine Rückert und Andreas Sentker.

Mein Schiff® Gäste haben die Möglichkeit sie live im Theater mit spannenden Kriminalfällen und einem Blick hinter die Kulissen des erfolgreichen Podcast zu erleben (nach Verfügbarkeit).

Wer exklusiv über ZEIT Reisen bucht, erhält zusätzlich Zugang zu allen ZEIT Reisen Veranstaltungen.

In Kooperation mit **VERBRECHEN**

© Vera Tammen



